

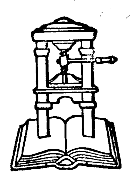
Ludw. Ferd. Clauß Semiten der Wüste unter sich

Ludwig Ferdinand Clauß

Semiten der Wüste unter sich

Miterlebnisse eines Rassenforschers

Mit 36 Kunstdrucktafeln
nach eigenen Aufnahmen des Verfassers



Büchergilde Gutenberg Berlin

 Ausstattung: Rudolf Dörwald, Berlin. Gesetzt in Korpus Koch-Fraktur. Druck der August Pries G. m. b. H. in Leipzig. Dieser Band ist eine erweiterte und umgearbeitete Auflage des Buches „Als Beduine unter Beduinen", das im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., erschienen ist.

An meine Leser

Schon mehr als zwei Jahre sind vergangen, seitdem die Büchergilde Gutenberg an mich mit der Aufforderung herantrat, für sie eine erheblich erweiterte Ausgabe meines Buches „Als Beduine unter Beduinen" zu schaffen, das 1933 und 1934 zu Freiburg i. Br. erschienen war. Der Verlag gab seine Zustimmung freundlicherweise sofort, aber die Mitarbeit im Dienste des neuen Reiches und schließlich meine Lehrtätigkeit an der Berliner Universität verlangten meine ungeteilte Kraft und ließen keinen Urlaub. Daher kommt es, daß ich dieses neue Semitenbuch erst heute vorlegen kann.

Nachdem die Büchergilde mein Buch „Rasse und Seele" in bisher drei eigenen Auflagen ihrem Leserkreise gebracht hat, darf ich hoffen, daß gerade hier der Boden bereitet sei zum Betrachten auch jener uns so völlig fremden Welt des Ursemiten. Sie ist für uns von besonderer Bedeutung, weil sie in unsere eigene seelische Geschichte schon früh - oft deutlich erkennbar und oft fast unmerklich - immer wieder entscheidend herübergegriffen hat. Wir reinigen uns selbst, wenn wir Fremdes als Fremdes erkennen.

Im Sommer 1937.

L. F. C.

1. David und Goliath oder Die Gestalt als Schicksal

Das war es, was manchen unter uns Halbwüchsigen damals so seltsame Unruhe schuf: daß wir beim Unterricht in der Biblischen Geschichte durchaus nicht immer die Dinge so sehen konnten, wie der Lehrer sie sehen wollte nach seiner ihn verpflichtenden Vorschrift. Und wenn in diesen Geschichten erzählt wurde, daß da zwei Menschen miteinander im Streite lagen, dann fühlten wir uns nicht immer auf der Seite dessen, mit dem es die Biblische Geschichte und der Lehrer hielt. Wir lasen da zum Beispiel:

Die Philister stunden auf einem Berge jenseits und die Israeliten auf einem Berge diesseits, so daß zwischen ihnen das Tal war. Da trat hervor aus den Reihen der Philister ein Riese mit Namen Goliath ... sechs Ellen und eine Handbreit hoch ... der Schaft seines Spießes war wie ein Weberbaum, und das Eisen seines Spießes hatte sechshundert Lot Eisens ... Und er stund und rief zu dem Heere Israels und sprach zu ihnen: „Erwählet einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu streiten und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte sein. Vermag ich aber wider ihn und schlage ihn, so sollt ihr unsre Knechte sein." Und wiederum rief der Philister: „Ich habe am heutigen Tage dem Heere Israels hohngesprochen. Nun schafft mir einen Mann, daß wir miteinander kämpfen!"

Da Saul und ganz Israel diese Rede des Philisters hörten, entsetzten sie sich und fürchteten sich sehr.

David aber war eines ... Mannes Sohn aus Bethlehem in Juda; der hieß Isai und hatte acht Söhne ... Die drei ältesten Söhne Isais aber waren unter Saul in den Krieg gezogen ... David aber war der jüngste. David ging öfter heim von Sauls Hofe, um zu Bethlehem seines Vaters Schafe zu hüten.

Aber der Philister trat herzu morgens und abends und stellte sich hin vierzig Tage lang.

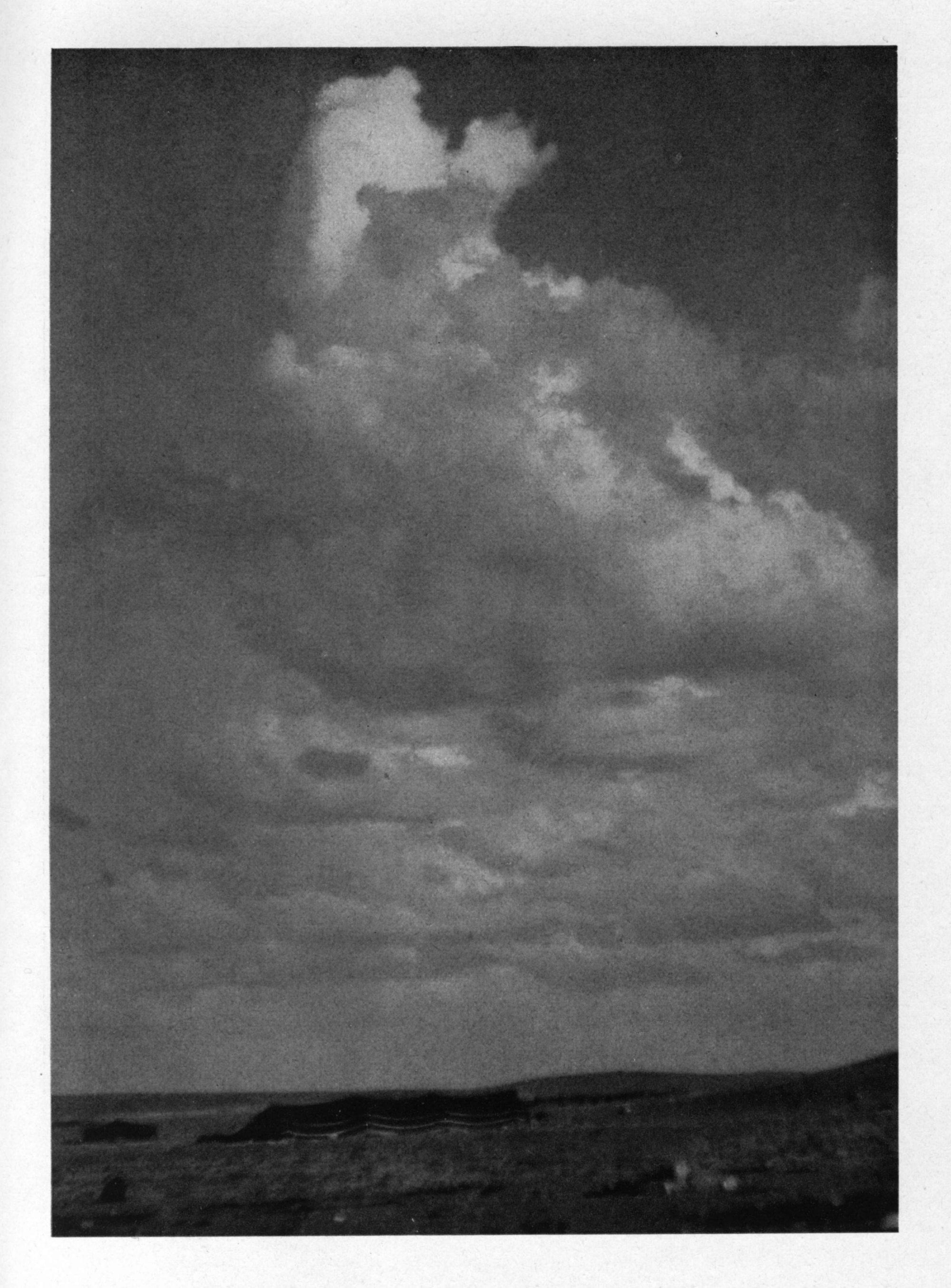
Einmal sprach Isai zu seinem Sohn David: „Nimm doch für deine Brüder ... von diesem Röstkorn und diese zehn Brote ..., und diese zehn frischen Käse bringe dem Hauptmann und frage nach dem Befinden deiner Brüder und laß dir von ihnen ein Unterpfand geben." ... Da ließ David am andern Morgen früh die Schafe einem

Hüter, lud auf und machte sich auf den Weg ... und lief zu dem Heer und ging hinein und grüßte seine Brüder. Und da er noch mit ihnen redete, siehe, da trat herauf der Riese mit Namen Goliath ... aus der Philister Heer und tat dieselben Reden wie zuvor, und David hörte es. Als aber die aus Israel den Mann erblickten, da flohen sie alle vor ihm und fürchteten sich sehr. Einer aus Israel rief: „Habt ihr den Mann gesehen, der da heraufkommt? Um Israel hohnzusprechen, kommt er herauf. Wer ihn erschlägt, den will der König sehr reich machen und will ihm seine Tochter geben und will seines Vaters Haus steuerfrei machen in Israel." Da sprach David zu den Männern, die bei ihm stunden: „Was also wird man dem tun, der diesen Philister erschlägt und die Schande von Israel wegnimmt? Ja wer ist denn dieser unbeschnittene Philister, daß er hohnsprechen darf dem Heere des lebendigen Gottes?" Da sagte ihm das Volk wie vorhin: „So wird man tun dem, der ihn erschlägt."

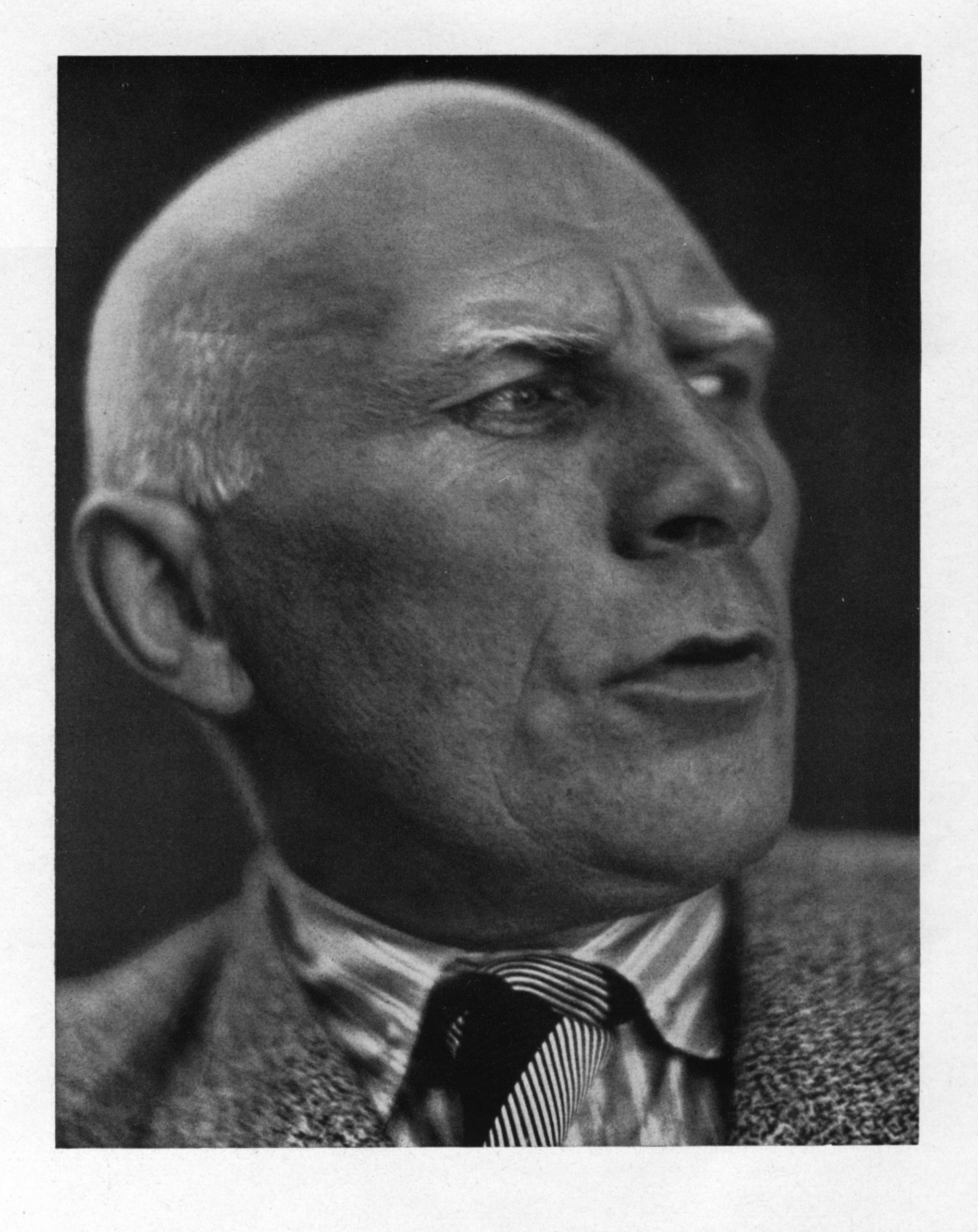
Als aber Davids ältester Bruder ... hörte, wie der mit den Männern sprach, geriet er in Zorn über David und rief: „Wozu denn bist du hierhergekommen und wem hast du jene paar Schafe dort auf der Weide überlassen? Ich kenne wohl deine Frechheit und deinen boshaften Sinn - um den Krieg anzusehen, bist du hergelaufen!" David antwortete: „Was hab ich denn nun getan? Es war ja nur ein Wort." Und wandte sich von ihm ab einem andern zu und fragte dasselbe, und die Leute antworteten ihm wie das erstemal.

Als nun kund wurde, was David gesprochen hatte, verlautete es auch vor Saul, und er ließ ihn kommen. David sprach zu Saul: „Herr, laß nicht seinetwegen den Mut sinken. Dein Knecht wird hingehen und mit dem Philister streiten ... Dein Knecht hütete die Schafe seines Vaters. Wenn dann ein Löwe ... kam und trug ein Schaf weg von der Herde, lief ich ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn ... So soll es nun diesem Philister, dem Unbeschnittenen, ergehen wie einem von jenen, denn er hat geschändet das Heer des lebendigen Gottes." ...

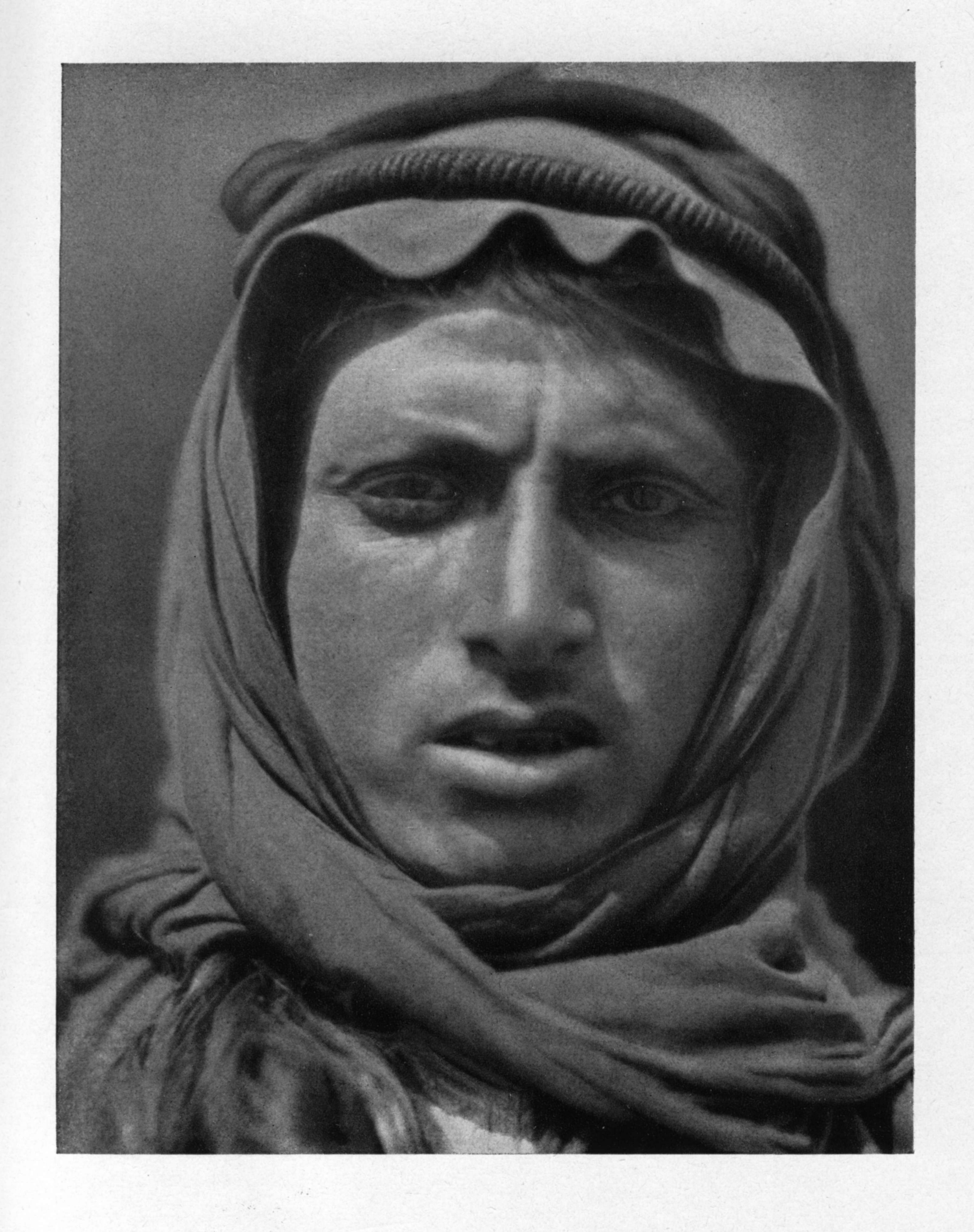
Und Saul sprach zu David: „Gehe hin, Jahwe wird mit dir sein!" Und Saul zog David seine Kleider an und setzte ihm einen ehernen Helm aufs Haupt und legte ihm einen Panzer an und gürtete ihm sein Schwert darüber. Der bemühte sich, darin zu gehen, denn er hatte es noch nie versucht. Da sprach David zu Saul: „Ich kann darin nicht gehen, denn ich bin's nicht gewohnt." Da zog man ihm die Rüstung wieder aus, und er nahm seinen Stock in die Hand und suchte sich fünf glatte Steine aus dem Bachtal und tat sie in seine Hirtentasche ... und nahm die Schleuder zur Hand und trat vor gegen den Philister ... Der Philister sprach zu David: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?" und fluchte dem David bei seinen Göttern ... David aber sprach: „Du trittst mir entgegen mit Schwert,



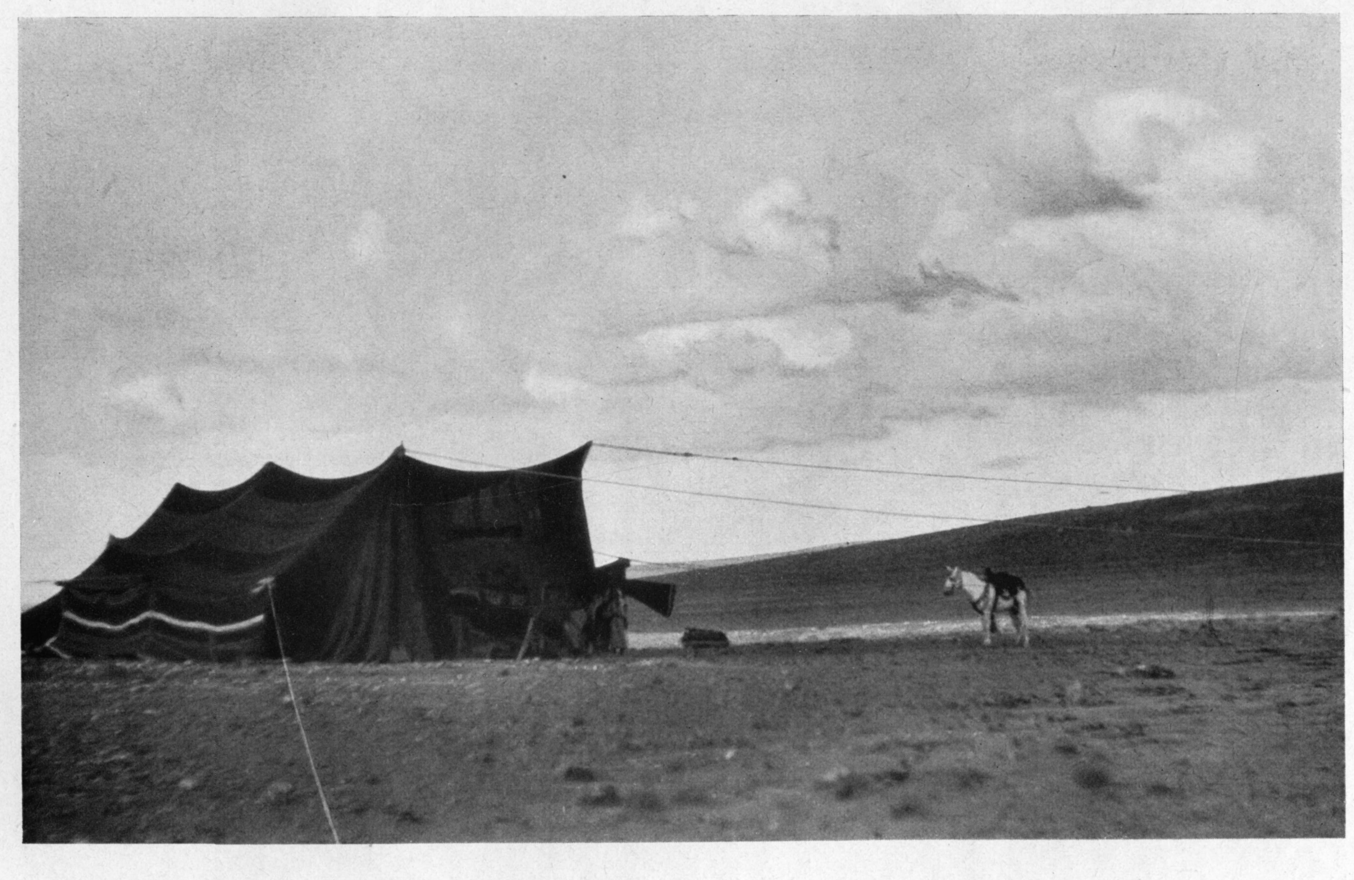
I. Beduinenlager in der Steinwüste zur Regenzeit



II. Großbauer aus Dithmarschen. Züge fälischer und nordischer Rasse. „Goliath“



III. Hirte aus dem Stamme Beni Sachr. Wesentlich wüstenländische Züge. „David“



IV. Das Zelt des Scheichs

Spieß und Schild. Ich aber trete dir entgegen mit dem Namen Jahwes der Heerscharen, des Gottes der Schlachtreihen Israels, die du verhöhnt hast. ... Am heutigen Tage aber liefert dich Jahwe in meine Hand ... auf daß alle Welt erkenne, daß in Israel ein Gott ist ..." ...

Und David tat seine Hand in die Tasche und nahm einen Stein daraus und schleuderte und traf den Philister an seine Stirn, daß der Stein in seine Stirn fuhr und er zur Erde fiel auf sein Angesicht. (1. Sam. 1-49.)

Soweit die Geschichte vom Fall des „Riesen" Goliath. Von uns Schülern wurde als etwas Selbstverständliches erwartet, daß wir uns inwendig auf die Seite Davids stellten, der ja zur Zeit jener Geschichte schon der Gesalbte Jahwes war, und daß wir mit den Heerscharen Israels frohlockten über den Fall des „Riesen". Das eben war ja der Sinn all dieser Unterweisung in Biblischer Geschichte. Die meisten von uns dachten nicht weiter nach, sondern gingen darüber hinweg. Aber unsere innere Stellungnahme war nicht jene, die man von uns erwartete. Auch wenn wir uns Mühe gaben, unser Gefühl entschied anders. Und noch viel später, wenn ich einmal an diese Geschichte zurückdachte, wurde mir peinlich zumute; und ich weiß, daß es anderen genau so ging. Es bleibt ein Nachgeschmack, der deutlich anzeigt, daß da irgend etwas - wenigstens für unser Gefühl - in dieser Geschichte nicht reinlich aufgeht. Woran liegt das wohl?

Was da erzählt wird, ist ein Zweikampf zwischen den beiden Heeren, wie wir ihn sonst aus der Frühgeschichte indogermanischer Völker kennen. So wie hier der gewaltige Kriegsmann Goliath es tut, so forderten die homerischen Helden einander heraus zum Einzelkampfe, und auch die gotischen Helden Hildebrand und Hadubrand im altdeutschen Hildebrandsliede fordern einander zwischen zwei Heeren zum Waffengange Mann gegen Mann. Dem Kampfe mit Waffen ging dann oft ein Kampf mit Worten voraus, wo beide Gegner sich ihres Geschlechts und der eigenen Taten rühmten. Die Gegner „maßen sich": das war der Sinn solchen Kämpfens. Notwendig aber gehört es zu einer solchen Messung, daß sie mit einerlei Maß vollzogen wird. Nur was einander gleichgeartet ist oder doch einander sich gleich wähnt, tritt gegen einander an. Gleich oder doch gleichartig müssen die Waffen sein und auch

der Gebrauch dieser Waffen: der Kampf, zumal der Zweikampf, war durch strenge Regeln bestimmt, denen beide Gegner sich fügten. Verletzung des Kampfbrauchs war Frevel und schlimmer als Unterliegen, denn sie löschte die Ehre des Frevlers aus. In Ehre zu fallen, ist für Streiter solcher Art kein Schrecknis; für jeden kommt einmal der Tag, an dem er fällt. Fiel er als Held, dann überlebt ihn der Ruhm seiner Taten: der Held ist tot, aber die Ehre lebt. Ehrlicher Kampf nach gleichem Maß und Brauch ist etwas, das in aller indogermanischen Frühgeschichte als ein Wert erlebt wird, sogar als ein höchster Wert, denn es führt im Stile jener Menschen auf eine festliche Lebenshöhe und ist schon darum den Einsatz leiblichen Lebens wert. Doch alles hängt daran, daß der „ehrliche" Kampfbrauch gewahrt wird. Den Kampfbrauch verletzen heißt die Ehre verlieren: dann ist der Sieg kein Sieg, sondern Schlimmeres als der Tod.

Nach welchem Brauche aber wird hier der Zweikampf zwischen dem leichten Junghirten und dem gepanzerten schweren Kriegsmann ausgefochten? Der Riesenhafte glaubt den Kleinen verachten zu dürfen, weil dieser gar nicht imstande ist, mit gleichem Maße sich zu messen, nämlich mit jenem Maße, mit dem er selbst, der Riesenhafte, sich mißt. Dieses Maß ist für ihn das Maß schlechthin, er kennt kein anderes. Und es scheint, daß es ringsum von allem Kriegsvolk als jenes Maß anerkannt wird, nach dem der herrschende Brauch sich richtet. Nicht nur die Philister achten den Brauch als gültig, sondern auch „die Schlachtreihen Jahwes". Sonst könnte ja im Laufe der vierzig Tage, an denen der Riesenhafte von morgens bis abends die besten Streiter der Feinde zum Zweikampf ruft, längst einer das getan haben, was nachher der Hirte tut: den starken Philister aus sicherer Entfernung meuchlings mit der Schleuder fällen. Aber die Kriegsleute wissen es nicht anders, als daß man mit gleichen Waffen antritt. Zu Anfang ärgern sie sich über den hergelaufenen kleinen Hirten, der den Krieg nicht kennt: sein eigener Bruder beschimpft ihn. Wer gleiche Waffen nicht einmal zu tragen vermag, der hat kein Recht zum Kampfe wider den Starken – solang auf beiden Seiten gleiches Maß gilt. „Es geht nicht an", denken die zünftigen Krieger.

Aber David, der an diese geltenden Bräuche nicht gewöhnt ist, macht eine Entdeckung, zu der die Krieger, die der gelernte Kriegsbrauch bindet, selbst nicht fähig sind, was sie aber nicht abhält, diese Entdeckung nachträglich gutzuheißen. Sie läßt sich auf die einfache Formel bringen: Es geht doch. Freilich – es geht nur dann, wenn der geltende Brauch, das gemeinsame Maß, verletzt wird. Das Bewußtsein geltenden Brauches ist etwas, das seine Wurzeln in der Geschichte und also letzten Endes in Art und Blut hat. Im hier gegebenen Falle hängt alles davon ab, ob die Verletzung des Brauches durch David sich vor dem geschichtlichen Bewußtsein der Volks- und Zeitgenossen, vor der Gemeinschaft Israel also, rechtfertigen läßt.

David führt an: der Philister habe „geschändet das Heer des lebendigen Gottes". Der Tatbestand dieser Anklage ist durch die Erzählung gegeben. Der Philister hat das feindliche Heer aufgefordert, ihm einen ebenbürtigen Gegner zum Zweikampf zu senden; aber im feindlichen Heere findet sich keiner wie er. Statt einen zu senden, der ihm gewachsen wäre, entsetzen sich Saul und ganz Israel und fürchten sich sehr. Da verhöhnt sie der Philister und reizt sie vierzig Tage lang.

Der Hohn und die Reizung geben kein Recht zur Verletzung des „ehrlichen" Kriegsbrauchs, denn sie spielen sich selbst im Rahmen des geltenden Brauches ab. Nicht also, daß ein gegnerisches Heer verhöhnt wird, kann als Begründung für eine Maßnahme gelten, die geheiligten Kriegsgebräuchen ins Antlitz schlägt und die darum niemand erwartet, auch die Verhöhnten nicht. Davids Begründung zielt auf etwas anderes. Er sagt nicht: der Philister hat „uns" oder „unser Heer" geschändet, sondern: „das Heer des lebendigen Gottes". Er rührt an etwas, das den Kern des geschichtlichen Bewußtseins in seinem Volke ausmacht: nicht ein Volk unter Völkern zu sein, das ein Heer ins Feld stellt wie andere Völker tun, sondern ein besonderes Volk, das sich von allen anderen Völkern unterscheidet: das Volk Jahwes, des „lebendigen Gottes". Israel und Jahwe sind eines: wer dieses Volk schändet, der schändet Jahwe in ihm. Eine Schändung Jahwes aber darf Israel als Jahwes Heer nicht dulden. Was der Philister tut, wird jetzt nicht mehr als Kriegs-

brauch gesehen, sondern als Frevel an Jahwe. Das ganze Geschehnis wechselt den inneren Schauplatz, es wird mit anderem Bewußtsein aufgefaßt. Das Recht auf gleiches Maß wird dem Gegner ohne Kündigung entzogen. Nicht ein Zweikampf ist es, zu dem nun David antritt, sondern ein Strafvollzug im Auftrag Jahwes, des geschändeten. Jahwe hat den Philister gerichtet und in Davids Hand geliefert. Somit handelt David nicht mehr als Gegner im Streite, sondern im Amte des Henkers.

Unwichtig ist es bei dieser unserer Betrachtung, ob es wirklich gerade jener David war, von dem das Gesagte gilt, oder ein anderer Mann mit anderem Namen, aber aus jenem selben Volke Israel. Durch David handelt Israel; nur um Israel geht es, darum bleibt alles dasselbe, wenn auch vielleicht an Davids Stelle in Wirklichkeit ein anderer stand als er. (Im 2. Buch Samuel nämlich, Vers 19, wird ein anderer, namens Elchanan, als Töter Goliaths genannt.) Und selbst das ist hier eine Frage zweiten Ranges, ob die Erzählung vom Fall des Philisters Goliath als geschichtlich im engeren Sinne zu nehmen ist oder „nur" als Sage; ob sie getreulich die Denk- und Erlebensweise jener Frühzeit Israels spiegelt oder einer etwas späteren Zeit. In die Art eines Volkes und die Auffassung, die es von sich selbst hat, gibt oft genug die Sage tieferen Einblick als die im einzelnen nachweisbare Geschichte; denn Sage ist nicht Märchen oder Fabelei, sondern meist nichts anderes als dichterisch geläuterte Geschichte und sagt also mehr als diese. Die Sage gibt ein Bild des Volkes, wie es sein *soll* nach seinem eigenen geschichtlichen Urteil.

Geschichtlich also in einem tiefen und strengen Sinne ist der Auftritt, der mit dem Fall des gewaltigen Kriegers endet. Ein „Held", der im Bewußtsein eigener Kraft lebt und auf nichts anderes sich stützt als auf das Bewußtsein überlegener Stärke, sucht in der Welt, in die er gestellt ist, einen, der ihm gleich sei. Nicht billige Siege über Schwächere will er – daran fehlt es ihm kaum –, sondern einen Gegner, mit dem sich zu messen es für einen, wie er selbst ist, lohnt. Aber in dem Bereiche, in den er hineingestellt ist, finden sich solche Gegner nicht – auch nicht ein einziger. (Nur in dem Volke, dem er selber sich zuzählt, bei den Philistern also, sind noch drei „Riesen" wie er.) Vierzig

Tage lang brüllt er seine Sehnsucht nach dem ebenbürtigen Feinde über das Tal hinüber dem feindlichen Heere zu. Und schließlich kommt ein kleiner Kerl daher mit einem Stecken und einer Hirtentasche. Uns scheint: nun müßte doch der erfahrene Kriegsmann etwas merken. Dieser unerwartete Gegner kann doch nur wahnsinnig oder – ein Verräter sein. Doch der „Riese" merkt nichts. Er sieht nur seine Hoffnung auf einen, der ihm gleich ist, enttäuscht, und er verflucht den Knirps, dessen bloße Erscheinung er als Hohn empfindet. Kampf ist für ihn ein höchster Augenblick, ist ein festlich gesteigertes Erleben der eigenen Stärke – aber nur dann, wenn auch der Gegner im gleichen Stile der Kraftentfaltung kämpft. Und nun dieser kleine Hirte mit dem Stecken! Und während der gewaltige Krieger so in Kraftgedanken sich ausläßt, trifft ihn der glattgeschliffene Stein in die Stirn.

Die innere Haltung des riesenhaften Recken ist für David fremd und nicht verstehbar, aber er kennt sie von außen und rechnet mit ihr. Darin ist David seinem Gegner überlegen. Für den Raumgewaltigen ist es denkunmöglich, daß einer ihm, der sich offen im Felde zum Kampf stellt, in der inneren Haltung des Henkers begegnen könne. Für seine Denkart ist dies feiger Verrat. Und mit solchem zu rechnen, verbietet ihm seine Denkart – sein Blick ist auf einen gleichartigen Gegner ausgerichtet, von dem er gleichartiges Handeln erwarten muß: darin liegt seine Größe oder – wenn man die Dinge mit den Augen eines David sehen will – seine Dummheit. David ahnt nichts von der bluthaften Sehnsucht dessen, der nicht sein kann, ohne seine Kraft in den Raum zu verströmen, und der etwas braucht, das ihm gegenüber ist – seien es Blöcke, die es zu türmen gilt, oder ein Feind, um sich mit ihm zu messen. Er ahnt nicht, daß ein Mensch in sich selber wurzeln kann, im unbedingten Bewußtsein eigener Stärke. Und wenn er es ahnte, so würde er darin nichts als einen Gottesfrevel sehen. Davids Kraft liegt ganz in seinem Auftrag, den ihm ein anderer gibt: Jahwe. Kampf ist für ihn kein Wert an sich, nicht ein Werk, das gestaltet sein will nach einem eigenen, in ihm gründenden Gesetze. Vielleicht ist ihm Kampf sogar an sich selbst ein Übel und gewinnt nur als Kampf für Jahwe einen abgeleiteten Wert. Der Hinweis auf Kämpfe mit Löwen, die er

am Barte genommen und mit seinem Hirtenstock erschlagen haben will, wirkt auf uns nicht so überzeugend wie auf Saul; und daneben das Horchen und Fragen nach dem ausgerufenen Kopfpreis – Reichtum, glänzende Heirat, Steuerfreiheit – besagt nur, was jedem Seelenkundigen bekannt ist: daß eine menschliche Handlung stets mehrere Triebfedern hat, von denen aber meist nur eine einzige bewußt ist. Und diese einzige ist hier der Auftrag Jahwes, ihn, den „lebendigen Gott", zu rächen. Davids Kraft ist die Gewißheit, daß der Gegner – der jetzt kein Gegner mehr ist, sondern ein Gerichteter – von Jahwe ihm in die Hände geliefert sei. Mit seinem eigenen Maße gemessen, ist David weder ein Feigling noch ein Verräter, sondern Jahwes Knecht.

Wenn David etwas von der Art seines Gegners ahnte, dann fände er vielleicht noch ein anderes Recht, ihn meuchlings durch Verletzung des „ehrlichen" Kampfbrauchs zu fällen. Dieser Kampfbrauch nämlich ist selber artbedingt, und seine Geltung hat nur für solche Kämpfer Sinn, die selbst von jener Art sind, die den Kampfbrauch schuf. Nur im Bereich einer Art, deren Wertbewußtsein im Gefühl der eigenen Stärke gründet, wächst sich ein Stil des Kämpfens aus, wie ihn jener „Riese" übt und als den einzig möglichen fordert. Für ihn und seinesgleichen ist er echt und darum selbstverständlich. Für Andersgeartete ist er im Grunde fremd. Wenn die Andersgearteten dennoch ihn als gültig anerkennen, als allgemein verpflichtend auch für sie, so besagt dies gar nichts andres, als daß sie sich der Herrschaft eines fremden Artgesetzes beugen. Und in der Tat ist uns so mancher geschichtliche Hinweis überliefert, der davon zeugt, daß die im Philistervolk herrschende Schicht landfremder Herkunft war, und zwar indogermanischer Herkunft. Damit erklärt sich der „riesenhafte" Wuchs, der in den herrschenden Geschlechtern vorkam: es ist die Gestalt der nordischen Rasse, jener Rasse nämlich, deren Blut in allen Völkern und Stämmen indogermanischer Herkunft floß. Die Kulturen, die wir indogermanisch nennen, sind – in ihren Grundlinien wenigstens – geschaffener Ausdruck dieser nordischen Rasse. Daneben kommt für einen Teil der Indogermanen auch die fälische Rasse in Betracht, die der nordischen nahe verwandt und noch „riesenhafter" gebaut ist als sie. Zum

Ausdruck beider Rassen gehört auch jener „riesenhafte" Kampfbrauch. Er ist sinnvoll und artrecht zwischen Menschen von solcher Gestalt, wie wir sie z. B. in den „Rolanden" an den Rathäusern mancher alten deutschen Städte in gesteigerter Darstellung finden: Menschen von steilem, ragendem Bau des Leibes und der Seele, die es lieben, gerade zu stehen und sich auf nichts zu stützen als auf ihr starkes Schwert. Von solcher Art war jener philistäische Krieger. So wenig über ihn berichtet wurde (und auch dies nur aus Feindesmund), so reicht es doch aus, um seine Gestalt zu verstehen. Und in dieser Gestalt des Leibes und der Seele ist sein Schicksal beschlossen, auch sein Fall.

Der nordische Mensch hat ein Recht, hinauszugreifen in die Welt und sie zu seiner Welt, nach seinem Bilde, zu schaffen. Er hat ein Recht dazu, weil er gar nicht anders kann: sein Artgesetz, seine „Natur", verlangt es. Aber die Natur der anderen ist anders, und auch sie hat ihr Gesetz. Wenn Andersgeartete unter nordische Herrschaft geraten und somit unter nordisches Vorbild, so geschieht ihrem eigenen Gesetze damit Gewalt und sie werden gleichsam aus den Angeln ihres Schicksals gehoben. Ihre Gestalt verzerrt sich, aber sie merken es nicht, bis eines Tages ihre eigene Art wieder durchbricht. Jene Völker anderen Blutes, die notwendig von anderer Gestalt der Seele und des Leibes sind, konnten nordischen Kampfbrauch gleichsam auswendig lernen und als gültigen anerkennen; damit aber wird er nicht zum Ausdruck ihrer eigenen seelischen Gestalt. Er kann für sie nur eine Maske sein, die sie tragen, vielleicht ohne es zu merken. Möglich, daß damals, wie im Philistervolke, so auch im Volke Israel etwas nordisches Blut floß, so daß die Ablehnung des „hergelaufenen" Hirten David und seines Verhaltens bei manchen zünftigen Kriegern Israels auch blutliche Wurzeln hatte. Gewiß ist nur, daß David, indem er die Maske des ihm artfremden Brauches fortwirft und nichts mehr anerkennt als das, was ihm Jahwe offenbart, nun seinem eigenen Artgesetz Geltung verleiht. Und dieses will ein anderes Maß als das jenes Riesen.

Hier ist der Punkt, wo der tragische Sinn des Wortes Riese klar wird. „Riese" ist Goliath nur in den Augen der anderen; in den Augen der eigenen Art ist sein Maß nicht riesenhaft, sondern die Norm. Aber diese Norm und

alles, was aus ihr folgt, kann - eben deshalb - niemals das Gesetz der anderen sein; selbst dann nicht, wenn diese es anerkennen, d. h. für sich selbst zum Vorbild nehmen sollten. Das gilt auch für das Gesetz des „ehrlichen" oder „edlen" Kampfes. Was für Kämpfer von nordischer Gestalt, für „Riesen" also, sinnvoll und damit edel und ehrlich ist, k a n n nicht das gleiche sein für Kämpfer von völlig anderer Gestalt der Seele und des Leibes. Nur zwischen gleichgearteten Kämpfern ist ein Kampf nach gleichem Gesetz möglich: nur wo Art und Art der Kämpfer reinlich ineinandergreift wie die Räder eines in sich geschlossenen Triebwerks, nur wo die Kämpfer einander im Grunde verstehen, wird der Kampf „ehrlich" sein und gemeinsame Linie wahren, die als edel erlebt wird. Wo aber im Kampfe zweierlei Art einander angreift, da wird notwendig jeder ins Unrecht geraten, weil jeder das Gesetz des andern entweder verletzt oder mißbraucht. Ein Kampf zwischen zweierlei Art kann, vom unbeteiligten Zuschauer aus gesehen, nicht anders als unschön sein und sittlich gesetzlos - selbst dann, ja gerade dann, wenn beide Partner ihrem Gesetze treu sind.

Die Gestalt des „Riesen" Goliath überschreitet das Maß und den Zuschnitt jener semitischen Welt, in die er oder seine ihm gleichgearteten Vorfahren eingebrochen sind, um sie zu beherrschen. Wer über Fremde herrschen will, muß wissen, daß keine Herrschaft deren Fremdheit aufhebt. Er handelt lebenstüchtig und gesund, wenn er sein eigenes Gesetz für das einzig mögliche hält und jedes andere für minderwertig; aber er hüte sich, die anderen zu „bessern", indem er den Ausdruck seiner Art ihnen aufzwingt. Denn damit lehrt er sie nur, jene Maske äußerer Anpassung zu tragen, die ihnen schließlich erlaubt, ihn mit der lächerlichsten Waffe zu fällen. Ihr Gesetz zu ändern oder ein Verstehen zu stiften, das zu gemeinsamem Leben führt, vermag er nicht. Für Goliath ist David gerade dann, wenn dieser echt bleibt und seinem Gesetze gehorcht, ein krummer Hund, ein Feigling und Verräter; und für David ist Goliath ein lästerndes Ungeheuer, solang seine Stärke ihm hilft, und wird, sobald er sich - für Davids Augen - eine Blöße gibt, zum ungeschlachten Tölpel, den abzutun jedes Mittel erlaubt ist.

Das ist es, was diesen Kampf so peinlich macht. Ehrlich, edel, ritterlich kann ein Kampf zwischen einander artfremden Menschen niemals werden, sowenig wie ein Kampf zwischen Menschen und Ungeheuern. An einem solchen Kampfe, wenn er einmal entbrannt ist, kann nichts mehr ehrlich sein als nur die Vernichtung des Gegners. Goliaths Vorfahren haben diese Vernichtung versäumt, als sie das Land betraten: sie glaubten an Verbindung mit den Fremdgearteten in Form einer Volksgemeinschaft. Damit aber haben sie sich selbst zu einem Fremdkörper unter den Kindern des Landes gemacht und werden nun ausgeschieden, einer nach dem andern. Das ist der rassengeschichtliche Sinn der Goliath-Sage.

Für Leute wie wir, z. B. wir Deutsche, solange wir uns selber treu sind, ist jene Kampfesweise „recht", d. h. artrecht, wie Goliath sie übt und fordert – auch wenn heute der leiblichen Erscheinung nach nicht jeder von uns ein Goliath ist. Dieser Kampfbrauch ist für uns der selbstverständliche, weil unsere Art ihn fordert; genauer: weil die ihn begründende Haltung vorgezeichnet ist in unsrer seelischen Gestalt. Solche Haltung und solche Weise des Kämpfens verstehen wir ohne Erläuterung: sie zu verstehen, bedeutet ja nichts andres als uns bewußt machen, was in uns selber lebt. Aber die andere Haltung, die eines Davids, ist uns unvertraut und bleibt uns fremd auch dann, wenn man uns einschärft, daß sie vorbildlich sei. Sie ist für uns das völlig andere, das wir niemals aus erster Hand verstehen, sondern erst durch wissenschaftliche Forschung uns erschließen können.

Dieses Fremde, um das es sich in unserem Beispiel handelt, ist nicht eines, das für uns belanglos wäre, denn es hat in unsere Geschichte oft genug bedeutsam herübergegriffen. Germanische Geschichte ist ein Ringen der nordischen Seele um ein Erlebnis, das niemals hätte von ihr gefordert werden dürfen, weil es ihrem Artgesetze widerspricht. Und noch heute will dieses Fremde täglich uns verwirren. Wir werden damit nicht eher fertig werden, als bis wir lernen, es so zu sehen, wie es wirklich ist. Die Frage ist unserer Forschung erst gestellt und noch nicht bis zu Ende beantwortet: Was denn ist das Artgesetz (oder die Artgesetze) des semitischen Menschen?

2. Seelenforschung durch Mitleben – aber wie?

Schon vor dem Kriege hatte ich mir vorgenommen, diese Aufgabe einmal zu lösen. Ich war damals sehr jung und wußte noch durchaus nicht, wie ich das anfangen sollte. Nur über eines gab ich mich keiner Täuschung hin: daß auf den bisher beschrittenen Wegen allein – etwa der Auslegung alter Texte oder anderer geschaffener Werke frühsemitischen Geistes – die Aufgabe nicht zu bewältigen war[1]. Gewiß: geschaffenes Gut (zu „Deutsch" Kultur genannt) ist Ausdruck derer, die es geschaffen haben und sagt etwas über deren geistige Art. Es sagt sogar glücklicherweise noch etwas mehr: es zeugt auch von anderen Lebensbereichen als nur denen, die man gemeinhin die geistigen nennt. Aber könnte es nicht sein, daß gerade das Entscheidende, das die Grundlinie im Wesen einer bestimmten Menschenart ausmacht, gar nicht in Wörtern menschlicher Sprache sagbar ist und also in keinen Text, in keinerlei wortgefaßtes „Kulturdenkmal" mit eingeht? Und wenn es doch sagbar wäre – wer sagt uns denn, daß wir das in geschriebenen Wörtern und Sätzen Niedergelegte und so Überlieferte auch wirklich getreu seinem eigenen Sinne verstehen? Schon unsere eigene geistige Vergangenheit, wenn sie um wenige Geschlechterfolgen uns entrückt ist, wird Gegenstand der Forschung, bedarf der Auslegung, und jede Auslegung kann richtig oder falsch sein – erfahrungsgemäß wird fast jede einmal bestritten und kämpft dann mit Gründen, Belegen, Beweisen für ihre Richtigkeit. Die Schaffenden selbst aber, die jene geschichtlich entrückten Güter einmal hervorgebracht haben, und ihre einstigen Zeit- und Weltgenossen sind nicht mehr als Zeugen vernehmbar. Und doch wären nur sie die einzigen wirklichen Zeugen in solchem Streit um die Wahrheit, nur sie die untrüglichen Quellen.

So steht es mit der Auslegung geschichtlich entrückter Zeugnisse, die unserer eigenen Kultur entstammen. Weit schwieriger liegen die Dinge beim Verstehen artfremden Werkes. Auch den Sagenbericht über den Kampf zwischen David

---

[1] Das Wort *Semitisch* bedeutet etwas durchaus anderes als das Wort *Jüdisch*, wennschon das Jüdische gewiß *auch* Semitisches enthält. Vgl. den Eingang des 3. Kap.

und Goliath würde ich hier nicht angeführt und ausgelegt haben, wenn ich nicht heute – anders als zu meiner Schulzeit – aus Quellen schöpfen dürfte, die lebendiger als geschriebenes Wort sind und aus denen sich nun für mich auch das Geschriebene mit Leben tränkt. Ich bekenne zwar: Auch ich begann einmal mit alten Texten. Und ich danke es ihnen, daß ich sie nicht verstand, vielmehr: daß jeder mir immer nur neue Fragen stellte, statt daß er mir Antwort gab. So kam der Tag, da ich auf ein Verstehen fremder Vergangenheit vorläufig verzichtete und mich entschlossen auf jene Quellen warf, die verworren zwar, doch immer lebendig fließen: auf das Leben der Gegenwart.

Aber wie denn? Hinreisen, suchen, wo das Leben noch „echt" ist und dann mit den Leuten leben – das klingt sehr einfach. Aber die Leute stehen dort nicht bereit und geben uns Auskunft, ob sie noch echte Ursemiten sind oder nicht. Auch wenn wir diese Frage in ihrer eigenen Sprache stellen, sie verstehen sie nicht. Die Frage ist aus u n s e r e m Geist entsprungen und ist ein Zeugnis u n s e r e r geistigen Art – nicht ihrer. Und so geht es fort, wenn wir anfangen, „mit den Leuten zu leben". Wir führen unsere ganze innere Welt, die sich im Stile unserer seelischen Art gebildet hat im Laufe unserer persönlichen Geschichte, ständig mit uns und lassen sie nicht zurück, wenn wir die fremde Welt betreten. Wir k ö n n e n von dieser inneren Welt nicht lassen, wenigstens anfangs nicht (dieser Anfang dauert lang) und auch später nie völlig. Und doch hängt alles Eindringen in fremde Welten davon ab, wieweit wir es vermögen, die eigene Welt dort beiseitezulassen. Nicht deshalb nur, weil die Leute uns sonst – auch wenn wir den Wörtern nach scheinbar in ihrer Sprache sprechen – doch immer als Fremde nehmen, als nicht dazugehörig, und uns gerade das, was wir sehen und wissen möchten, sehr sorgsam verbergen. Sondern vor allem deshalb: weil wir sonst alles, was wir zu „verstehen" glauben, doch immer nur umdeuten im Sinne d e r Welt, in der wir dann auch dort noch verharren.

Jedes wahrhafte Vordringen auf der Innenseite einer fremden Welt setzt also voraus, daß wir es lernen, die mitgebrachte eigene Welt beiseitezuhalten. Das fordert freilich eine Kenntnis der eigenen Welt: eine Sicht auf

sich selbst aus kühlem, sachlichem Abstand und ein rücksichtsloses Sondern der eigenen seelischen Bestände. Worin besteht denn, stofflich genommen, jedes Menschen „eigene" Welt? Aus alledem, was jeweils für jeden von uns einmal bedeutsam geworden ist im Verlaufe seiner persönlichen Geschichte: es ist bedeutsam, indem es mit Bedeutungen geprägt ist, die unserem Erleben entstammen und an jedem Dinge bestimmen, a l s w a s es da ist für jeden einzelnen in seiner Welt. Nur als bedeutungsgeprägte sind alle Dinge für uns da.

Dies hier, worauf ich sitze, ist ein Armstuhl – d. h. für mich und Menschen meiner Welt ist es das: für Menschen, in deren Welt es Dinge gibt mit der Bedeutung „Armstuhl" und in deren Welt solche Dinge sinnvoll sind. Aber es gibt auf diesem Wandelstern noch immer Menschen, die Armstühle nicht kennen, nicht haben und (wie seltsam! denkt nun mancher) sie selbst dann nicht haben wollten, wenn sie sie kennten. Denn der Gebrauch eines Armstuhls und eines Stuhls überhaupt widerstreitet dem artgegebenen Stil ihres Ruhens und ihres gesamten Lebens; ein Ding „Armstuhl" hätte in ihrer Welt keinen Sinn. Man kann diese Leute nun durchaus belehren, daß es irgendwo – nämlich hier bei uns – sehr seltsame Dinge gebe, die für seltsame Menschen – d. h. in diesem Falle wieder für uns – eine merkwürdige und fremde Bedeutung haben, die von den Benutzern dieser fremden Dinge mit dem Lautgebilde „Armstuhl" bezeichnet wird. Das alles kann man jenen Leuten erzählen, und sie werden dann den äußeren Sinn des Wortes „Armstuhl" begreifen, der ihnen sagt: ein Ding, das da und dazu dient.

Aber damit sind jene Leute nicht i n das Wort gedrungen, denn sie sind nicht in unsere Welt gedrungen: sie wissen nichts davon, wie ein solcher Armstuhl erlebt wird, wenn man als Kind ihn jahrelang achtungsvoll umgangen, ihn als Arbeitsort des Vaters gekannt hat und nun selber sich zum Nachdenken darin zurücklehnt. Die ganze, unserem Leben entstammende Bedeutungsgeladenheit, die ein solches Ding unsrer Welt für uns hat und die für uns seine Vertrautheit ausmacht – von alledem ahnen jene Leute nichts und können es nicht ahnen, weil es eben für sie das Nicht-Erlebte ist. Sie lernen das Wort,

wenn man es ihnen erklärt, als eine leere Vokabel: eine Bedeutungshülse, die für sie mit keinem erlebten Sinn erfüllt ist.

So liegt es mit dem gesamten Dingbestande unserer Welt. Äußerlich lassen sich solche Dingbestände vertauschen. Ich kann alles, was es hier an Dingen gibt, an jede beliebige Stelle dieser Erde verfrachten und kann dafür andere Dinge aus fremden Welten beziehen und in meinem räumlichen Bereich aufstellen: japanische Masken, indische Pagoden, afrikanische Fetische. Ich kann zu diesen Dingen eine Beziehung gewinnen: eine höchst persönliche, sehr erlebte Beziehung, aus der diesen Dingen für mich eine innere Bedeutung zuwächst. Aber diese erlebte Beziehung und diese innere Bedeutung-für-mich ist sicher ganz verschieden von jener Bedeutung, die diesen selben Dingen zukommt in der Welt jener Menschen, von denen sie geschaffen und aus deren Welt sie geholt sind. Ein bloßer Austausch von Dingen aus zweierlei Welten bewirkt nicht einen Austausch dieser Welten selbst. Denn zum Dinge gehört, wie wir sahen, nicht nur sein tauschbarer stofflicher Bestand, sondern die Bedeutung, aus der heraus es geworden ist, was es ist, und die es nun hat - aber hat nur in jener Welt, aus der es stammt; und diese Bedeutung ist nur aus jener Welt heraus verstehbar.

Für den Seelenforscher liegen die Dinge nicht so einfach wie z. B. für den Kaufmann, der von Ausfuhr und Einfuhr lebt. Auch durch das - rein räumlich verstandene - Hinreisen in den Raum, den jene fremde Welt auf diesem Sterne einnimmt, ist noch sehr wenig für die verstehende wissenschaftliche Eroberung der fremden Welt getan. Forschungsreisen in der üblichen Art liefern meist keine seelenkundlichen Ergebnisse von wissenschaftlichem Belang. Was pflegt der Forschungsreisende nicht alles mitzunehmen schon an äußeren, austauschbaren Dingbeständen: Stangenzelte aus Segeltuch (sie sind in der Tat sehr praktisch), Feldbetten, Klapptische, Klappstühle, Thermosflaschen usw.; und ich leugne gewiß nicht, daß dieses alles sehr angenehm sein kann. Auch an Kleidern wird er die, wie er meint, für seinen Zweck praktischsten wählen, nämlich die sogenannte Tropenkleidung mit Korkhelm: sie erscheint als besonders erprobt und geeignet zu Leistungen in heißen Ländern.

Nun gut, wird man uns sagen, wenn diese Dinge denn also bei seelenkundlicher Arbeit stören - weg damit! Das ist ja sehr einfach: lassen wir eben allen westlichen Hausrat zu Hause, desgleichen die gewohnte westliche Kleidung. Nichts ist doch leichter auszuwechseln als ein Kleid. Kurzum: vertauschen wir eben dort im fremden Raume die uns gewohnten Dinge mit den fremden.

Gewiß, das müssen wir tun; nicht gleich, aber nach und nach. Nur sind damit die wesentlichen Schwierigkeiten nicht beseitigt, sondern sie setzen nun erst ein. Um mit dem letzten anzufangen, dem ausgewechselten Kleide: ist denn das eingetauschte für mich nun wirklich ein Kleid oder nur - ein Kostüm? Trage ich z. B. in Arabien das arabische Kleid mit jener selben Selbstverständlichkeit, mit der es der Araber trägt und mit der ich hier „mein eigenes" trage? Und habe ich zu dem Kleide, das ich „mein eigenes" nenne, kein tiefer gegründetes Verhältnis als nur das der Gewohnheit? Dann läge alles sehr einfach. Gewohnheit kann ja wohl außer Kraft gesetzt werden durch neue, andere Gewöhnung.

Die Tracht, die wir tragen, ist kein Gebilde des Zufalls. An unserem Leibe drückt sich unser Erleben aus durch Miene und Gebärde: viel hängt davon ab, ob unser Leib gerade so gestaltet ist, wie unsere besondere Art des Erlebens es erfordert, um in ihm das vollkommene Werkzeug ihres Ausdrucks zu haben. Und zur Gestalt dieses Leibes muß die Gestalt seiner Kleidung passen. Der nordische Leistungsmensch hat sich eine Leistungstracht erfunden. Die Männertracht des Abendlandes, der „Anzug", ist die bei der leistenden Arbeit zweckdienlichste Tracht. Im Wechsel der Moden und Jahrhunderte hat sie - von barocken Zwischenfällen, die unter fremdem Vorbild entstanden, abgesehen - immer mehr sich auf das Praktische beschränkt und hat fast alles abgestoßen, was in einem Leistungsleben nordischen Stiles nicht unmittelbar zweckdienlich ist. Nur die Halsbinde läßt noch ein wenig Raum für farbige Möglichkeiten: sie ist der letzte Schmuck und Schnörkel des Leistungsmenschen. Ganz anders die artgemäße Tracht der morgenländischen Menschen. Diese ist nicht „praktisch" zu Leistungen in unserem Sinne: sie fließt weit um die Glieder und begünstigt ganz bestimmte Bewegungsweisen, nämlich die artgemäßen

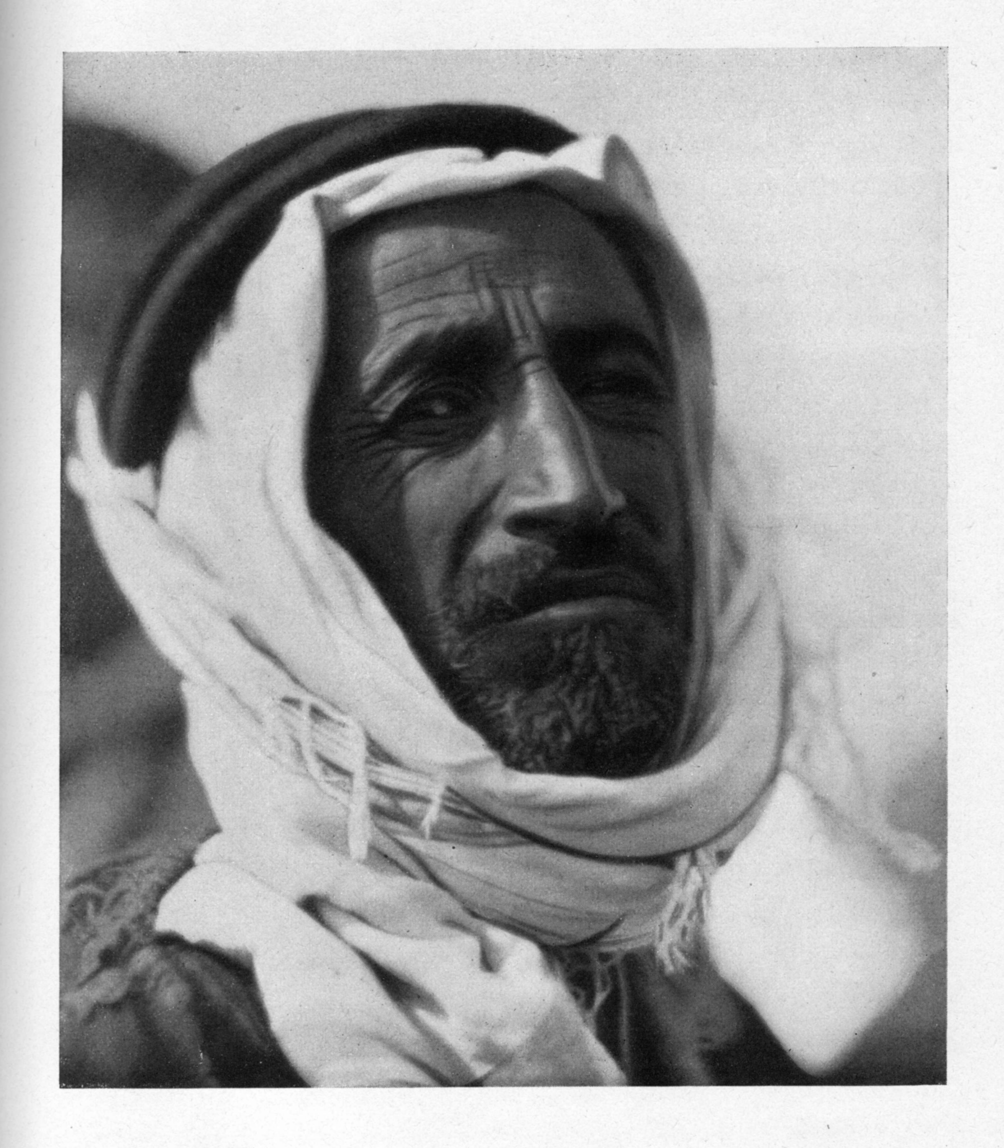
Bewegungen gerade jener Menschenarten. Sie vermag selbst dem Bettler und Straßenräuber morgenländischer Art noch einen Zug des Propheten und Priesters zu verleihen; genauer gesagt: sie hebt diesen Zug heraus, sie hilft ihm, hervorzutreten, und das eben heißt: sie kleidet ihn. Und wie unmöglich sehen diese Menschen aus, wenn sie im Krampfe der Nachahmung sich in unsere Kleidung stecken, die nicht von ihnen erfunden und nicht für sie gemacht ist. Sie entstellt ihre Gestalt, weil sie deren Stile widerspricht. Aufreizend lächerlich wirkt ein solcher Anblick gerade dann, wenn diese Menschen im Grunde doch noch „echt" sind: gerade dann erweist sich, daß sie unsere ihnen fremde Kleidung zwar anzulegen, nicht aber zu tragen vermögen in jenem Stile, in dem unsre Kleidung gedacht ist und in dem sie getragen sein will. – Und sollte nicht umgekehrt für uns dasselbe gelten? Indem man eine fremde Gewandung anlegt, „trägt" man sie noch nicht.

Und dennoch besteht eine rettende Möglichkeit, in der wichtigste Wege der Seelenforschung entspringen. Können wir nicht das fremde Kleid zu tragen lernen, indem wir die gesamte Lebensrolle lernen, zu der das stilgerechte Tragen dieses Kleides gehört? So wie der Schauspieler eine fremde Rolle von einem einzigen Punkte her erfaßt und von da aus alles, was im einzelnen zu ihr gehört, wie von selbst in seinen seelischen Griff bekommt, ohne während des Spieles sich dessen bewußt zu sein, genau so muß doch – bis zu einem gewissen Grade – auch volks- und artfremdes Leben auf mimischem Wege zu erfassen sein. Und in der Tat: diese Möglichkeit besteht. Solche mimische Arbeit kann mit äußerer Nachahmung beginnen; schon diese schließt, wennschon noch nicht das stilgerechte Tragen, doch die äußere Meisterung auch des fremdartigen Kleides mit ein. (Fortschritte sind jederzeit leicht feststellbar: wir brauchen nur in arabischer Kleidung den Berg hinauf zu steigen oder uns auf ein Reittier zu schwingen und merken es dann schon, ob wir hängen bleiben oder nicht. Hängen bleibt, wer den Sinn dieser Kleidung noch nicht begriffen hat und nicht diesem Sinn gemäß sie handhabt.) Die Nachahmung führt zu äußerer Beherrschung des fremden Ausdrucks in Bewegung, Sprache, Brauch und täglicher Gewohnheit; sie muß einmal zu einem Punkte gelangen, an dem dies

alles alltäglich und insofern selbstverständlich wird. Jenes Hindernis, das am Anfang allen Zugang zur Innenseite fremden Lebens versperrt: das Grauen nämlich vor dem Völlig-Anderen, entsinkt dann mehr und mehr und gibt uns endlich so weit frei, daß wir der Schwingung dieses fremden Lebens uns vertrauen. Und diese ist es ja im letzten Grunde, was es hier zu erkunden gilt.

Von außen nach innen also geht der Weg des Teilnehmens an fremdgeartetem Leben. Freilich: was wir da „mitleben", das alles leben wir immer nur aus zweiter Hand. Wir selber bleiben, was wir sind - wie könnten wir anders? Der Bestand unseres Eigenwesens wird nicht angetastet, nur den Vollzug unseres Eigenwesens halten wir für die Dauer des Mitspielens ganz in uns zurück. Das bedeutet: alle Wertungen, die aus unserer Geschichte uns erwachsen sind, setzen wir außer Kraft innerhalb des mimischen Spielbewußtseins und fangen von vorne an, als ob wir Säuglinge wären: wir prägen die Welt, diese neue Welt, aus dem Mitvollzug eines Stückes Geschichte heraus, an dem wir teilnehmen, wennschon nur aus zweiter Hand. Was wir selbst sind und notwendig im Grunde bleiben, das sperren wir gleichsam in einen stählernen Käfig ein, den wir zwar unsichtbar immer mit uns führen und den wir heimlich manchmal öffnen mögen zu einem Urlaub, einem verstohlenen Luftschnappen unseres Eigenwesens, aber ohne zu vergessen, daß derlei Urlaub immer seltener werden muß. Denn er hält die fremde Welt von uns fern und hindert ihre Erschließung.

Unser Eigenwesen in stählernen Klammern zu halten, das gehört zu jeder vollkommenen mimischen Leistung, wenn sie wirklich ein echtes und ehrliches Stück Arbeit ist. Etwas in Klammern halten, heißt gerade nicht: es aufgeben. Wenn der Schauspieler seine eigene, eigentliche Lebensrolle aufgeben wollte in der gespielten Rolle, dann könnte er den Othello nur ein einziges Mal in seinem Leben spielen, denn er würde ja dann seine Partnerin wirklich erwürgen - ein Vorgang, dessen Wiederholung ihm kaum gestattet würde. Die stählernen Klammern sind die des Spielbewußtseins. Der Schauspieler kann einen Vulkan der Leidenschaft vertoben lassen auf der Bühne, und diese Leidenschaft kann echt und ehrlich sein auf ihre Weise, so wird er dennoch keinen Augenblick

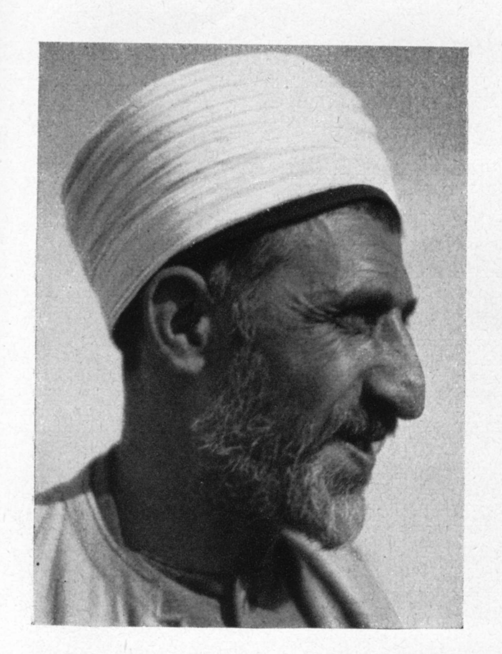
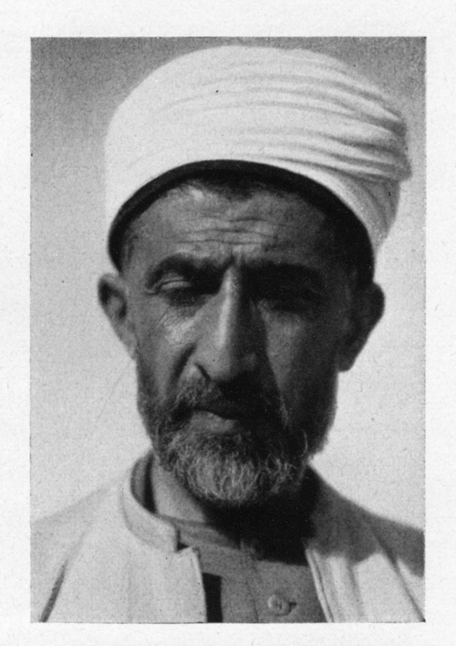
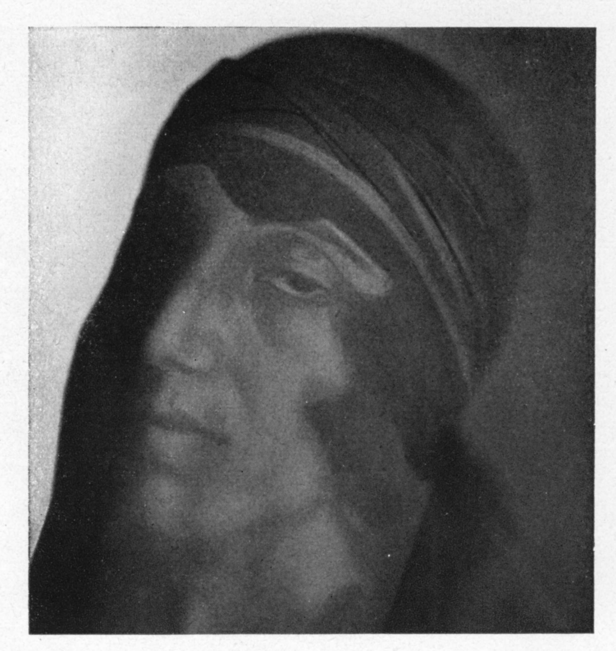


V. Beduine aus dem Ostjordanland





VI. Bauern aus dem Hinterlande von Hebron

VII. *(oben):* Arabischer Rechtsgelehrter aus Jerusalem
(unten): Arabische Stadtfrau. Von den Schleiern ist der äußere zurückgeschlagen





VIII. *(oben):* Efendi aus Jerusalem
(unten): Arabische Stadtfrau. Beide Schleier sind zurückgeschlagen

vergessen, daß er sich auf der Bühne in einem Stück *gespielten* Lebens befindet und nicht in seinem *eigenen* Leben: nicht in seinem Leben erster Hand.

Die Rolle, die der Schauspieler lernt, einstudiert, beherrscht und schließlich spielt, ist von einem Menschen, einem Dichter geschrieben. Die Rolle, die der Rassenseelenforscher lernt, einstudiert und im Mitspielen mehr und mehr beherrscht, ist von der Natur geschrieben. Das Spiel dauert länger als nur einen Abend, wie das Werk der Natur eben älter und währender ist als das aller Dichter aller Zeiten und Völker. Tag für Tag und Nacht für Nacht - in einer scheinbar unendlichen Folgen von immer neuem und doch alltäglichem und sich typisch wiederholendem Geschehen -, so nur allein gelangen wir dazu, mehr und mehr zu erkennen, wie der Mensch von bestimmter, aber uns fremder Art sich immer aufs neue verhält. So nur erleben wir die Gesetzlichkeit, aus der heraus er sich so und nicht anders verhalten *muß*, und verhalten uns - im Verlauf des mitgespielten Lebens - in der entsprechenden Lage dann genau so: nicht weil wir das auch *müßten* nach *unserem* inneren Gesetze (wir haben ja „uns", unser Selbst, unser Eigenwesen in stählerne Klammern gezwungen), sondern weil „es" so sein muß aus dem *andern* Gesetze heraus: aus dem Gesetz der mitgespielten Rolle.

So bauen wir uns in mimischem Miterleben Schritt für Schritt und Schicht für Schicht die Welt der andern auf: die fremdgeartete Welt. Gewiß, wir machen Fehler, große Fehler - zumal am Anfang. Diese Fehler aber berichtigen sich von selbst. Denn jedesmal, wenn wir gegen das Gesetz der anderen verstoßen, indem wir uns „falsch" benehmen und aus der Rolle fallen, berichtigt uns sehr bald die Gegenwirkung von den Spielpartnern her. Und diese sind ja nicht Spieler in unserem mimischen Sinne: sie spielen ihre eigene Lebensrolle, ihr natürliches Leben aus erster Hand. Die Gegenwirkung kann harmlos sein, doch kann sie auch peinlich werden bis zu tödlichem Ausgang. Auf jeden Fall wirken wir dann selbst fremd auf jene und werden für fremd genommen. Die Gegenwirkung, die unsere Fehler berichtigt, ist vergleichbar jener, die aus dem Triebwerk eines Kraftwagens erfolgt, wenn der Fahrschüler sich vergreift in dessen Handhabung.

Gerade diese selbsttätige Berichtigung, die uns mehr und mehr von Verstößen gegen das fremde Gesetz und gegen falsche Auslegung des fremden Lebens schützt, macht die wissenschaftliche Zuverlässigkeit unserer Arbeitsweise aus, der Methode des Mitlebens oder mimischen Methode. Eine Rassenseelenforschung, die nur zu Hause zwischen Büchern, in Museen, kurzum: am grünen Tische auszuüben wäre, könnte zu letzten, stichhaltigen Ergebnissen niemals führen, denn es fehlte ihr der letzte Ausweis an der letzten Quelle: das mitgelebte fremde Leben selbst.

Man könnte unsere Arbeitsweise auch die des Mitspielens fremder Lebensrollen nennen. Das Wort Spielen bedeutet dann ein nüchternes Stück oft ziemlich harter Arbeit, nicht ein Spiel am Feierabend zum Spaß oder zur Gemütserbauung. Es fordert ein weitestes Abstandhaben vom eigenen Selbst und damit eine äußerste Anspannung nordischer Möglichkeit. Was der Forscher selbst ist, darf er im Gange des Mitspielens immerfort nicht leben: er stellt sich neben sich selbst und hält während der Arbeit sich selbst immerfort gleichsam zehn Schritt vom Leibe.

Seitdem diese Forschungsweise durch ihre Ergebnisse sich durchsetzt und sich einer unerwarteten Anerkennung erfreut, erheben sich Stimmen, die behaupten möchten, daß Rassenseelenforschung und ihre Methode des Mitlebens nur rassengemischten Forschern möglich sei. Die letzten Quellen solcher Behauptungen zu finden, dazu ist keinerlei Seelenforschung nötig. Als der Fuchs merkte, daß an die Trauben, die für ihn zu hoch hingen, doch manche Leute herankamen und sie durchaus nicht so schrecklich sauer fanden, da warf er sich in die Brust und sprach: Ich mag sie gar nicht haben, dazu bin ich mir viel zu rasserein!

3. Semiten heute

Die Bezeichnung „Semiten" ist ein künstliches Wort, das Gelehrte nach dem biblischen Namen Sem gebildet haben. Hauptsächlich die Sprachwissen-

schaft gebraucht dieses Wort, um damit eine Gruppe unter sich verwandter Sprachen, die „semitischen Sprachen", zu bezeichnen, die sich durch ihre gemeinsame innere Form und auch durch einen weithin gemeinsamen Wortschatz von allen anderen menschlichen Sprachen deutlich unterscheiden. Semitische Sprachen sind z. B. das Arabische und das Hebräische. Als Semiten bezeichnet man zunächst die Sprecher dieser Sprachen. Aber eine Blutseinheit im rassenkundlichen Sinne bilden diese semitisch sprechenden Menschen heute nicht. Im arabischen Sprachgebiet leben Menschen verschiedenster Rasse, und von den heute in Palästina wieder eine Art Hebräisch redenden Juden kann man sagen, daß in ihnen fast sämtliche Rassen dieser Erde durcheinander gemischt sind. Wir müssen schon „Ursemiten" sagen, wenn wir das Wort zur Bezeichnung einer Rasse, einer seelenkundlich und anthropologisch eindeutig bestimmbaren Menschenart gebrauchen wollen: jener Menschenart, von der die semitischen Sprachen einmal geschaffen worden sind als ein Ausdruck ihrer eigenen besonderen seelischen Gestalt. Als Urschöpferin der semitischen Sprachform kann nur eine einzige Rasse, nämlich die wüstenländische (orientalide) Rasse gelten. Wenn wir hier von Ursemiten reden, meinen wir immer nur diese.

Das gleichfalls künstliche, aber nicht wissenschaftliche Wort „Antisemitismus" hat es mit sich gebracht, daß zumal in Deutschland das Wort „Semiten" oft fast gleichbedeutend mit „Juden" gebraucht wird. Das Fremdwort Antisemitismus meint Judenabwehr. Aber das, was zumal uns nordisch bestimmten Deutschen an den Juden abstößt, ist gerade nicht das Semitische im Judentume. Ursemitisches (wüstenländisches) Blut ist im heutigen Judentume nicht mehr stark vertreten; noch minder stark der ursemitische Geist. Rassisch ist das heutige Judentum am stärksten durch die vorderasiatische Rasse gekennzeichnet, zu deren Gestalt ja auch die Judennase gehört. Diese Rasse ist von der wüstenländischen bis auf den Grund verschieden. Im übrigen ist es gerade eine ganz bestimmte Weise der Rassengemischtheit, die uns an dem, was wir heute einen typischen Juden nennen, stört. Das Ursemitische aber hat an dieser Mischung, wie gesagt, heute ziemlich geringen Anteil. In der Frühzeit des Volkes Israel muß das noch anders gewesen sein. David und die Seinen dürfen wir uns als

noch wesentlich wüstenländische Menschen denken (trotz der vielleicht rötlichen Haare Davids).

Ursemitisches Blut ist in verhältnismäßig rassereinen Gruppen nur noch in der arabisch sprechenden Bevölkerung zu finden. Aber freilich nur in einzelnen Gruppen, nämlich den kriegerischen Kamelhirtenstämmen, die von der syrischen Steppe bis nach Südarabien in eigentümlichen Formen des Wanderns und Weidewechsels leben.

In arabischer Sprache heißen diese Nomaden 'arab, während alle Nicht-Nomaden, die Städter und die Bauern, sich niemals 'arab nennen, sondern nur aulâd 'arab: Kinder von Arabern, Abkömmlinge von Nomaden. Schon dieser Sprachgebrauch weist auf die geschichtliche Entstehung des heutigen Arabertums hin und darauf, daß die Wurzeln arabischen Lebens im Beduinentume liegen. Im 7. Jahrh. n. Chr. waren es im wesentlichen die Nomadenstämme der innerarabischen Steppen, die – plötzlich geeinigt durch das Band des Islams und, was sie noch niemals waren, unter einheitlich entschlossener Führung – die alten Reiche rings um Arabien überrannten und an die Tore des Abendlandes schlugen. Das war die große Zeit des Beduinentumes: sie brach plötzlich an und verschwand auch fast plötzlich wieder nach kurzem, stürmischem Blühen.

Aber die Beduinen selbst? Sie sind noch immer da wie vor mehr als zwölfhundert Jahren und wie zu biblischer Zeit. Meine Aufgabe war es, sie aufzusuchen und mit ihnen mitzuleben in ihrer Welt: ihre Rolle zu erlernen und von innen her zu spielen, als wäre ich einer der ihren.

Doch, wie gesagt, so plötzlich geht das nicht. In Palästina z. B. und im westlichen Syrien, wo ich zunächst ansetzte, gibt es keine echten Beduinen. Das hat seine Gründe im beduinischen Leben selbst. Beduinisches Leben ist an weiträumige Steppen gebunden und an Freiheit gegenüber verwaltendem Eingriff des Staates. Palästina aber ist seit Jahrtausenden ein staatlich verwaltbares Land: Bauland für ansässige Pflanzer, Bauernland – zerstückelt freilich durch eingesprengte Steppen- und Wüstengebiete. Man könnte auch sagen: Steppen- und Wüstengebiete, zerstückelt durch eingesprengtes Fruchtland. Es

kommt auf dasselbe hinaus: durch die Zerstückelung ist der weite Raum gebrochen und geöffnet für staatlichen Zugriff. Und je fester der Griff des Staates, desto minder entfaltet sich echtes Beduinentum.

Darum konnten sich im eigentlichen Palästina nur kümmerliche Halbnomaden halten. Erst südlich von Berscheba (Bîr essabeʿ), wo wieder weiträumige Steppe beginnt, und östlich des Jordans hebt echtes Beduinenleben an. In deutschen Büchern, z. B. rassenkundlichen Inhalts, findet man hin und wieder „Beduinen aus Palästina" abgebildet, die der Kundige schon an der Tracht, untrüglich aber an ihrem Typus und Ausdruck als „Verbauerte" (mutafalliḥîn) erkennt, d. h. als Leute, deren Vorfahren in ferner Zeit vielleicht einmal nomadisch lebten, die aber seit einer Reihe von Geschlechtern längst einem zahmen Fellachentume verfallen sind. Sie verhalten sich zu wirklichen Beduinen wie ein Hausrind zum Auerstier. Von Palästinensern aber werden diese harmlosen Zeitgenossen den Fremden gern als Beduinen gezeigt.

Der städtisch gebildete Araber nennt diese Leute „Verbauerte" (mutafalliḥîn) und will damit sagen, daß sie weder Beduinen noch auch richtige Bauern sind. Freilich muß hinzugefügt werden, daß gerade in den westwärts liegenden Ländern arabischer Zunge, zu denen ja Palästina gehört, der größte Teil der Städter viel zu europasüchtig ist, um noch irgend etwas für beachtenswert zu halten, das außerhalb seiner Europa-Nachahmungskrämpfe liegt. Der Beduine nennt jene Verbauerten schlechthin „Bauern" (fallāḥîn). Nur sie selbst nennen sich ʿarab (Nomaden). Manche ihrer Stämme haben sich in ihrer Tracht noch Erinnerungen an das Nomadentum ihrer Vorfahren bewahrt, und die meisten leben noch heute in Hütten aus schwarzem Ziegenhaargewebe: „Zelten", deren Standort aber nur innerhalb eines ganz engen Spielraums noch dann und wann verändert wird. Erst wenige haben sich steinerne Häuschen gebaut oder sich in Höhlen eingenistet. Aber das Hauptkennzeichen des Beduinentums fehlt: die Bewegung von Weide zu Weide mit den Herden der Wandertiere innerhalb weiträumiger Steppen in der gleichmäßig wechselnden Schwingung der Jahreszeiten, das Kamel als Kern der Wirtschaft, und die wehrhafte Unabhängigkeit des Stammes. Wer das Leben und Kämpfen in

der freien Steppe nicht wagt und der behördlichen Bevormundung verfällt anstatt zur Waffe zu greifen, der hat schon dadurch bewiesen, daß „seine Abkunft schlecht" und er kein Beduine ist. Die Bezeichnungen 'arab (Nomaden und Halbnomaden) und bedu (Beduinen) sind nicht gleichbedeutend.

Auch jenseits des Jordans im gesamten Nordarabien ist nicht alles Beduine, was in Zelten haust. Es gibt nomadisierende Jägerstämme (ṣlejb) von unklarer Abkunft, die niemand zu den Beduinen rechnet [1]. Und es gibt Vollnomadenstämme wie etwa die Scherarât, die sich in nichts von Beduinen unterscheiden außer darin, daß „ihre Abkunft nicht gut" sei und sie eben nicht für voll genommen werden. Ihr Typus und ihre gesamte Lebensführung ist beduinisch bis auf diesen Punkt, der sich äußerlich in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einem vollbürtigen Beduinenstamme (z. B. der Scherarât zu den Beni Sachr) ausdrückt. Sie sind keine „Verbauerten" wie jene zahmen Leute in Palästina, die sich noch 'arab nennen; sie gelten als tüchtige Raubzugsunternehmer. Im Vergleich zu den Verbauerten sind sie in ihrer Lebensweise richtige Beduinen. Und dennoch dürfen wir sie nicht als solche rechnen, da wir uns schließlich nicht besser auf das Beduinentum verstehen als die Beduinen selbst. Wir möchten hier die Dinge vom arabischen Gesichtspunkt aus erfassen.

Die arabisch sprechende Bevölkerung der arabischen Halbinsel und der ihr vorgelagerten Länder zerfällt in folgende beiden Hauptgruppen: die Nomaden ('arab) und die Sassen (ḥaḍar). Die Nomaden zerfallen in Vollbeduinen und unechte Beduinen (wie z. B. die Scherarât); die Sassen zerfallen in Städter (madanîje oder mudun) und Bauern (fallāḥîn). Zwischen beiden Gruppen, den Nomaden und den Sassen, stehen jene „Verbauerten", die selbst gerne zu den Nomaden zählen möchten, von diesen aber als Bauern gerechnet werden. Völkerkundlich und seelenkundlich bieten sie manches Aufschlußreiche. Wir wollen sie Halbnomaden nennen.

---

[1] Bezüglich eines bestimmten ṣlejb=Stammes wurde mir von Beduinen versichert, er leite seine Herkunft von den Deutschen ab! Leider ist mir der Stamm nie zu Gesicht gekommen. Eine mögliche Erklärung dieser Fabel ist vielleicht darin zu suchen, daß ein französischer Gelehrter den Stamm besucht haben will.

Die beiden Hauptgruppen unterscheiden sich voneinander tief in vielen Dingen: in Denkart, Lebensweise, Kleidung, Sprache. Von den Städtern geht heute die mittlere und die junge Generation desto abendländischer gekleidet, je vornehmer sie erscheinen möchte. In minder geachteten Kreisen sind seltsame Mischkostüme aus morgen- und abendländischen Kleidungsstücken beliebt – Mischungen, die jeglichem Stilgefühl hohnsprechen. Nur der europäische Hut ist seiner Krempe wegen unanbringlich. Die Kopfbedeckung muß randlos sein, damit bei einer bestimmten Phase des Gebets, dem sudjûd, die Stirn den Boden berühren kann. Daher hält sich noch immer der rote Fes (Tarbûsch) mit der schwarzen Troddel. Erst neuerdings breitet sich an seiner Stelle da und dort die Feisalîse aus, ein im Irak erfundener Filzhut mit Kerbe, aber ohne Rand. Um den Tarbûsch können Binden geschlungen werden: weiße Binden als Zeichen der Würde bei den städtischen Korangelehrten, farbige Binden als Standestracht bei den Bauern. Seit dem Kriege ist bei den jüngeren Bauern das beduinische Kopftuch mit der schwarzwollenen dicken Kopfschnur in Mode gekommen, wodurch es für den nicht eingelebten Fremden erschwert ist, die bäuerliche Tracht von der beduinischen zu unterscheiden.

Unsere Schilderung gilt für die Länder Vorderasiens, soweit sie arabisch sind; anderswo unterscheiden sich die Trachten etwas anders. Einheitlich aber gilt, daß die städtische Frauentracht von Hause aus eine vollständige sackartige Verhüllung der Leibesformen anstrebt, die erst in jüngerer Zeit – wieder unter dem Vorbild des Abendlandes und der schon vor dem Kriege stark verwestlichten Türken – durch einen mehr und mehr parismäßigen Schnitt umgemodelt wird. Doch wird auch dabei noch grundsätzlich die verhüllende Tracht und vor allem der doppelte Gesichtsschleier festgehalten. Je vornehmer eine Frau oder ihr Besitzer sich dünkt, desto mehr muß sie auf Verschleierung halten. Auch der europäisch aufgeklärteste Efendi verleugnet in diesem Punkte seine angestammte Sitte nicht. Demgegenüber geht die Bäuerin unverschleiert, und ihr Gewand bekleidet den Leib, ohne seine Formen zu entstellen. So kommt es, daß die mißachtete Bäuerin und noch mehr die Beduinin so oft einen federnd leichten, herrlichen Gang voll Kraft und Anmut hat, während die Städterin

sich abzumühen scheint, wenn sie zur Nachbarin oder zum Markte watschelt - dies sind die einzigen Gänge, die sie unternimmt. Von der Beduinin gilt das alles nicht. Diese lernt es von Kind an, ihre Glieder zu regen: Holzsammeln, Wassertragen, Auf- und Abgleiten am Hals und Rücken des Kamels - da kommt nichts Schwammiges, nichts Verhocktes auf.

Als ich im Frühjahr 1927 das Morgenland betrat, sah ich noch nicht mit voller Deutlichkeit voraus, daß meine dortige seelenkundliche Arbeit sich schließlich ganz auf die Beduinen verdichten müsse. Denn wo jene Rassen, die wüstenländische und die vorderasiatische, auf deren seelenkundliche Abgrenzung meine dortige Arbeit letzten Endes hinauslief, in deutlichster Ausprägung und zugleich in ihrem eigensten stilgerechten Lebensfelde zu finden seien, das alles galt es ja damals erst noch zu erkunden. So mußte ich denn versuchen, mich in die ganze Weite und Enge arabischen Lebens einzuleben, indem ich immer vom unmittelbar erlebten Einzelfalle ausging, um das ihn gestaltende Typische zu erfassen. Die arabischen Sassen können nur auf dem Hintergrunde des Nomadentums verstanden werden, das begriff ich bald. Aber auch umgekehrt: der Lebensstil des Beduinen wird erst völlig deutlich, wenn er sich abhebt vom arabischen Sassentume.

So begann ich denn meine Arbeit mit diesem. Es stand für mich fest, daß mein Leben mit den Vollbeduinen erst dann anheben dürfe, wenn ich imstande wäre, dort irgendwie als einer der ihren aufzutreten. Es galt also, eine scheinbar sich selbst widersprechende Aufgabe zu lösen: die Beduinenrolle zu lernen und einzuüben, ohne selbst schon unter Vollbeduinen zu weilen. Ich lebte einstweilen mit den Sassen, d. h. den Bewohnern fester steinerner Häuser in arabischen Städten und Dörfern, und mit den zeltenden Halbnomaden des Jordantales und der „Wüste Juda". Ich machte mich mit ihren Mundarten vertraut und ließ mir, soviel ich nur konnte oder besser: soviel sie nur konnten, über die Vollbeduinen der freien Steppen und Wüsten erzählen: über das Leben jenseits des Jordans und der Berge von Moab. Und jede dieser ansässigen oder halbansässigen Gruppen macht sich ein etwas anderes Bild von jenem freien Nomadentume, und jede ein verkehrtes.

4. Die Aufgabe, Nachbar zu sein

Als Standort und Ausgangspunkt erwählte ich nach einigem Suchen ein arabisches Bauernhaus bei Jerusalem. Zur Linken sah ich von dort auf die Stadt mit ihren Mauern, Türmen und Moscheen, mir gegenüber in die Stufen des Ölbergs geschmiegt lag das Dorf Silwân (das alte Schiloah), das bis herüber auf meine Talseite reichte und dessen letzte Häuser mir benachbart waren. Talabwärts brauchte ich kaum eine Stunde zu wandern, um auf die ersten schwarzen Ziegenhaarzelte zu stoßen, die den Sawâhre gehörten, einem Halbnomadenstamme. Sie zelten von dort bis hinab ins Jordantal. Die Jordansenke selbst liegt, wo sie das Tote Meer erreicht, 400 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeers, während Jerusalem 800 Meter über dem Meere liegt. Der Blick hinab in die Senke war mir durch die kahlen, gelben Bergkegel, die man „die Wüste Juda" nennt, verbaut. Doch sah ich darüber hinweg die zerklüftete, lange blaue Mauer der transjordanischen Berge, der „Berge von Moab", hinter der sich später mein Beduinenleben entfalten sollte.

Der Ort meiner Wohn- und Werkstatt erwies sich als richtig gewählt. Dort war ich Nachbar der Städter und Nachbar der Bauern zugleich, auch Nachbar der Halbnomaden, die an meinem Hause vorüberzogen, wenn sie zur Stadt ritten. Ich ahnte damals, daß im Morgenlande alles darauf ankommt, Nachbar zu sein. Es ist für den, der nicht selbst als Blutsverwandter, als Glied einer Sippe dem Lande zugehört, der einzige Weg ins Vertrauen der Bewohner. Der Weg ins Vertrauen führt über die Gewohnheit, und die Gewohnheit will Zeit. Wer sich die Zeit nicht nimmt, ein Gewohnter zu werden, der bleibt fremd. Der Nachbar aber gehört fast zur Familie des Nachbarn. In seinem Umkreis schwinden alle Geheimnisse von selbst, die Männer mühen sich um seinen Rat, er wird gehört zur letzten Verfügung des Sterbenden, man wünscht sein Urteil bei der Wahl der Braut für den Sohn und bei der Bemessung des Brautpreises für den Vater des Mädchens. Auch die Frauen brauchen so mancherlei Beratung und wissen sie zu erlangen, wennschon sie Verschleierte und „Verbotene" sind.

Für die Städter war ich zunächst der unter ihnen lebende Europäer, dessen Fremdheit sie aber in dem Maße vergaßen, als ich mich ihrem Lebensstile einzufügen strebte und sie hörten und sahen, daß ich als Muslim lebte. Manche Dinge freilich waren schwer zu überwinden. Die Besuchszeit beginnt vor Sonnenaufgang, nach dem Morgengebete. Das Morgengebet wird zur Zeit der ersten Dämmerung verrichtet, wenn das Auge imstande ist, einen weißen Faden von einem schwarzen zu unterscheiden. Das Gebet hat seine fest vorgeschriebenen Formeln, die durch wechselnde Körperhaltungen begleitet werden vom Stehen bis zum Niederwerfen und der Berührung der Erde durch die Stirn. Solch eine feste Folge der Körperhaltungen macht einen Gebetsabschnitt aus, und bei jeder der fünf Gebetszeiten des islamischen Tages sind die Gebetsabschnitte anders gegliedert. Wenn über dem Morgengebet die Sonne aufgeht, so ist das Gebet ungültig. Wenn aber die Sonne einen Muslim noch im Schlafe überrascht, so ist dies eine große Schande. „Gebet ist besser denn der Schlaf!"

In diesem einen Punkte bin ich gar manchmal ein schlechter Muslim gewesen, denn ich bin ein begeisterter Morgenschläfer. Die Schande suchte ich mit Würde zu ertragen. Aber schlimm war der erste Morgenbesuch. Ich schlief auf meinem Lager am Boden, als ich durch ein stürmisches Klopfen geweckt wurde. Erst dachte ich: es hat sich jemand in der Tür versehen, und drehte mich auf die andere Seite. Dann, als es im Verlaufe von reichlich fünf Minuten immer stürmischer wurde, rechnete ich mit einer amtlichen Handlung, etwa der hohen Polizei - Grund genug, sich mäuschenstill zu verhalten. Als aber dann noch immer keine Minderung des Lärmens eintrat, wurde es mir zu viel. Zornmütig sprang ich von meinem Lager an die Tür und fragte, wer draußen sei. „Ich!" war die Antwort. Wer denn? „Ich, ich!" Da wurde mir klar, daß all der Lärm von einem einzigen Menschen herrührte. Ich rief: „Ich kenne keinen, der Ich heißt. Wie ist dein Name?" „Ich bin dein Nachbar, o Muhammad Ferîd!" - „Was willst du?" - „Dein Wohlergehen!" - Da begriff ich, daß mein Morgenschlaf mich aus der Schwingung morgenländischen Lebens hinausgelockt hatte und ich ein rückfälliger Abendländer war. Der Nachbar wollte mir

etwas Freundliches tun: er wollte mich besuchen. Ich sprach: „Willkommen, o Nachbar! Raum für dich! Nur wolle eine kleine Weile warten, bis ich mein Morgengebet vollendet habe!" - Und damit fuhr ich in meine Kleider.

Auch dies war ja ein Verstoß, daß ich entkleidet schlief. Der Morgenländer legt nur die Oberkleidung ab. Und während ich mir den gelb- und schwarzgestreiften seidenen Kumbâz anzog und den bunten Gürtel um meinen Leib flocht, gelobte ich im stillen Besserung. Dann öffnete ich meinem Gaste und bot ihm den Salâm. Er durfte mit mir zufrieden sein, denn ich zögerte lange, bis ich die grünen Kaffeebohnen holte, sie röstete, dann auf den Kühler schüttete und im Mörser zerstieß. Mein langes Zögern hieß: ich will mir deine geehrte Gegenwart so lange wie möglich erhalten. Denn vor dem Genuß des Kaffees darf der Gast nicht gehen. Nach dem ersten Täßchen will er sich erheben, aber ich lasse ihn nicht und bereite ihm ein zweites und so fort - einmal wird er um Urlaub bitten. Im Grunde meines Herzens wünsche ich ihn zum Teufel, denn mein Magen knurrt nach anderem als diesem fast breiförmig starken schwarzen Kaffeeabsud. Wie eine Fata Morgana taucht das Bild eines skandinavischen Frühstücks am Rande meines gequälten Bewußtseins auf. Aber der andere hört nichts von diesem Knurren und spürt nichts von dieser Qual. Wir tauschen vorschriftsmäßige Redensarten, und er fühlt sich wohl dabei. Ich büße und biete ihm die vierte Tasse an: neu gebraut, gesüßt und mit Ibhâr gewürzt. Er nimmt sie an, genießt sie und leckt befriedigt Bart und Lippen. Dann bittet er um Urlaub und erhebt sich. Ich sage: „Zu früh! Zu früh!" und danke Gott, denn nun geht er wirklich. - Meine Gelübde habe ich seitdem mehr und mehr gehalten, die Rückfälle wurden immer seltener. Ohne diese Schule wäre ich niemals ein rechter Morgenländer und also schließlich auch kein Beduine geworden.

Unter den Sassen, zumal den Bauern, ist der Esel das üblichste Beförderungsmittel. Bei den „modernen" Städtern freilich, die in europa-ähnlichen Vorstädten wohnen, herrscht durchaus der Kraftwagen amerikanischer Erzeugung. Aber da es nicht meine Aufgabe war, mit Levantinern westländische Dinge zu pflegen, hielt ich mich in der Stadt mehr an die altmodischen Leute

und an die minder geachteten Kreise. Ich schaffte mir einen Esel an. Ich kaufte ihn leidlich gut und verkaufte ihn später noch besser. Oft weilte ich wochenlang bei Bauern ferner gelegener Gebiete. Wenn diese dann zur Stadt zogen, erwiderten sie meinen Besuch. Manchmal weilten sie fünf Mann hoch bei mir, so daß ich meine Dienerschaft, die dort im Hause den Tag über aus der Frau eines besitzlosen Bauern bestand, um eine männliche Kraft, nämlich ihren Ehemann, verstärken mußte. Mehr und mehr wurde mein Haus eine Absteige auch für die Halbbeduinen des Jordantales, wenn diese irgendein Geschäft zur Stadt trieb. Ich war nahe daran, mir eine Hammelherde zu halten, um stets mit Frischfleisch versehen und somit empfangsbereit zu sein. Die Halbbeduinen waren mir angenehmer als die Bauern, denn sie sind minder peinlich auf Genauigkeit beim täglichen Gottesdienst versessen. Doch die Besuche der Bauern sorgten dafür, daß ich die Übung im islamischen Leben nicht verlor. Ich war des Morgens oder vor dem Morgen früher auf als sie und weckte sie und reichte ihnen frisches Wasser zur Gebetswaschung. Dann rief ich sie hinaus in meinen Garten, der sich lang unter einem Abhang hinzog, und betete vor. Das war jedesmal ein Sieg über meine Morgenschwere. Manchmal war es ein Pyrrhussieg.

Die Abende waren oft nicht leichter als die Morgenstunden. Ich bin ein Freund der Einsamkeit. Das mußte ich dort peinlich verbergen, denn es paßt nicht ins Leben der Leute. Allabendlich versammeln sich die Nachbarn, nach Geschlechtern getrennt, in je einem Hause des Viertels. In dem Hause, wo die Männer sich treffen, darf dann keine Frau sein, und in dem Hause, wo die Frauen sich treffen, ist auf keinen Fall ein Mann. Bei den Frauen dürfen auch die kleinen Jungen bis zu zehn, elf Jahren dabei sein. Eine genaue Altersgrenze läßt sich nicht bestimmen, denn niemand weiß genau, wie alt er ist. Manchmal werden verwöhnte, freche Buben von vielleicht vierzehn Jahren bei den Frauen geduldet. Wer sich von der Versammlung öfter ausschließt, ohne verreist zu sein, der ist verdächtig und wird bald gemieden.

Der Zweck dieser Zusammenkünfte ist der Klatsch. Man hockt an der Erde, raucht, trinkt Kaffee und redet. Die Männer reden über Geschäft und Politik,

auch über Glaubensfragen. Bisweilen erhebt sich dann, und zwar gerade unter ganz einfachen Leuten, das Gespräch für einen Abend oder mehrere hoch über die gewohnte Ebene. Einer, der lesen kann, liest oder - wenn er das gelernt hat - singt aus dem Koran, und die andern lauschen wie gebannt und trinken den süßen, flüchtigen Wohlklang ihrer veredelten Muttersprache. Wenn eine Pause eintritt, hört man ein Stöhnen wie das Stöhnen der Wollust bei den Hörern. Dann kann ein langes Gespräch über den Sinn einer einzelnen Sure folgen. Ich habe Männer gesehen und gehört, die ich sonst von sehr unangenehmen Seiten kannte und bei denen nun plötzlich und unerwartet ihr Bestes zum Vorschein kam, so daß ich ihnen heimlich abbat, was ich sonst über sie dachte.

Im Abendgespräch der Frauen gibt es solche Höhepunkte nicht. Zu Anfang spricht man vom Kochen, von Kindern und Familie. Später bilden sich Gruppen, wo im Flüstertone schlüpfrige Geschichten aus dem Eheleben steigen, während daneben die Kinder einschlafen auf den ringsum ausgebreiteten Matratzen oder schreien und weinen vor Müdigkeit und Überreizung. Jedem Kinde, das einschläft, wird eine Decke übers Gesicht gezogen. Dann schließt man sorgsam die Fenster und die Türen. Die Hitze und die Düfte werden merklicher. Zwischen alledem wird von Zeit zu Zeit gesungen. Dann kann es geschehen, daß eine Mutter ihr Kind weckt, damit ihm etwas besonders Schönes nicht entgehe.

Das Ermüdendste waren die Feste: Hochzeit und Beschneidung. Sie dauern drei Tage lang, ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Vom Morgen an rufen die Frauen ins Tal hinaus: eine stimmt mit weithin tragender Stimme den Ruf an und die andern fallen dann ein mit langgezogenem Triller. Kaum ein Tag verging, ohne daß ich von dem mir gegenüber und bis herauf zu meinem Hause liegenden großen Dorf Silwân den Festruf hörte: Stunden um Stunden, unablässig. Nur der Gebetsruf von den Türmen der Moscheen konnte dann den Ruf zum Feste unterbrechen. Die Feste selbst sind eine Steigerung der allabendlichen Zusammenkünfte durch Gesang und Tanz: die Männer für sich und die Frauen und Mädchen für sich in getrennten Haufen. Die Frauen und Mädchen dürfen von entrücktem Standort aus, etwa vom Dach eines

Hauses, den Tanz der Burschen und Männer bewundern, nicht aber umgekehrt. Was sonst nur abends geschieht, das breitet sich nun aus über drei Tage und Nächte.

Eine solche Lebensschwingung ist möglich nur dort, wo Arbeit keine Rolle spielt und keinen Wert bedeutet. In der Stadt arbeitet nur, wer durchaus muß. Wer es nicht nötig hat, der hockt tagsüber vor dem Kaffeehaus und raucht die Wasserpfeife. Vor Abend trollt er sich dann nach Hause und von da zum Nachbarn. Mehr als einmal sagte ich zu mir selber: Weh dir, daß du ein Nachbar bist! Denn bei mir spielte Arbeit leider eine Rolle. Ich habe während meiner morgenländischen Jahre mehr als 4000 Einzelfilme aufgenommen und verarbeitet. Aus Blech und Balken hatte ich in einen der drei gewölbten Räume meines Hauses eine Dunkelkammer hineingebaut, aber sie war einfach genug und litt oft an Wassermangel. Wenn ich tagsüber gearbeitet hatte, war mir bei den Nachtsitzungen anders zumute als meinen nachbarlichen Festgenossen. Hier war das meist unverstopfbare Loch in meinem Morgenländertume. Auch später in meiner Beduinenzeit, wo ich zudem die Kamera meist nur unbemerkt gebrauchen durfte, war sie mein Leiden und die ständige Quelle heimlicher Rückfälle ins innere Abendland. Die beste und für das mimische Einleben wichtigste Zeit war die letzte bei den Beni Sachr, als meine Kamera durch einen Einbruch in mein Zelt beschädigt und unbrauchbar und somit eine Zeitlang aus meinem Leben ausgeschaltet war.

Zur Arbeit gezwungen ist vor allem der Bauer, darum ist er verachtet. Die Bauern stellen eine Auslese der am wenigsten arabischen Menschen innerhalb der arabisch sprechenden Bevölkerung dar. Wenn nicht ein besonderes Fest gefeiert wird, legt sich der Bauer gerne früh zur Ruhe und durchbricht oft den Brauch der nächtlichen Sitzungen. Die Bauern sind wohl die einzigen Menschen in Arabien, die hin und wieder wirklich ausschlafen. Die Verschleierung der Frauen und die Trennung der Geschlechter läßt sich bei ihnen schon um der gemeinsamen Arbeit willen nicht durchführen. Auch besitzen die meisten nur einzimmrige Häuser (das Wort bêt heißt Haus und Zimmer zugleich) als gemeinsamen Wohn- und Schlafraum der ganzen Familie.

Viele Bauern sind verschuldet und völlig in der Hand städtischer Geschäftsleute. Der städtische Kaufmann nimmt vom Bauern, wenn er ihn kennt, öfters keine Barzahlung, sondern schreibt an - scheinbar ohne Ende. Der Bauer ist im Rechnen ungeübt und verliert die Übersicht, kauft aber weiter: Zucker, Kaffee, Gewürze, Stoffe usf. Eines Tages merkt er, daß sein Häuschen und seine Äcker überschuldet sind und er in Wirklichkeit nichts mehr besitzt. Jetzt braucht der Kaufmann unverzüglich bares Geld: den geschuldeten Betrag zuzüglich hoher Zinsen. Das Gut des Bauern ist ihm verfallen. Das Ende ist, daß die bisherigen Hausbewohner sich aus ein paar Lappen ein Zelt machen, vor die Tore einer Stadt ziehen und irgendeinen kleinen Verdienst suchen.

Als ich eines Morgens zum Fenster meines Hauses hinaussah, waren verlumpte Zelte da und ein einäugiger Esel und Frauen und Kinder. „Zigeuner", sagten naserümpfend meine Nachbarn. Aber ich sah, daß es keine Zigeuner waren, sondern solche verarmten Bauern, die festen Besitz nicht hatten halten können und nun nomadenähnlich lebten. Sie stammten aus der Gegend zwischen Hebron (el-Chalîl) und dem Toten Meere. Bald kamen sie zu mir und baten um einen Trunk Wasser. Erst waren es die Kinder, die bei mir klopften, dann die Frauen. Sie waren hier fremd und brauchten niemandes Gerede zu fürchten. Die erste Frau, die kam, war Hamde. Sie blickte scheu und mißtrauisch, wie ein wildes Tier, das einen Menschen sieht. Dann kam sie täglich und machte mein Haus und meine Sachen sauber. Die Scheu verlor sich bald vor dem guten Arbeitslohne, und das Mißtrauen löste sich auf in all den kleinen Liedern, die sie zur Arbeit sang. Das war noch im Anfang meiner morgenländischen Zeit. Eines Tages blieb sie fort, und nach ihr kam Serîfe. Dann kam Muhammadîse. Sie sah fast wie ein kleines Negermädchen aus, vielleicht dreizehnjährig, war aber Ehefrau und schon Mutter eines quäkenden Säuglings, den sie auf dem Rücken trug. Sie war ulkig anzusehen, immer zufrieden und zu kindlichen Scherzen geneigt. Sie betreute mein Haus bis zuletzt[1].

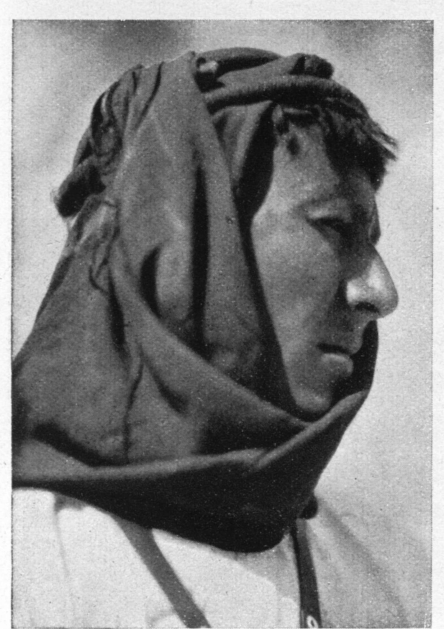
---

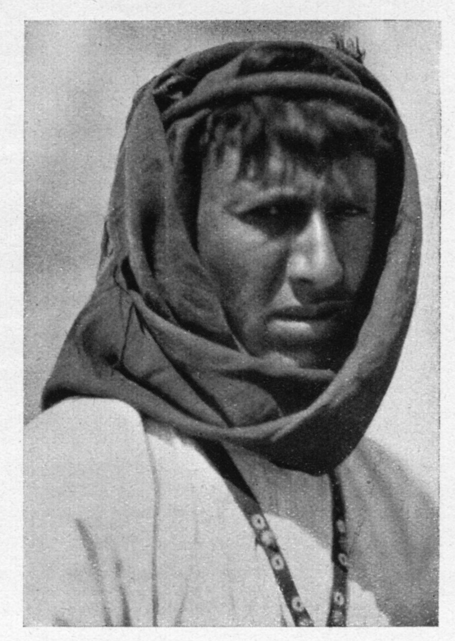
[1] Hamde und Muhammadîse sind auf unserer Tafel XII zu sehen.

5. Das Mißverständnis

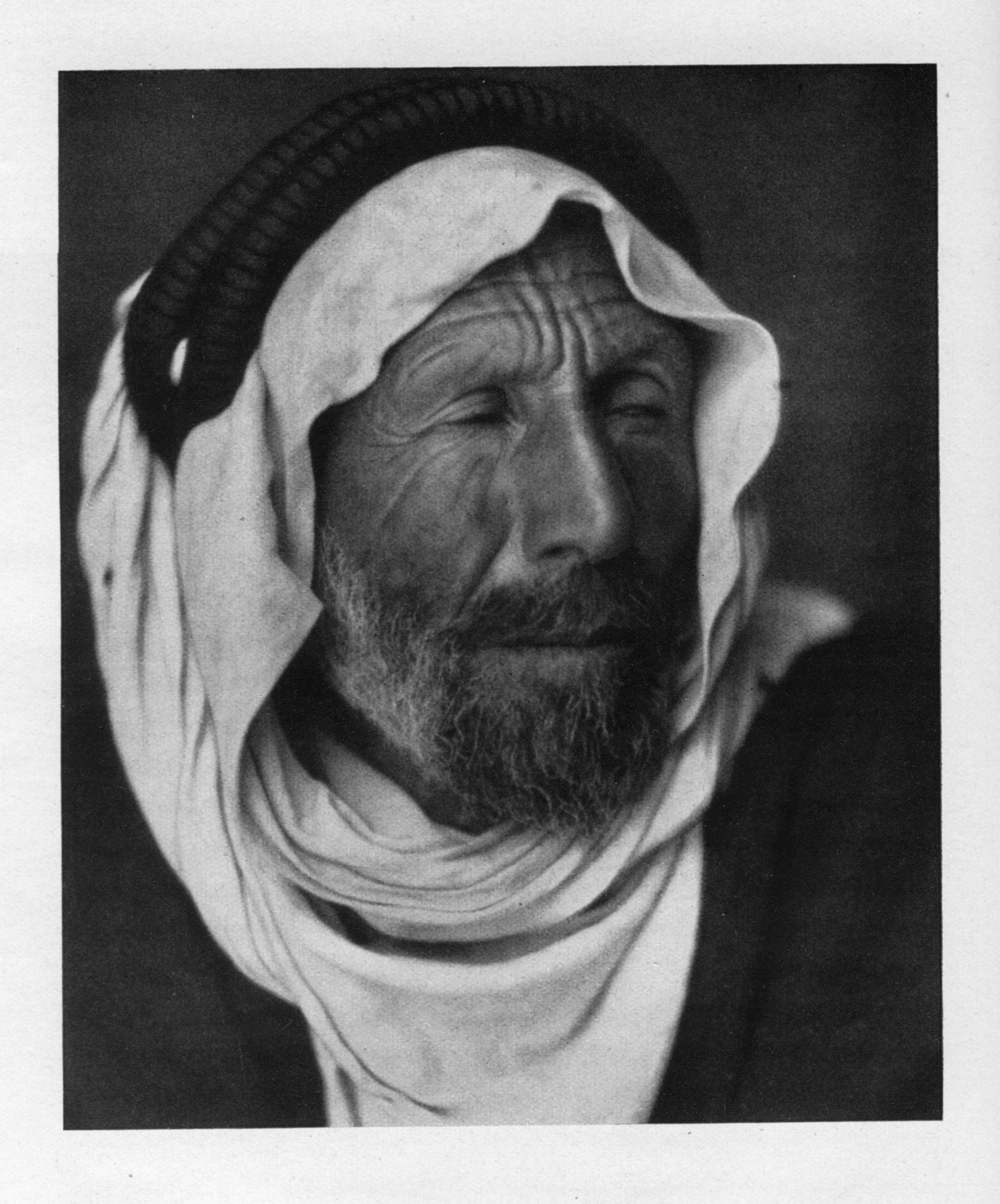
Einmal besuchte mich der junge Hassan vom Halbnomadenstamm der Abedîje, deren schwarze Zelte ich vom Dache meines Hauses sah. Er wollte mich zu einem Fest seines Stammes holen. Ich aber hatte anderes vor. Ich hatte einen Sahûri (d. i. ein Mann vom Stamme der Sawâhre) eingeladen, mit mir das ganze Gebiet seines Stammes von der Nachbarschaft meines Hauses bis hinab ins Ghôr - d. i. die breite Jordansenke - abzureiten. Die Sawâhre waren mir damals lieber als die Abedîje: so viele ich deren kennengelernt hatte, waren kleinliche Spitzbuben. Aber der junge Hassan stand nun einmal da und wartete auf Antwort. Neinsagen ist ein grober Formverstoß. Also betrachtete ich mir sein weißes hemdartiges Gewand, den Thôb, der zierlich geschnitten und am Bund und den langen Ärmeln mit einem hübschen Muster bestickt war - vielmehr gewesen war, denn jetzt sah man von alledem nur noch kümmerliche, schmutzige Reste. Ich sprach: Gott segne die Hände deiner Schwestern! Wahrlich, nicht eher werde ich zu euern Festen kommen, als bis ich ein Gewand besitze wie dieses. - Damit reichte ich ihm ein paar Silberstücke, dazu ein ledernes Wehrgehänge mit Gürtel als Geschenk - ein sehr beliebtes Kleidungsstück auch bei den Halbbeduinen, obschon diesseits des Jordans selbst Dolche nur heimlich getragen werden. Die Silberstücke mochten mehr als das Doppelte von dem betragen, was er für den Stoff bezahlte. Was ihm blieb, war für die Arbeit seiner Schwestern, und zwar über dem landesüblichen Satze. Das Geschenk war für seine Gefälligkeit.

Nach ein paar Wochen kam er und brachte das Gewand. Der Stoff war schlecht, die Naht und selbst das Muster waren Maschinenarbeit. Solches Machwerk stammt aus der Nähbude eines Armeniers in der Altstadt von Jerusalem. Ich sprach: „Wer hätte gedacht, daß es Nähmaschinen gibt in den Zelten der Abedîje!" Er meinte nun, ich sei ganz besonders zufrieden, und forderte noch zwei Silberstücke Nachzahlung für den Stoff. Da begriff ich, daß der Kerl mich für dumm hielt, weil ich ihn nachbarlich behandelt und ihm eine offene Hand gezeigt hatte. Es war ein Mißverständnis. Außerdem war

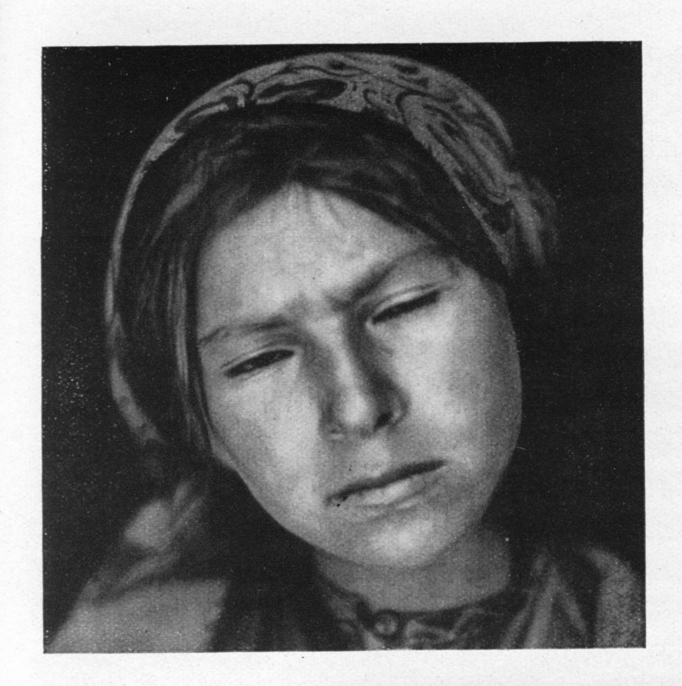


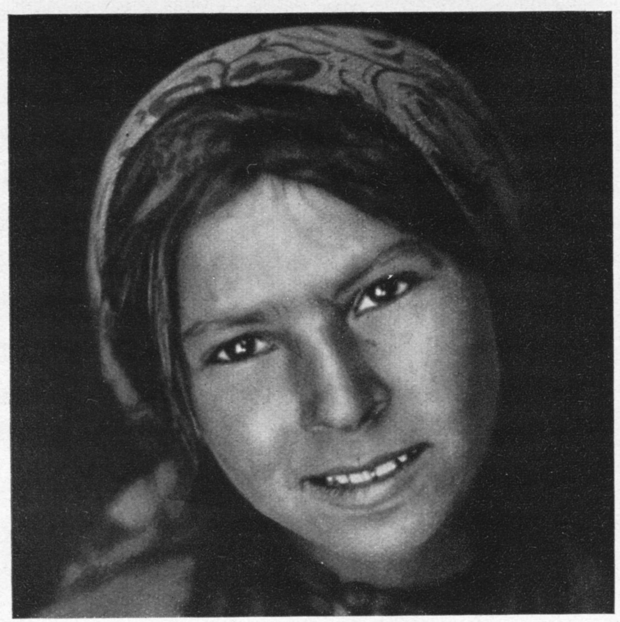


IX. *(oben):* Blick über das Dach meiner Wohn- und Werkstatt *(unten):* Hassan (zu S. 40)



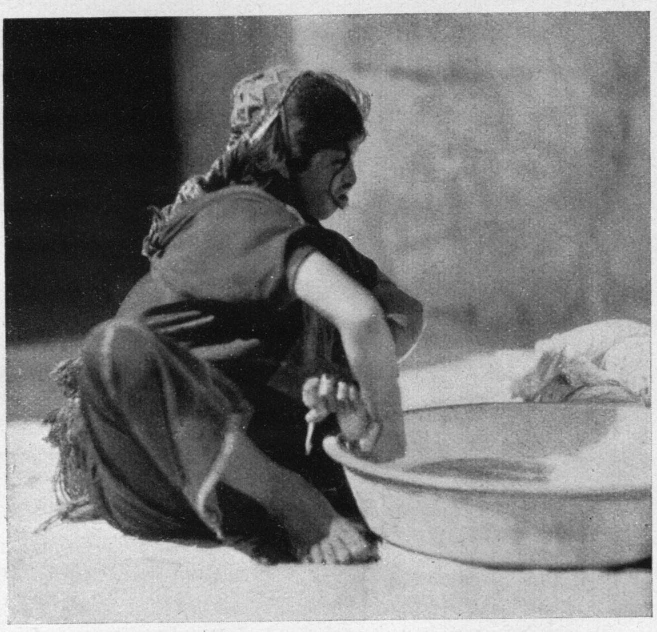
X. Abu Hassan weist seine Tochter an, mich mit den Augen zu fangen





XI. Die Tochter gibt sich Mühe (zu S. 43)





XII. *(oben):* Hamde singt *(unten):* Muhammadîje wäscht

es entgegen seinen eigenen Anstandsregeln und durfte nicht hingenommen werden. Ich langte nach der Nilpferdpeitsche, warf ihn zum Hause hinaus und fluchte seinem Vater und dem Vater seines Vaters und seinem ganzen Stamme. Noch sehe ich den langen Bengel mit dem frechen Gesicht die hohe Türöffnung meines Hauses füllen – er machte nur immer den Mund auf und brachte keinen Ton heraus. Ich sagte: Was stiehlst du mir noch das Tageslicht? und hob die Peitsche. Da war die Schwelle plötzlich leer und die Morgensonne lag auf den steinernen Fliesen.

Am nächsten Morgen lange vor Sonnenaufgang klopft es dringlich an meine Tür. Ich frage: „Wer?" und erhalte die Antwort: „Jemand". Ich frage: „Was für ein jemand?" Eine tiefe, zögernde Stimme sagt: „Einer von den Arab." Das war Abu Hassans Stimme, des Vaters. Mein Fluch hatte schon gewirkt. Der Fall begann meine Neugier zu erregen. Ich rief: „Was schlägst du meine Tür? Schlag deinen Sohn, es ist besser! Was willst du?" – Antwort: „Dein Wohlergehen. Ich bringe das neue Gewand." Ich: „Zu spät! Das ist schon gestern gekommen und seitdem nicht neuer geworden. Ich werde es am Tor der Moschee aufhängen und einen danebenstellen, der ausruft: ‚Das haben die Abedîje für zehn Silberstücke gemacht!'" – Er: „Mach auf, mach auf! Fürwahr, mein Sohn ist ein Hund, und ich habe ihn auf der Straße vor allem Volke geschlagen, bis er hinfiel. Hier ist das Gewand. Ich lege es vor deine Tür und gehe!"

Ich wartete eine Weile und öffnete dann. Da lag tatsächlich ein weißer Thôb, zusammengefaltet und in einen Lappen geschlagen. Und kein Mensch war zu sehen. Ich nahm das Ding herein: es war nicht ganz neu, aber anständiger Stoff und saubere Handarbeit, das Ganze sorgfältig frisch gewaschen. Während ich es betrachte, höre ich schleichende Schritte, und das Schlüsselloch verdunkelt sich. Nach einer Weile klopft es. Ich denke: Laß ihn klopfen! und gehe an meine Arbeit. Aber er hielt es länger aus als ich. Nach einer Viertelstunde fragte ich: „Wer?" – Antwort: „Jemand – einer von den Arab, dein Nachbar! Gib mir einen Trunk Wassers, ich verdurste!" – Wassertrinker klopften oft bei mir, denn mein Haus war das einzige in der Gegend, das eine Art Wasserleitung besaß. Alle andern hatten nur Zisternen oder auch keine. Ein Becher

stand für diesen Zweck an meiner Tür bereit. Ich füllte ihn, reichte ihn hinaus und sprach: „Abu Hassan, es wäre besser für dich, meine Tür zu schonen." – Er reichte den Becher nach der Seite, und jetzt erst sah ich, daß neben ihm ein zehnjähriges Mädchen stand, wohl eine seiner vielen Töchter. Das Mädchen trank und betrachtete mich dabei mit unverhohlenem Hasse. Die Geschichte versprach, eine neue Seite zu gewinnen. Wollte der Alte mir seine Tochter zum Ehekauf anbieten? Das war an sich nicht neu, aber in diesem Augenblick? Unwillkürlich schaute ich ihn fragend an, worauf er mit demütig hoffnungsvollem Grinsen sagte: „Das ist meine Tochter, die jüngste." Sie reichte mir den Becher zurück und versuchte dabei, den Haß in ihren Augen süßlich zu verfälschen. Ich kam nicht davon los, die seltsame Scheußlichkeit im Ausdruck dieses kindlichen Gesichtes zu betrachten. Da war etwas darin, das ich noch nicht verstand. Ich wußte nur, daß ich nicht eher ruhen würde, als bis dieser Ausdruck im Lichtbild erfaßt war. Erst später, als ich das typische Schicksal solcher Mädchen kannte, begriff ich die Bedeutung dieses Ausdrucks.

Es stellte sich heraus, daß der Alte den ersten, schlechten Thôb wieder heraus haben wollte, nachdem er doch den besseren sich vom Herzen gerissen hatte. Den schlechten gab ich ihm gerne. Dazu begehrte er den Lappen, in den der zweite eingeschlagen war. Inzwischen war man in meine Wohnung getreten. Der Lappen wurde gesucht und fand sich bei der Bäuerin, die mich bediente. Die Ablenkung kam mir gelegen: ich warf mir meinen Beduinenmantel um die Schultern und darunter hielt ich die Kamera. Der Alte – durch den Eintritt in mein Haus und durch meine Beachtung seiner Tochter hoffnungsvoll geworden – versuchte es nun doch mit einer Nachzahlung. Er bekam sie nicht, ich aber bekam eine Reihe aufschlußreicher Bilder, von denen ich auch hier einige vorlegen darf[1]. Man sieht da den Alten, wie er seiner Tochter bedeutet, mich mit

[1] Siehe Tafel X und XI dieses Buches. Vgl. hierzu Bild 51 meines Buches „Rasse und Charakter" (Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1937; I, S. 94) und die zugehörigen Ausführungen über die Welt „als den Ort, wo die Beute zufällt dem, der sie zu nehmen weiß als einen Brocken aus der Hand seines Gottes", d. h. die Welt in der Auffassung des wüstenländischen Menschen (Rasse und Charakter, I, 99 ff.).

Blicken zu ködern, und man sieht die Tochter, wie sie sich mit wechselndem Erfolge abmüht, ihren Haß zu versüßen.

Nach einer Weile gingen sie hoffnungslos und haben mich seitdem nie wieder beehrt.

6. Höhlen und Höhlenbewohner

Das neue Gewand sollte bald eine seltsame Einweihung erfahren.

Wenn ich von meiner Wohnung aus ostwärts hinab ins Tal stieg, kam ich an einer Halde vorbei, die mit Gräbern bedeckt war. Dicht unterhalb dieser Halde waren zwei natürliche Höhlen. Jede bot, obschon sie nur wenige Geviertmeter Bodenfläche hatte, doch je einer Familie wohnlichen Aufenthalt. Wenn ich auf meinem großen schwarzen Esel zu den Sawâheret el-Wâd (oder kurz Sawâhre) hinabritt, kehrte ich gern bei diesen Höhlen an, brachte den Bewohnern ein kleines Geschenk, etwa ein Pfund Zucker oder grüne Kaffeebohnen, und trank dann ein Schälchen Kaffee, ehe ich weiterritt. Ich mochte die Leute gut leiden; zu Anfang waren sie gedrückt und scheu, dann aber heiter und herzlich. Sie gehörten selbst noch zum Stamm der Sawâhre, waren also Halbbeduinen in vorgerücktem Zustand der Verbauerung: sie hatten das Zelt mit der Höhle vertauscht, besaßen Hühner und ein paar Esel, denen zur Regenzeit eine besondere Höhle als Stall diente. Esel haben nur die Sassen und Halbsassen, zumal die Bauern (Fellachen) und verbauerten Halbbeduinen - und die Slesb, jene Jägernomaden nicht-arabischen Ursprungs, die aber erst weit östlich des Jordans vorkommen[1]. Kein Vollbeduine benutzt den Esel als Reittier: er würde sich damit in seiner eigenen Rangordnung zum Fellachen degradieren. Die Sawâhre aber sind durchaus Eselsreiter[2]. Sie wollen noch bis zur Zeit des Krieges richtige Kamelbeduinen gewesen sein, doch ist dies sicher eine Lüge.

---

[1] Vgl. S. 30.

[2] Dies gilt nicht von allen Halbbeduinen schlechthin. Die Abu Nsêr z. B., Nachbarn der Sawâhre diesseits des Jordans, besitzen ansehnliche Kamelbestände und züchten Lastkamele.

Selbst die Raschâide am Westufer des Toten Meeres, die sich noch heute rein beduinisch tragen und sich einer „edlen Abkunft" aus Innerarabien rühmen, müssen schon vor einigen Generationen aus der freien Steppe hinausgedrängt worden sein.

Ich hatte meine Höhlenfreunde lange nicht gesehen, denn in den letzten Monaten war ich andere Wege geritten, die nicht an den Höhlen vorbeiführten. Jetzt aber verspürte ich Lust, ihnen das neue Gewand aus dem Zelte Abu Hassans zu sachkundiger Schätzung vorzuführen. Als ich an die Höhlen heranritt, fiel mir die Stille auf: keine Hunde schlugen an, kein Kindergegröl, kein Hühnergackern. Ich saß ab und trat ein - kein lebendes Wesen war bemerkbar. Doch das war nur Schein. Einen Augenblick später wurde mir klar, daß hier des Lebens allzuviel war. Die Luft schien plötzlich zu perlen wie Sekt oder Sodawasser, und wie ich an mir hinabsah, gewahrte ich, wie das neue Gewand sich von unten her mit schwarzbraunen Punkten bedeckte, die aus dem Dunkel sprangen. Ich stob ins Freie, suchte Schutz an der Sonne - zu spät! Da half kein Klopfen und Schütteln, auch nicht, daß ich die Oberkleider abwarf. Ich sprang auf meinen Esel und stürmte nach Hause. Ich stieg über die Mauer in meinen Hof, warf meine Kleider ab und schritt zu einem chemischen Massenmord an tausend und aber tausend gierigen Feinden. In irgendeiner arabischen Grammatik steht als Übungsbeispiel der Satz: „Die Flöhe haben mich aufgefressen." Kein Mensch versteht, was er nicht selbst erlebt hat. Der Satz war mir fremd und lächerlich geblieben. Jetzt verstand ich ihn.

Meine Höhlenfreunde hatten gewiß in dieser Hinsicht mancherlei ertragen, aber einmal war es selbst ihnen zuviel geworden. Sie flohen vor den Flöhen in neu errichtete Zelte. Ich besuchte sie dort und sagte: „Da ihr euch doch mit Stolz Nomaden nennt, hat sich die Erde geweigert, euch eine feste Wohnung zu gewähren. Nomaden gehören in Zelte, nicht in Höhlen und Häuser." - Da lachten sie und stimmten mir zu. Ein wenig später bauten sie sich eine elende Fellachenhütte aus Feldsteinen. Wen einmal das Sassentum gepackt hat, dem ist nicht mehr zu helfen. Man wird vom Nomaden zum Halbnomaden und vom Halbnomaden zum Sassen; dann gerät man in den Bann der Stadt, in den

Schatten des Abendlandes und wird „Proletariat". Diese hier waren schon der Vollendung nahe.

In den Zelten hält sich nur wenig Ungeziefer, eigentlich nur Läuse. Doch diese binden sich, wie ihre beduinischen Wirte, an feste Regeln des gemeinschaftlichen Lebens und wirken daher, verglichen mit Flöhen und Wanzen, als manierliche Zeltgenossen. Man weiß, wo man sie zu suchen hat und wie man sie los wird. Man kann sich auf sie verlassen.

7. Die Hose von Hebron

Eines Tages glaubte ich, genug von meiner künftigen Beduinenrolle vorgelernt zu haben, und beschloß meinen Aufbruch ins Ostjordanland. Doch war zu bedenken, daß es schon auf den Herbst ging und der Winter nahe war.

Im Winter wird es auch auf den Hochebenen Nordarabiens kalt genug, wennschon der Gefrierpunkt nicht jede Nacht erreicht wird. Aber man schläft dort im Zelte oder, sofern man unterwegs ist, unter freiem Himmel. Meine Übersiedlung von den Halbbeduinen der glutheißen Jordansenke, die beim Toten Meere bis 400 Meter unter den Spiegel des Mittelmeers hinabreicht, zu einem Vollbeduinenstamme, dessen Weidegebiete sich in 700 und 800 Meter Höhe bis an die Grenzen des Wahhabitenstaates erstrecken, erforderte darum einige Anpassung in der Kleidung. Vor allem war ein Schafpelzmantel nötig, wie ihn die Beduinen zur Zeit des Winterregens tragen. Darum begab ich mich nach Hebron, das heute el-Chalîl heißt. Der Basar dieser Stadt steht im Rufe, besonders brauchbare Schafspelzmäntel zu bieten. Es versteht sich, daß ich zu diesem Einkauf in der Kleidung eines Beduinen ging: schon darum, weil dann die Ware mehr in der Nähe ihres eigentlichen Preises angeboten wird - nicht zum drei- oder vierfachen Betrage, so wie man sie einem Europäer bietet. Der Kauf ging gut vonstatten: ich erstand mir einen riesigen Umhang, in den ich mich auch zum Schlafen vollständig hineinrollen kann. Er hat sich gut bewährt, ich besitze ihn noch heute. Er kostete etwas über anderthalb palästinische Goldpfunde (etwa 33 RM.).

Im Anschluß an diesen Kauf ereignete sich etwas, das ich hier erzählen möchte, weil es mancherlei Einblicke gibt, zumal in die gegenseitige Einschätzung der verschiedenen arabischen Bevölkerungsgruppen in westarabischen Ländern und ihr heutiges Verhältnis zum Abendlande. Durch meinen Erfolg ermutigt, beschloß ich, noch eine Hose zu kaufen. Eine arabische Hose, versteht sich: eng an den Waden, an denen sie übrigens aufhört, aber von tiefausholender, faltiger Fülle an ihrem Sitzteil. Zwar tragen Beduinen solche Hosen nicht, sie tragen vielmehr gar keine. Jedoch ich gedachte noch einmal des Winters usw., und außerdem reicht der hemdartige beduinische Thôb fast bis auf die Knöchel; was darunter ist, geht niemand etwas an.

Ich fragte den Pelzhändler, wo es Hosen zu kaufen gebe: feste, dunkelblaue Hosen aus starkem Tuch. Er nickte verständnisvoll und zeigte die enge Basargasse hinab: der fünfte Laden auf derselben Seite sei der richtige. Ich ließ den Pelz einstweilen bei dem Händler, wandelte hinab und fand auch, was ich suchte: ein winziges Gelaß wie alle Buden des Basars, mit Stoffen und fertigen Waren vollgestapelt, nach vorne abgeschlossen durch den Ladentisch, auf dem oder hinter dem der Kaufmann hockt. Dieser hier hockte auf einem Schemel und war in sein Rechnungsbuch vertieft. Vor der Bude stand ein zweiter über dasselbe Buch gebeugt und rechnete. Es strengte die beiden sichtlich an. Ich trat hinzu und sprach: „Der Friede sei mit euch, und ich will eine Hose kaufen!" – Darauf erfolgte nichts, der Kaufmann würdigte mich keines Blickes. Und dabei hatte ich meinen roten Mantel aus Damaskus an und ein seidenes Kopftuch. Nach einer Weile sagte ich: „He, Onkel! Es wird Abend und mein Zelt ist fern. Ich will eine Hose wie diese dort. Mach schnell!" – Da griff er hinter sich, nahm eine Hose der gewünschten Art und warf sie mir hin ohne aufzuschauen. Ich nahm das Ding, prüfte den Stoff mit Kennermiene (was alles umsonst war, denn er sah mich gar nicht) und fragte nach dem Preise. Er sagte: „Fünfundvierzig" (zu ergänzen: Piaster), was zuviel war, aber nicht viel zuviel, und ich bot dagegen[1]. Er sagte noch einmal: „Fünfundvierzig"

---

[1] 45 paläst. Piaster Gold sind etwas über 9 Reichsmark.

und ich: „Das ist zuviel." Darauf er (und zwar immer noch ohne aufzuschauen): „So gib sie wieder her!" Ich warf ihm die Ware an den Kopf und sprach: „Seltsame Kaufleute gibt es in el-Chalîl! Gott verbrenne dein Haus und deinen Vater und deines Vaters Vater!" – Was in solchem Falle jeder Araber sagt und ihn vollständig kalt ließ.

Als ich mich eben zum Gehen wenden wollte, kamen zwei Efendis daher: europäisch gekleidet bis auf den roten Fes mit der schwarzen Troddel, rasiert und parfümiert, der eine sogar mit Kneifer an schwarzer Schnur. Und siehe, da war das Antlitz meines Kaufmanns umgewandelt und Worte wie Rosenöl entflossen seinen Lippen: „Wollet die Güte haben und tretet ein bei eurem Diener! Nur für euch ist alles, ich zerbreche mein Haus für euch!" Die beiden lächelten süßlich und tänzelten ihres Weges. Kaum waren sie weg, so fiel der Kaufmann unvermittelt in sein voriges Gesicht zurück.

Von der Moschee her klang der Ruf zum Nachmittagsgebete. Ich folgte, näherte mich dem Gotteshause und verrichtete dort die vorgeschriebenen Waschungen und Gebete. Dann kehrte ich zu meinem Pelzhändler zurück und sprach: „O mein Bruder! Dein Freund hat Hosen genug, doch er verkauft mir keine. Er verkauft nur an europasüchtige Efendis, doch einem Beduinen dankt er nicht einmal für seinen Gruß. Ich wundere mich sehr über solche Gebräuche." – Er faßte mich lange ins Auge und murmelte vor sich hin, dann sprach er: „Sind Eure Gnaden das erstemal in el-Chalîl?" Ich sagte: „Nein, aber das letztemal. Ich will dir ein Geheimnis verraten. Du denkst vielleicht, ich sei vom Stamme der Ta'âmire oder der Raschâide, aber du irrst." – Da wehrte er eifrig ab: „Die Ta'âmire sind Bettler und die Raschâide sind Diebe, Ihr aber seid einer von den Großen, vielleicht von jenseits des Jordans." Er sagte dies leise und vorsichtig, damit niemand außer mir es höre, aber – so schien es wenigstens – mit Überzeugung. Unter den „Großen" verstand er in diesem Falle offenbar transjordanische Vollbeduinen. Nach dieser Probe machte ich einen Versuch, der meiner künftigen Arbeit schwerlich schaden konnte, denn ich hatte in el-Chalîl nichts weiter vor. Ich wollte das Gesicht des Hosenhändlers sehen, wenn er erfuhr, daß er einen leibhaftigen Europäer von

seinem Ladentische fortgeekelt habe. Darum sagte ich: „Ich bin aus Deutschland gekommen, weil ich die Araber liebe. Ich wollte ..." – Weiter kam ich nicht.

Der Pelzhändler stieg über seinen Ladentisch und bat mich ehrfürchtig, ihm zu folgen. Er schritt mit mir zum Laden des Hosenmannes, trat schnell auf diesen zu, faßte ihn an den Schultern und sagte ihm was ins Ohr. Der schnellte auf und starrte mich an, als wäre ich der Satan. Dann sprang er über den Ladentisch und faßte meine Hand, um sie zu küssen. Ich zog sie zurück und sagte: „Ich will nicht deinen Mund, ich will eine Hose kaufen." – Da sprang er zurück, ergriff die Hose, bot sie mir mit beiden Händen dar und rief: „Nimm sie, sie ist dein Gut, Gott mehre es! Ich nehme dafür keinen Piaster!" Inzwischen sammelte sich ein Halbkreis von Gaffern um den Laden. Ich sprach: „Wie schade! So nimm deine Ware zurück, denn ich nehme kein Geschenk von einem Manne, der die Araber verachtet." – Ich horchte, ob Beifall kam aus dem Halbkreis der Gaffer, unter denen Fellachen und Halbbeduinen waren, aber niemand sprach ein Wort. Ich sagte weiter: „Die Hose mag 25 Piaster wert sein. Ich zahle 30, hier sind sie." – Er nahm sie gerne an. Doch als ich mich zum Gehen wenden wollte, ergriff er noch einmal meine Hand, um sie zu küssen, und als ich wehrte, sprach er: „Ich lasse dich nicht, ehe du verziehen hast!" Da riß mir die Geduld und meine Stimme wurde lauter: „Du machst es schlimmer und schlimmer! Solang ich für dich ein einfacher Araber war, nahmst du nicht einmal meinen Gruß entgegen. Für die beiden Efendis, diese Affen Europas, wolltest du dein Haus zerbrechen, und vor mir, dem Europäer, machst du dich zum Sklaven. Ich bin von Europa gekommen, weil ich die Araber liebe, ich wollte eure Sitten und eure Gebräuche sehen. Bei Gott, ich sehe sie! Wenn es sich darum handelt, die Fremden um ein paar Pfennige zu betrügen, dann seid ihr alle einig: wie unzählige Hintern in einer einzigen Hose![1] (Und dabei schwang ich die Hose, die ich soeben gekauft hatte.) Aber die Fremden sind schlauer. Sie reden euch vor, ihre fränkische Kleidung, ihre

[1] Auf Arabisch sagt man: „Ihr seid zwei Hintern in einer Hose", entsprechend unserem „Ihr steckt unter einer Decke".

fränkischen Stühle und Möbel seien vornehmer und besser - damit ihr alles das von ihnen kaufen sollt. Und ihr kauft es, und die andern lachen und werden fett an euch. Als ich hierherkam aus dem Abendlande, da haßte ich eure fränkischen Bedrücker, denn sie zerstören die Schönheit und die Sitten des Morgenlandes. Jetzt aber weiß ich, warum sie euch verachten: weil ihr euch selbst nicht achtet. Ihr seid Araber und verachtet die Araber und liegt vor allem Fremden auf dem Bauche!"

Es kam mir von Herzen und ich hatte mich recht in den Eifer hineingeredet. Diesen Augenblick benutzte der Hosenhändler, um zwei- bis dreimal meine Hand zu küssen.

8. Aufbruch zu den Echten

Ich hatte geglaubt, nichts wesentlich Neues mehr von den Sassen und Halbbeduinen lernen zu können, wenigstens nichts, was die Beduinen betraf. Ich hatte mich geirrt: ich lernte doch noch etwas Neues von ihnen, und zwar gerade im Hinblick auf die Beduinen.

Noch wenige Wochen, so mußte der erste Winterregen fallen. Dieser Regen bringt alljährlich die große Wendung im Beduinenleben. Die vom Sommer ausgedörrte Steppe grünt dann auf: Büschel von Kraut und harten Stauden sprießen da und dort zwischen dem schimmernden Feuersteinbelag hervor und bieten fast üppige Nahrung für die gewaltigen Herden der Dromedare. Nun beginnt die Ostbewegung der großen Nomadenstämme Transjordaniens, die im letzten Teil des Sommers westwärts weiden am Rande des Baulands. Dort besitzen sie selber ausgedehnte Flächen anbaufähigen Landes. Aber niemals faßt ein Vollbeduine den Pflug an, um selbst das Land zu bestellen. Das tut nicht einmal der Beduinensklave. Landbau ist Sache der Bauern, daher der Name! Von weither kommen die Bauern, um die Felder der beduinischen Grundbesitzer zu bestellen: auch aus Palästina, z. B. aus der Gegend von el-Chalîl, der Stadt Abrahams, dem alten Hebron[1]. Unter meinen dor-

[1] El-Chalîl heißt „der Freund". Gemeint ist Ibrahîm (Abraham), der „Freund Gottes".

tigen bäuerlichen Freunden waren einige, die jedes Jahr als Feldarbeiter zu den Beni Sachr zogen, um deren Felder in der Gegend westwärts von jenem verfallenen Steppenschlößchen el-Mschatta zu bestellen, dessen Fassade - oder wenigstens seinen schönsten, besterhaltenen Teil - einstmals der türkische Sultan, dem sie nicht gehörte, an den letzten deutschen Kaiser verschenkt hat[1].

In diese Gegend also durfte ich nicht kommen, wenn ich drüben die Rolle des unbekannten Beduinen aus fernem Stamme spielen wollte, denn jene Bauern kannten einen Teil meiner unbeduinischen Vergangenheit. Andrerseits durfte ich mich nicht zu weit von meiner Werkstatt bei Jerusalem entfernen, wenigstens nicht fürs erste, denn es galt, eine Beute an einwandfreien photographischen Ausdrucksbildern unter Dach zu bringen, ehe Filme und Apparate den Einflüssen des Beduinenlebens zum Opfer fallen konnten. Ich wußte, daß mein unbeduinischer Ballast mir die Durchführung meiner Rolle sehr erschweren würde. Am liebsten hätte ich ihn zu Anfang fortgelassen und später heimlich geholt. Aber Reisen kostet Geld, und das war nur in bescheidenem Maße vorhanden. Zudem: eine wissenschaftliche Unternehmung der Art, wie ich sie vorhatte, ist immer zur Hälfte ein Abenteuer, und zum Wesen des Abenteuers gehört es, daß man seinen Ausgang nicht genau vorherweiß. Auf die Bilder aber, die Bilder vom „Innenleben" der freien Nomaden, kam es nun einmal an: sie sollten künftig zugleich als Beleg für geleistete Arbeit und als Gegenstand fernerer psychologischer Bearbeitung dienen.

Ich gedachte zuerst, um das Südende des Toten Meeres durch das Wadi el-Araba zum Stamm der Howeitât zu ziehen und erst bei diesen und dann bei den Beni Sachr zu verweilen. Die Weidegebiete der Beni Sachr reichen bis ins Hinterland von Ammân, der Hauptstadt von Transjordanien, von wo aus eine erträgliche Fahrstraße hinab zur Jordansenke führt. Von dort unten aber fährt man auf einer guten, neuen Kraftwagenstraße nach Jerusalem. Auf diesem Wege also konnte ich meine photographische Beute bei Gelegenheit in meine Werkstatt bringen.

---

[1] Sie bildet heute ein Prunkstück des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin.

Auf der Karte sah das alles beinahe selbstverständlich aus. Auf der Karte gibt es so viele Straßen und Wege und Orte, die richtige Namen haben - man möchte ein sauber gemaltes Schild bei ihrer Ein- und Ausfahrt erwarten mit Angabe der behördlichen Zuständigkeit, und ein rot umrandetes Geschwindigkeitsschild „Kraftwagen über 5,5 t - 15 km!" Überhaupt, warum fuhr ich nicht einfach mit einer Droschke nach Ammân und gleich weiter zu den Weidegebieten der Beni Sachr? Ich lachte damals über diesen Gedanken und wußte nicht, daß ich es eines Tages wirklich so machen würde.

Transjordanien ist ein angeblich selbständiges arabisches Fürstentum, ein englisches Nachkriegserzeugnis. Schon bei der Jordanbrücke, die Transjordanien mit Palästina verbindet, wird der Fremde überwacht, und diese Überwachung bleibt dann ein Dauerzustand. Der Fremde ist meldepflichtig bei jedem Landjägerposten, an dem sein Weg vorbeiführt. Als Grund wird angegeben: die Unsicherheit der Verkehrswege. Fast alle Wege liegen im Wirkungsbereich der beduinischen Lebens- und Umgangsformen, zu denen der Raubzug gehört. Aber England muß noch andere Gründe zur Überwachung der Fremden haben als nur die Sorge um deren Sicherheit. Man hatte mir viel vom Spitzeldienst der englischen politischen Polizei erzählt, die ihre hochbezahlten Kundschafter habe unter den Beduinen aller transjordanischen Stämme. Der Gedanke an dieses Spitzelwesen war mir viel peinlicher als der, einem beduinischen Raubzug zur Beute zu fallen. Wenn erst die politische Polizei mich im Auge hatte, war es wohl bald vorbei mit meinem Inkognito und meiner Beduinenrolle und der „Mimischen Methode"! Also oberster Grundsatz: möglichst unbemerkt bleiben.

Daher der Weg ums Südende des Toten Meeres. Auf der Karte sieht er aus wie andere Wege. Die Araber nennen ihn Derb el-Maut, den Todesweg, eine Bezeichnung, die man auf keiner Karte findet. Das Wadi el-Araba ist für den Ortsunkundigen nicht durchschreitbar, weil er die wenigen verborgenen Wasserstellen nicht findet und darum verdurstet. Aus diesen und andern Gründen ist er völlig auf den guten Willen der Beduinenstämme angewiesen, deren Weidegebiete er durchzieht. Um es kurz zu sagen: in meinem Falle

wollten sie nicht. Ich gab mich aus für einen, der von „drüben" stammt, von jenseits des Tieflands und des Toten Meeres. Das wäre mir beinahe nicht sehr gut bekommen, denn jene Stämme leben zur Zeit in Blutsfehde mit denen „drüben" - was mir bis dahin niemand von meinen bisherigen Freunden erzählt hatte (aus Unkenntnis oder Höflichkeit oder Schadenfreude oder alledem zugleich). Für diesmal mußte ich umkehren. Übrigens leben auch die Howeitât, zu denen ich zunächst zu gelangen wünschte, in Blutsfehde mit den Beni Sachr. Das war mir zwar bekannt, doch hatte ich die Schwierigkeit, von einem dieser Stämme zum andern zu gelangen, bis dahin unterschätzt. Manches hatte ich zu leicht, manches auch gewiß zu schwer genommen.

9. Die magische Schranke

Ich beschloß nun, über den Jordan nach Osten zu gelangen, aber - versteht sich - nicht über die Brücke bei Jericho, die polizeilich und zollamtlich überwacht ist. Es galt, „das Wasser zu schneiden", d. h. den Fluß an einer seichten Stelle nördlich der Brücke zu durchschreiten. Diese Furt war freilich nur den Anwohnern bekannt. Doch zu diesen gehörten ja meine lieben alten Freunde, die Sawâheret el-Wâd - hier also hatte es keine Not, den rechten Weg zu finden!

Überhaupt war mir inzwischen klar geworden, daß ich auch „drüben" einen von diesen als Begleiter haben müsse, und zwar einen, der noch viel von mir erwartete und insofern von mir abhängig war: das schien mir eine Gewähr dafür zu sein, daß er drüben das Geheimnis meiner allzu westlichen Abkunft wahren würde. Ich brauchte einen, der mich überall da vertreten sollte, wo ich selbst nicht sein konnte, z. B. sollte er in meiner Abwesenheit mein Zelt und mein Gepäck bewachen. Nun galt es, den Richtigen auszuwählen. Es sollte nicht einer von den Geschwätzigen sein, sondern ein schweigsamer, vorsichtiger Mann. Ich wußte schon, welcher es sein sollte. Er hieß Jd, war ein stiller, in gewissen Grenzen zuverlässiger Mensch mit dem Gesichtsausdruck eines Hundes, dem sein Herr verstorben ist.

Jedoch erst galt es, ihn zu finden. Er war ein armer Teufel und half für lumpige Gegengaben da und dort bei der Ernte. Die Sawâhre sind ja „Verbauerte" und bauen etwas Getreide an. Einfach nach ihm zu fragen, ging auf keinen Fall. Es gibt keine wirksamere Triebfeder im Leben dieser Menschen als Neid und Eifersucht. Hat man zweie vor sich und spricht mit dem einen, so wird der zweite zunehmend eifersüchtig, verliert zuletzt die Beherrschung und benimmt sich dann völlig entgegen seinen eigenen Anstandsregeln. Wendet man sich dem zweiten zu, so beginnt der Spuk bei dem ersten. Man muß ständig auf diese Dinge achthaben und einen gesellschaftlichen Takt besonderer Art aufwenden, um mit diesen „primitiven" Menschen einigermaßen reibungslos zu verkehren. Hätte ich nun einfach nach dem Verbleib des Jd gefragt, so hätte ich in hundert Wespennester gestochen. Der ganze Stamm hätte sich erregt über der Frage: Was will er mit ihm? Unzählige Mittelsmänner hätten sich in mein Vorhaben gedrängt und meine Verbindung mit dem Manne zerschwätzt, ehe sie zustande kam. Es blieb also nichts übrig, als so beiläufig im Gespräch herumzuhören, wo er wohl stecken konnte, und ihn dann selbst zu suchen.

So ritt ich denn also wieder einmal das Gebiet der Sawâhre ab von einem Zeltlager zum andern. Die schwarzen „Zelte", diese Hütten aus dickem rauhen Ziegenhaargewebe, das an langen Seilen über gewaltige Knüppel gespannt ist - diese Hütten liebte ich, aber die Leute darin, die Sawâhre, waren mir schon reichlich über geworden. Alle blicken sie wild und gefährlich, kneifen mal das linke Auge zu und mal das rechte, aber es ist alles leere Mache und im Grunde sind sie ziemlich harmlos. Sie sind eben Halbbeduinen, Viertelsbeduinen, Zehntelsbeduinen. Vom Beduinentum ist noch die Fassade geblieben, aber es ist nichts mehr dahinter. Man betrachte die beiden Köpfe auf unserer Tafel XV und vergleiche ihren Ausdruck z. B. mit dem des Vollbeduinen, den unsere Tafel XVII zeigt: dieser i st gefährlich, jene tun nur so. Welch einen bedeutsamen Umriß zeigt Tafel XV (unteres Bild), und doch bietet gerade dieses ein Musterbeispiel für das, was ich hier Fassade nannte. Übrigens findet sich selbst solches Fassadenwesen nur noch bei wenigen der

palästinischen Halbbeduinenstämme, bei den andern ist auch die Fassade schon eingestürzt. Ich hatte den Umgang mit diesen Gespenstern satt und sehnte mich nach wirklichem Beduinenleben.

Ich ritt von Morgen bis Abend. Vor jedem Zeltlager mußte ich absitzen, um zu einem Kaffeeschwatz in die Hütte des Scheichs zu treten. Am Abend erreichte ich meinen Mann und blieb zur Nacht in dem Lager, wo ich ihn fand. Es galt, ihn unmerklich aus dem Kreise der andern zu ziehen und dann mit ihm unter vier Augen zu verhandeln. Aber das will Zeit. Erst kommen die feierlichen Begrüßungssprüche, dann mengt sich der Klang des Kaffeemörsers ins Gespräch. Im Hintergrunde wird zur Ehrung des Gastes ein Zicklein zum Nachtmahl geschlachtet. In meiner eigenen Rolle hätte mir das weh getan, denn das muntere Tier hätte mir vielleicht näher gestanden als diese Menschen. Aber ich war eingetaucht in den Dunst meines werdenden Beduinentumes. Ich war durstig und trank aus dem irdenen Wasserkruge, der für alle bereitstand, indem ich meinen Kopf in den Nacken bog, den Mund aufriß, den langen Schnabel des Kruges darüberhielt und das Wasser kunstgerecht durch meine Gurgel goß. So trinken dort die Männer, und es liegt etwas von Betonung der Männlichkeit in dieser Trinkweise, ähnlich wie früher bei den „Bierjungen" deutscher Studenten. Bei Frauen sah ich niemals diesen Gurgelguß, und auch die kleineren Buben stecken sich einfach den Schnabel des Kruges in ihr verrotztes Schnäuzchen. Als der Durst gelöscht war, wurde ich hungrig wie ein Vollblutbeduine.

Aber ich wußte: es ging noch eine Weile, bis ich etwas Eßbares bekam. Die Hütte besteht aus Männer- und Frauenraum, die nur durch eine niedrige Wand aus Ziegenhaarstoff getrennt sind. Die Bereitung des Nachtmahls konnte ich vom Männerraume aus mit dem Ohr verfolgen, denn ich wußte, was jedes Geräusch bedeutete. Ich hatte gar manchmal bei den Frauen gesessen und zugeschaut, indem ich ihnen allerhand erzählte. Das ist, strenggenommen, nicht Brauch, aber der geehrte nachbarliche Gast kann sich das leisten. Jetzt hörte ich von drüben erst das Stoßen der Läbänbrocken: das weibliche Gegenstück zum Stoßen des Kaffees im Mörser, das nur den Männern zusteht. Läbän ist

Sauermilch. Sie wird entrahmt, zu harten Brocken getrocknet und so in Säcken aufbewahrt. Nach Bedarf werden solche Brocken dann in eine hölzerne Schüssel gelegt, mit Wasser übergossen und mit einem Steine zerstoßen und zerrieben. Inzwischen hat eines der Mädchen an der Feuerstelle Disteln und dürres Gestrüpp geschichtet und entzündet und auf das Feuer die Eingeweide des geschlachteten Tieres gelegt. Dann kommt der Kochkessel darüber, der auf Steinen ruht. Er enthält das Läbänwasser mit dem frischen Fleische.

Die verbrennenden Eingeweide entwickeln einen gewaltigen Qualm und Gestank, der - wenn der Wind es will - den Männerraum durchzieht. Aber er kündigt Eßbares an und wird daher gern ertragen. Noch mancherlei Geräusche dringen herüber, während die Männer - teils nach Sassenart mit untergeschlagenen Beinen hockend, teils auf den Arm gestützt und auf dem Bauche liegend - die winzigen Kaffeeschalen kreisen lassen und schwatzen und warten. Ein furchtbares Geschrei schrillt plötzlich durch die Trennungswand herüber, dauert eine Weile, nimmt dann ab und hört auf. Kein Mensch beachtet es. Was wird gewesen sein? Ein größeres Mädchen hat seine kleine Schwester gehauen, um sich seiner Kraft zu freuen und weil die Kleine gerade günstig stand für den Hieb. Man hört, wie Jungtiere aller Art und Größe ihr Futter bekommen im Frauenraume: Eselchen bekommen Gerste vorgeschüttet, dazwischen stürmen Böcklein und Lämmer umher, auch Hühner und Küken gehen überall spazieren, obschon sie immerfort weggescheucht werden. Hühner sind ja sehr unbeduinische Tiere, und das Haupttier der arabischen Nomaden, das Dromedar, fehlt bei den Sawâhre fast ganz. Sie sind eben „Verbauerte".

Da sie fast keine Kamele und erst recht keine Reitkamele haben, fehlt auch der hohe Reitsattel, der im echten Beduinenzelt als Armpolster dient. Man hatte mir mein Reisegepäck, die gefüllten Satteltaschen und meinen großen Schafspelz als Arm- und Kopfstütze an meinem Lager aufgestapelt, und daraus zog ich nun ein Säckchen voll jemenitischer Kaffeebohnen hervor und überreichte es dem Zeltherrn und Kaffeeverwalter. Der versenkt es wortlos schmunzelnd, ohne Dank, in einem langen Sacke. Darauf breitet sich eine wohlige Beruhigung über die Mienen der Zeltbewohner: der Saft des Lebens wird in

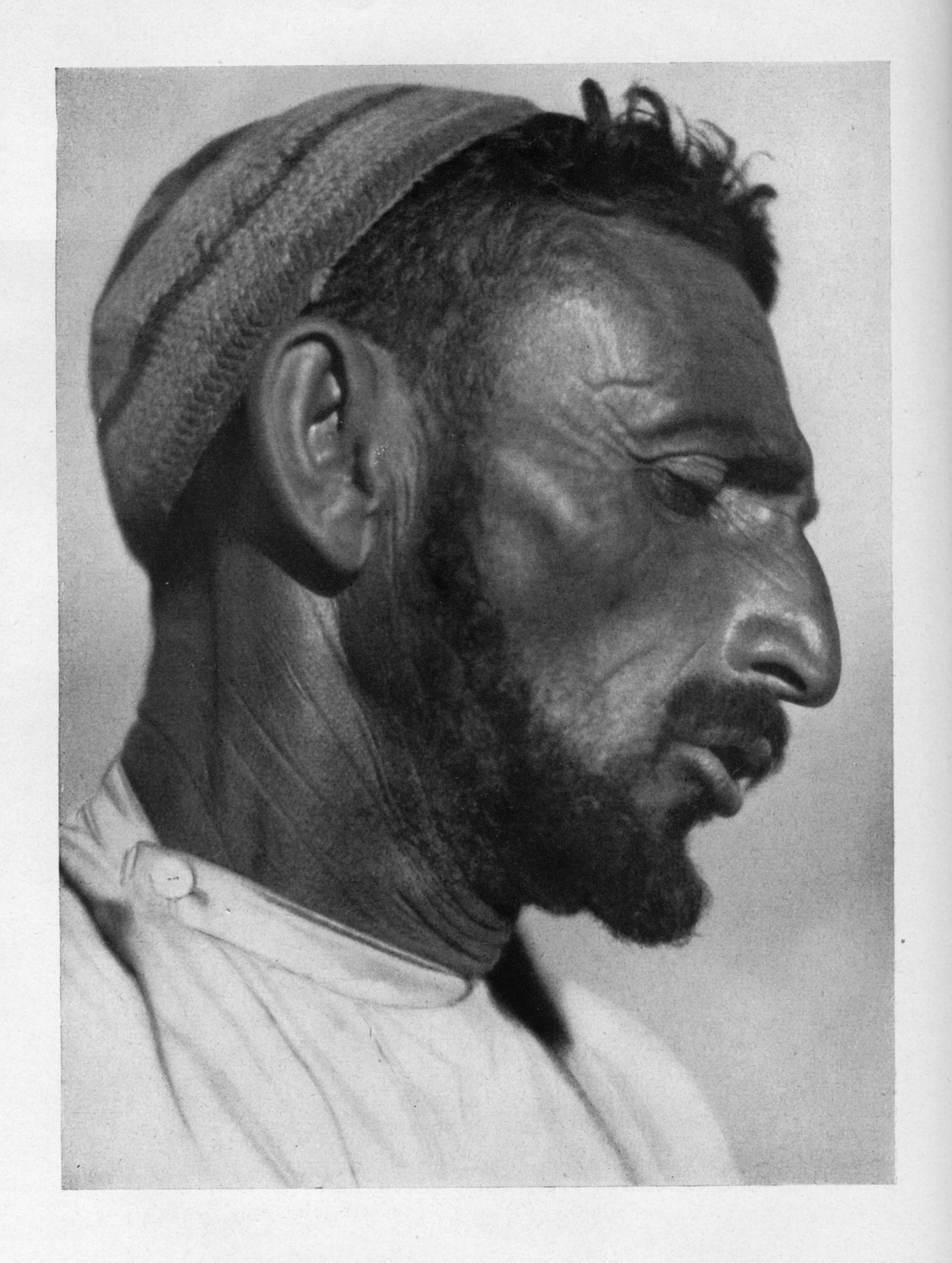
den nächsten Tagen nicht ausgehen. Außerdem ist es nun gewiß, daß mein Besuch die Gastfreunde vorerst nicht schädigt, denn das Säckchen Kaffee kostet 32-37 Piaster Gold (rund 7 Mark) und ist somit erheblich wertvoller als das geschlachtete Böcklein.

Und endlich ertönt ein Ruf aus dem Frauenraume. Zwei Männer springen auf und ergreifen einen schlichten Teppich, wie ihn dort die Frauen weben, und eilen hinüber. Dort schieben sie die große, kreisrunde Kupferschüssel auf den Teppich und schleifen sie herüber in den Männerraum, indem sie den Teppich an den vier Enden halten. Nun steht die dampfende Pracht vor mir da. Ich lasse mich ins rechte Knie, streife den rechten Ärmel zurück und stecke mir den rechten Zipfel des Kopftuchs rückwärts unter die Kopfschnur. Nun bitte ich den Zeltherrn, der mir gegenüberhockt, heran, mit mir die Mahlzeit zu teilen. Er kommt nach einigen höflichen Ablehnungen und legt mir die fettesten Stücke vor. Eigentlich müßten die Fleischbrocken schichtenweise in den dampfenden Reis verteilt sein: die fettesten oben, die mageren eine Schicht tiefer und die schlechtesten ganz unten. Aber an einem Zicklein ist nicht viel zu verteilen, darum lag bald das gesamte Fleisch vor mir an meinem Platz. Ich reiche ihm gute Brocken zurück, er aber zerreißt sie nur mit den Fingern und legt sie dann wieder vor mich hin. Bald aber sind wir beide in Fahrt geraten: wir tauchen mit der rechten Hand in den Reis, an den aus einer Schale noch jemand heiße Butter gießt; wir ballen uns Kugeln aus Reis - das heiße Fett quillt zwischen den Fingern hervor - und schieben sie in den Mund. Dabei wird kein Wort gesprochen. Vor jedem von uns entsteht eine tiefe Höhle im Reis, und die leckeren Fleischbrocken schwinden immer mehr. In der Mitte der Schüssel, auf dem Gipfel des Reisberges, thront der Schädel des Böckleins, hält mir die Zunge hin und glotzt mich an aus hohlen Augen. Die abgenagten Knochen werfen wir eifrig nach der Mitte der Schüssel. Im Hintergrunde ringsum lauert schon die zweite Runde der Esser. Und endlich erhebe ich mich und gebe die Schüssel frei, die dann im Nu umringt ist.

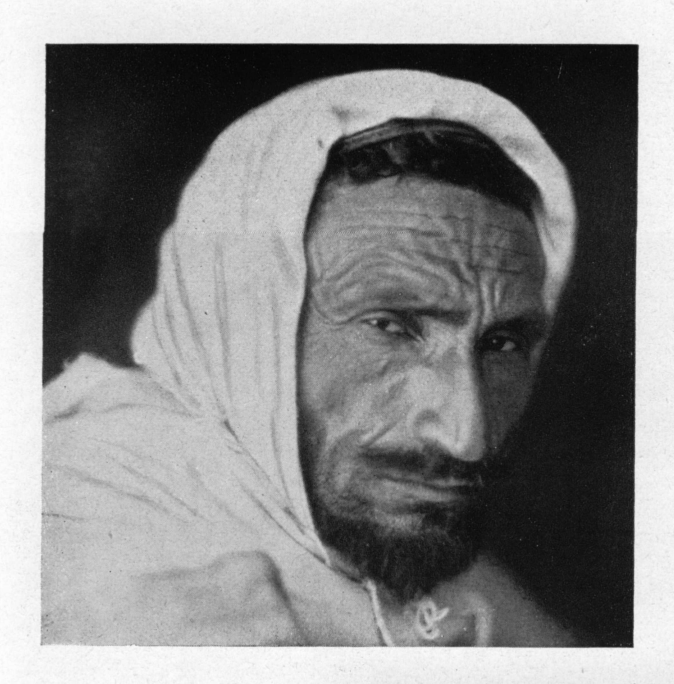
Während der Zeltherr und ich unsere rechten Hände lecken, kommt ein junger Mann mit einem schmutzigen Tuch, einer Wasserkanne und Seife. Ich hocke

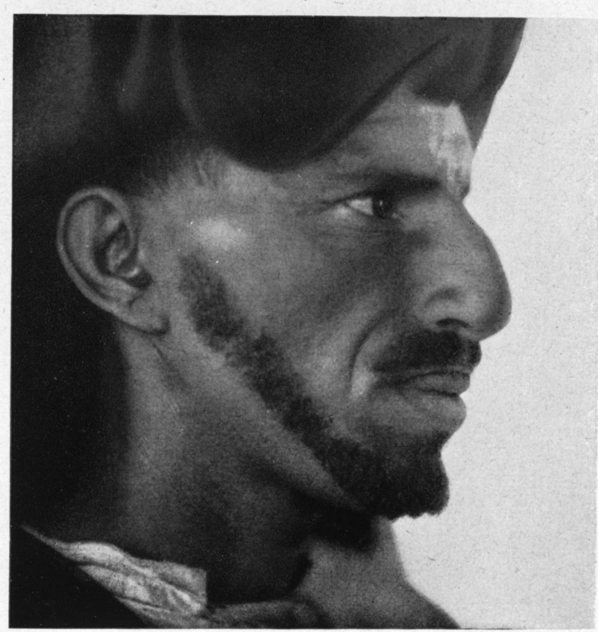


XIII. Grab am Rande der Wüste Juda



XIV. ʿId singt und spielt die Rabâbe





XV. *(oben):* ʿId auf dem Wege zum Jordan (S. 59) *(unten):* Der andre Versager (S. 63)



XVI. Manwa, die mir zur Braut bestimmt war (S. 66)

mich vor dem Zelt zur Erde, er übergießt mir die Hände nach Bedarf, reicht mir die Seife, nimmt sie wieder und reicht mir das Handtuch. Indessen hört man von der Schüssel her Geräusche des Wohlbehagens: das Schmatzen und das vorschriftsmäßige Rülpsen, das man dem Gastgeber schuldet als Ausdruck der Befriedigung und Dankbarkeit. Dazwischen knacken die Knochen und Knöchlein und fliegen nach der Mitte der Schüssel. Endlich erheben sich die Schmausenden einer nach dem andern, und die dritte Runde, die der mindest geachteten Esser, drängt heran. Was die noch übriglassen, kommt dann hinüber als Anteil der Frauen: zerwühlte Reishaufen und benagte Knochen erster Güte, d. h. mit Resten von Fleisch. Die kahl genagten Knochen zweiter Güte sind für die Hunde.

Nach dem Nachtmahl war die Stunde des Nachtgebets gekommen. Der alte Zeltherr breitete seinen Mantel in Richtung nach Mekka und trat zum Gebet an. Ich ließ ihm den Vortritt und reihte mich hinter ihm mit einigen Älteren. Die Jungen beteten nicht. Da erspähte ich Id, meinen Gesuchten, der einen Krug Wasser brachte, falls jemand der Gebetswaschung bedürfe. Ich sprach zu ihm: „Komm, Id, bete mit mir! Da ließ er den Krug stehen und kam. Nach dem Gebet gelang es mir, ihn unauffällig beiseite zu bekommen. Unschlüssig stand er noch einen Augenblick, weil er sah, wie sie drinnen die Teppiche und Decken in Richtung nach Mekka schichteten: in der Gebetsrichtung, aber nicht zum Gebet, sondern zur Nachtruhe, d. h. zum Schwatzen und Schlafen. Bei dieser Arbeit hätte er helfen müssen, das erwartete man von seinem geringen Range. Doch da ich ihn mit meinen Augen festhielt, blieb er und schaute von unten her mich an mit dem traurig ergebenen Blick eines Hundes, der seinen Herrn verloren hat.

Ich sprach: „O Id, dein Leben ist hart und dein Verdienst ist karg. Ich wüßte Besseres für dich. Schlag ein!" – Er schaute sich um und spitzte die Ohren, sicherte nach allen Seiten und sagte dann: „Gott segne dich!" Nach einer Weile fuhr ich fort: „Ich reite morgen nach Hause. Begleite mich. Dann hörst du weiteres." – Er reichte mir die Hand und sprach mit gesenkten Augen feierlich: „Bei Gott, ich komme", und vielleicht glaubte er in diesem Augenblicke, daß er kommen werde. Aber ich kannte den Ton und wußte nun: so ging es nicht. Er

durfte nicht mit mir zusammen aus dem Lager reiten, sonst stürzte sich der Neid des Stammes auf den Armen. Er war nicht einer von den Geachteten, denn er besaß nichts außer einem Maultier. Hätte ich einen von den Begüterten und Einflußreichen gewählt, so würden sich die übrigen zu guter Letzt beruhigen. Aber diesen? Sie würden ihm einfach verbieten, mit mir zu reiten, und an seiner Stelle kämen zwei großschnäuzige Kerle, um mich totzuschwatzen. Ich drückte ein Silberstück in seine Hand und sprach: „Ich verlasse das Lager morgen nach dem Frühgebete. Dein Maultier nehme ich mit, es trägt mein Gepäck. Ich reite gern unbelastet. Laß dann die Sonne noch einmal untergehen, doch ehe sie wieder aufgeht, früh am Morgen, klopf an meine Tür. Und bring noch ein zweites, starkes Maultier mit - wem es gehört, ist mir gleich. Ich zahle den rechten Lohn, nicht so, wie die Bauern zahlen." - Er sagte: „Bei meinem Kopf und Auge! Gott mehre dein Gut! Fürwahr, du bist einer von den Großen!" Nun war einige Aussicht, daß er kommen werde.

Ich ritt am Morgen mit den beiden Tieren nach Hause, und am folgenden Tage kam Id - zwar erst am Nachmittag, doch immerhin, er kam. Ein Maultier brachte er mit, eine starke schwarze Stute.

Als ich ihm meine Absicht kundgab, „das Wasser zu schneiden, um drüben die Beni Sachr zu besuchen, da schwieg er lange, schaute mich traurig an und schlug dann die Augen nieder. Zuletzt tat er den Mund auf zu einer feierlichen Rede. „O Scheich der Deutschen", sprach er, „geh nicht über den Jordan! Die Beduinen des Ostens sind nicht wie wir, sie sind Räuber und Mörder. Sobald du die Straße der Polizei verläßt, bist du schon gestorben. Du siehst sie nicht: sie sitzen hinter den Steinen und schießen dich ab! Hinter jedem Steine sitzt ein Mann mit einem Gewehr." Ich sagte nur: „Das tut mir leid - für die armen Steine!" und lachte herzlich. Aber das rührte ihn nicht. Da wurde ich wieder ernst und sprach: „Sie schießen vielleicht, aber sie treffen nicht. Nur die deutschen Gewehre treffen immer." - Da sprang er auf: „Das ist es ja: sie haben deutsche Gewehre und schießen wie die deutschen Beduinen!" Da war das Lachen wieder da, wenigstens bei mir, und ich sprach: „Nun wohl, so schießen wir eben ein bißchen! Dazu sind die Gewehre doch da."

Am Morgen brachen wir auf mit den drei Tieren. Ich sorgte dafür, daß wir nirgends ein Zeltlager der Sawâhre berührten. Kein Mensch war uns begegnet seit gestern morgen: so hatte ich es gewollt! Nur keinen von den Sawâhre begegnen, nur keinem Sahûri! Wenn mir das gelang, blieb mein Begleiter mir erhalten. Ich ritt voran, dahinter kam das Packtier, dann folgte Id auf einer der Maultierstuten. So ging es Stunde um Stunde. Die Sonne stieg und die Hitze quoll aus dem Boden. Wie tausend steinerne Busen dehnt sich die gebirgige Steppe, die „Wüste Juda": gelb und rötlich, Geröll und wieder Geröll, zwischen das die Hufe der Reit- und Packtiere treten, und alles perlt und flimmert in der Bewegung der erhitzten Luft. Es ist, als ob die steinernen Wellen sich höben und senkten, immerfort, der bläulichen Tiefe zu, der wir uns wie im Traume nähern. Die blaue Mauer drüben, jenseits des Tieflands, gliedert sich immer mehr und zerfließt manchmal in dem trügenden Luftgeflimmer. Und irgendeinmal wende ich mich um und sehe meinen Gefährten nicht mehr allein: neben ihm schreitet ein zweiter, sie sprechen leise, und ich sehe, daß es ein Sahûri ist. Doch ehe ich etwas sagen kann, wendet er sich ohne Gruß und ist verschwunden. Ich sage nichts und reite weiter.

Als wir abends am Jordan lagern, sieht mein Gefährte aus wie ein kranker Hund, der auf Schläge wartet. Wir legen uns früh, denn im Schutze dieser Nacht soll ja der Jordan überschritten werden. Als ich nach ein paar Stunden mich erhebe, sind die Maultiere verschwunden und mein Gefährte auch. Mein Gepäck ist da und mein großer schwarzer Esel.

Meinen Freund Id aber, den Schweigsamen und mehr und mehr Bekümmerten, zeigen unsere Tafeln XIV und XV (oberes Bild).

10. Die Angst der Halben

Ich hatte diesen Verlauf der Dinge erwarten müssen, seitdem jener Sahûri an der Seite meines Begleiters aufgetaucht war. Was sollte ich tun? Ich konnte nicht einsehen, woher mir im Augenblick eine besondere Gefahr drohen sollte, daher legte ich mich wieder hin und schlief bis zum Morgen.

Ich befand mich im Gebiet eines seltsamen Halbbeduinenstammes, der sich el-Abîd nennt. 'abîd heißt sowohl Sklaven wie Neger, und beides sind sie auch: dienstwillige Menschen mit dunkler Haut und unverkennbarem Negertypus. Wie solche Leute ins Jordantal kommen und dort einen Halbnomadenstamm bilden, ist geschichtlich nicht völlig aufgeklärt. Mich beschäftigte an jenem Morgen am meisten die Frage, ob sie wohl bereit wären, mich durch die Furt zu führen, die zweifellos auch ihnen bekannt war. Ich kam zu dem Schlusse, daß hiermit kaum zu rechnen sei, denn sie kannten mich nicht, und der Übergang durch die Furt war ja „verboten" und machte jeden verdächtig, der ihn versuchte. Wer nicht die etwas weiter südlich gelegene Brücke benutzte, mußte ja wohl einen Grund haben. Aber auch dann, wenn mich einer hinüberbrachte und mir dazu die Packtiere stellte, so war es doch fast gewiß, daß er mich später - und sei es ohne böse Absicht, nur so im Wichtigtun - verraten würde, indem er erzählte, daß ein unbekannter Beduine mit dem und dem Gepäck das Wasser geschnitten habe. Und irgendwann würde diese Erzählung die Brückenwache und von da die transjordanischen Landjäger erreichen. Dann war ich ein gehetztes Wild auf unbekannten Wegen. So lud ich denn mein gesamtes Gepäck dem schwarzen Esel auf den Rücken und trat zu Fuße meinen Rückzug an. Der Esel war der letzte Freund, der wirklich bei mir ausgehalten hatte - so wenigstens kam er mir vor. Und doch durfte ich ihn drüben nur als Tragtier verwenden und vielleicht überhaupt nicht mit bis zu den Beni Sachr nehmen, weil das meinem Ansehen bei den Vollbeduinen schaden würde.

Diesmal mied ich die Zelte der Sawâhre nicht. Ich hielt es für meine Aufgabe, zu erproben, wie die Sawâhre und besonders mein verschwundener Begleiter sich verhalten würden, wenn sie mich plötzlich wiedersahen. Ich rechnete damit, eine große Versammlung beim Djebel el-Muntâr zu treffen in jenem Lager, wo ich den Jd gefunden hatte. Und so kam es auch.

Ich kam langsam vorwärts, denn es ging bergauf und zu Fuße. Ich zog zunächst durch das Gebiet der Abu Nsêr und Hetemât, von denen mich keiner kannte. Erst am zweiten Abend des Rückzugs erreichte ich Sawâhre-Hütten, doch ich zog ungesehen vorbei, bis ich zur Zeit des Nachtgebets das große Lager

el Muntâr erreichte. Die Hunde bellten lauter, als mir lieb war. Ich ließ meinen Esel mit dem Gepäck zurück, indem ich sein Halfter um einen großen Stein band; dann fügte ich den Anschlagskolben an meine große Mauserpistole, entsicherte sie und schritt rasch auf das Zelt los - dasselbe Zelt, in dem ich vor ein paar Tagen als Gast geweilt hatte. Mein Gesicht war verhüllt bis zu den Augen.

Jetzt warfen sie Disteln und Gestrüpp ins Feuer, das flammte auf und beleuchtete die Versammlung - mir lachte das Herz: da saß auch mein Freund Idl Und neben ihm der Kerl, der ihn geholt hatte.

Doch nun sprang der Feuerschein an mir herauf, und plötzlich standen alle und schrien: „Wer da? Wer da?" - Ich rief: „Ein Feind! Legt ab euer Gut, so bleibt euer Leben verschont![1] Aber euch ist der Raubzug der deutschen Beduinen!" - Da sprachen sie: „Bei Gott, es ist Muhammad Ferîd!"

Eine Weile standen wir schweigend einander gegenüber, dann schritt ich an den Kreis heran. Sie traten auseinander, um mich durchzulassen, und wiesen auf den Ehrensitz. Dort ließ ich mich langsam nieder und legte meine Schußwaffe vor mich hin. Ich dachte: Wie schön sie schweigen können! Und schließlich sagte ich: „Wie schön ihr schweigen könnt! Ihr redet doch sonst so gerne." - Ich war gespannt, ob sie mir Kaffee reichen würden. Aber die Kaffeekannen - es waren nur zwei und keine richtigen beduinischen - die standen dicht bei mir vor dem Ehrensitze, gerade an der Mündung meiner Waffe. Schließlich erhob sich doch der alte Zeltherr, ergriff die eine der Kannen, schenkte mir ein und bot mir das Schälchen an: „Der Friede sei mit dir!" Ich sagte nur: „Ich trinke nicht mit Verrätern." - Er stand noch lang und hielt mir die Schale hin. Schließlich griff ein Kerl nach ihr, der bisher teilnahmslos gesessen hatte, ein Halbblödsinniger, der Dorfsimpel. Der trank sie aus.

Sie saßen herum und schauten bös und verlegen. Die Sache schien sich in die Länge zu ziehen, darum sprach ich: „Schaut nur nicht so bös, ihr Hunde ohne Schwanz, ihr nachgemachten Maulbeduinen! Ihr braucht mir nicht mit euren

---

[1] Eine feste Formel, die man Überfallenen zuruft: „ûqschutu wislamu!"

Augenwinkeln zu beweisen, daß ihr Halunken seid - das weiß ich nun auch so." - Da wußten sie, bei Gott, noch immer nichts zu sagen. Nur der Simpel schlürfte an der Kaffeetasse herum.

Nun faßte ich den Jd ins Auge und sagte dann: „Jd, warum bist du mir heimlich weggelaufen, du Schakal?" - („Du Schakal!" heißt arabisch „jâ wâwi!".) - Jd machte den Mund auf und wollte etwas sagen, als plötzlich der Simpel aufsprang und unzählige Male schrie: „Jâ wâwi! jâ wâwi! wâwi!" und dazu lachte und heulte wie ein Schakal. Schließlich fing er mit dem Bauche zu tanzen an und jaulte dazu: „Jâ wâwi!"

Nun war der Bann gebrochen und einer sagte: „Der Simpel führt dich über den Jordan!" Damit gab er dem einen Stoß, daß er vornüberflog. Einige wehrten ihm, andere wollten lachen. Ich sprach: „Hier ist keiner unter euch, der nicht ein Simpel wäre. Bis zum Jordan seid ihr Simpel mit einem halben Hirn, dort aber raubt euch der Anblick des Wassers noch diese schäbige Hälfte. Selbst die Wildschweine des Tieflandes wagen sich über das Wasser, doch ihr seid schlechter als die Schweine!"

Ich sagte dies ohne Leidenschaft, im Ton einer sachlichen Feststellung. Arabischer Stil des Scheltens war das nicht: ein Araber hätte, unter erheblichem Aufwand leidenschaftlicher Gebärde, den Gegenstand seines Unmuts verflucht mit jenen immer zur Verfügung stehenden festen Beschwörungsformeln: Gott verbrenne deinen Vater! Er mache deine Augen weiß (d. h. er lasse dich erblinden!) und noch Schlimmerem. Jetzt aber verschmähte ich ausnahmsweise die Einpassung in den Stil meiner Mit- und Gegenspieler. Ich wollte erproben, ob es bei diesen geronnenen Seelen noch ein empfindliches Ehrgefühl zu treffen gab. Nie hätte ich transjordanischen Vollbeduinen solches bieten dürfen, sie hätten mich augenblicklich erschlagen. Das taten diese nicht, doch sie erhoben sich und traten aus dem Lichtkreis des Feuers, offenbar zogen sie sich zu einer Art Beratung zurück. Nur Jd blieb sitzen in der Haltung eines Hundes, der einen Steinwurf oder Fußtritt erwartet. Doch ich schaute nur dicht an ihm vorbei, als ob er Luft wäre. Nach einer Weile kamen sie zurück und hockten sich ans Feuer. Einige fehlten, unter ihnen der Simpel. Jd ging und verschwand

im Schatten. Was mich jetzt umgab, waren nur noch „Honoratioren". Schließlich tat einer den Mund auf und sprach: „Höre, o Scheich der Deutschen! Warum hast du dir den Schlechtesten von uns gewählt? Wähle dir einen Guten!"

Ich überlegte. Die Leute machten mir also ein Angebot. War das nur, um den Schein zu wahren, oder wollte wirklich einer mit mir über den Jordan? Sollte ich darauf eingehen und noch einmal ins Tiefland ziehen, nur um ihre Meinung zu prüfen? Schließlich war es ein Teil meiner Forschungsaufgabe, solchen Dingen nachzugehen, darum sprach ich: „Und wer ist denn dieser Gute?" - Da wiesen sie auf den Mann mit der großen Charakternase: das Fassadengesicht, das wir schon früher sahen[1]. Nun gut, ich war bereit, auch diese Niete noch zu ziehen.

Man holte nun meinen Esel, nahm ihm das Gepäck ab, schichtete es am Kopfende des Lagers, das man mir bereitete, und gab mir etwas zu essen. Für ein richtiges Nachtmahl war es zu spät: das Leben rollt gleichmäßig ab in solchen Zelten, zwar nicht nach einer Uhr, doch im Schrittmaß der Tageszeiten. Ich rechnete kaum auf etwas wirklich Eßbares, nur auf „Salz und Brot", das Zeichen des Friedens. Aber siehe da: sie brachten mir einen richtigen Eierkuchen, dazu Tee von halbgetrockneten Pfefferminzpflanzen und sehr viel Zucker darin - bei Gott, sie mühten sich eifrig um meine Versöhnung! Einen Nachtschwatz ließ ich nicht zu, ich legte mich schlafen, und die andern wohl oder übel auch. Ich schlief abschnittweise, oft unterbrochen durch das Schreien der Eselshengste, das Bellen der Hunde, das Quäken und Plärren der Säuglinge drüben im Frauenraume und die dann unermüdlich immer wieder einsetzenden Schlummergesänge der Mütter. Der Morgen kündigt sich an durch den Aufbruch der Mädchen: sie laden die großen Wasserschläuche teils auf Esel, teils auf den eigenen Rücken und ziehen zu der entfernten Wasserstelle. Die Zeltmutter prüft die Pflöcke nach, rammt die lockeren mit einem Feldstein fester und streckt die Seile. Nun ist es Zeit zum Aufbruch für den Gast. Abd er-Risâk,

---

[1] Unteres Bild auf Tafel XV.

das Fassadengesicht, erscheint mit meinem Esel und zwei Packtieren. Ich vollziehe die Waschung und das Morgengebet und sitze auf. Wir reiten ohne Abschied lange vor Aufgang der Sonne.

Abd er-Risâk, sonst ziemlich redefreudig, wurde schweigsam und gedrückt. Je näher wir dem Jordan kamen, desto mehr glich sein Gesicht dem meines ersten Begleiters. Am Abend, als wir lagerten, hob er feierlich zu reden an: „Kehr um, o Scheich der deutschen Beduinen – was willst du jenseits des Jordans? Fürwahr, dort ist das Land der Mörder! Du reitest und siehst sie nicht, aber sie sehen dich. Hinter jedem Steine sitzt ein Mann mit einem Gewehr." Damit sprang er selbst hinter einen Felsblock und machte die Bewegung des Schießens vor. Ich sagte: „Seltsam, jetzt siehst du aus wie Id, der kranke Hund. Ich hatte geglaubt, daß euer Stamm der beste sei, und nun sehe ich, daß er der feigste ist von allen."

Da schwieg er eine Weile, dann fing er von vorne an: „Kehr um, o Scheich der deutschen Beduinen!" – Auch dieser seltsam ehrenvolle Titel war aus der Angst des Id geboren und sein Vermächtnis – ein wertvolles Vermächtnis, wie sich später zeigte. Wie verschieden von Art und Antlitz waren die beiden früher gewesen, Id und Abd er-Risâk, und jetzt glichen sie einander bis in Einzelheiten – so sehr, daß mein Gedächtnis später bisweilen beide miteinander vermengt hat und ich meine Bilder und Aufzeichnungen brauchte, um sie wieder zu trennen. „Kehr um", sprach Abd er-Risâk, „geh nicht über den Jordan! Bei uns ist dein Leben sicher, wir haben Ordnung im Lande und eine gute Regierung. Dort drüben ist keine Regierung. Fürwahr, sie schlachten dich ab!" Ich sagte: „Fürwahr, du sprichst wie ein Fellach. Die deutschen Beduinen sind echte Beduinen, nicht wie ihr. Sie sind Brüder derer da drüben. Mir tut dort keiner was." –

Ich legte mich und tat, als ob ich schliefe, doch hörte ich, wie seine Stimme unablässig redete. Ich unterschied die Worte längst nicht mehr, doch desto deutlicher vernahm ich nun die Melodie der Angst. Ich mußte an das Wimmern von Tieren denken, die man zur Schlachtbank führt. Und doch konnte ich den Menschen da nicht recht verachten. Vielleicht hat jeder Mensch, und sei's der

stärkste, seinen Popanz, der ihn schwach macht. Am Tage sind wir alle große Helden, aber im Traume überfällt uns der Alp und die Gespensterangst. Wie könnte sie in unserer Seele Macht gewinnen, wenn sie nicht darinnen säße von Anfang an, nur weggescheucht vom wachen Bewußtsein des Tages? Erinnerungen aus dem Felde drängten sich an mich heran: wie manchen Braven sah man plötzlich befallen von etwas, das ich damals nicht verstehen wollte. Die Jugend weiß vom Tode nichts, er ist für sie das Unerlebte: eine lyrische Anempfindung. Jenseits der Mitte des Weges gewinnt er an Wirklichkeit. In jener Stunde wuchs mir das Verstehen für Entlegenes.

All diese unbeduinischen Gedanken hatten mich abgelenkt von der Stimme meines Begleiters, und plötzlich merkte ich, daß an ihrer Stelle ein tiefes, gleichmäßiges Schnarchen zu vernehmen war. Auch die Angst ermüdet, wenn sie nur gründlich ausgetobt wird. Ich erhob mich und schaute dem Schläfer ins Gesicht, und plötzlich sprang mir der Teufel in den Nacken - jetzt aber ein gut beduinischer Teufel. Ich könnte auch sagen: mich überwältigte die mimische Methode. Sollte ich wirklich mit diesem Menschen noch einmal zum Jordan ziehen, wo ich doch jetzt schon sicher wußte, wie es mir dort mit ihm ergehen würde? Und dann wieder zu Fuße heimwärts steigen, mühsam bergan neben meinem bepackten Esel? Bei Gott, da müßte ich selbst der Esel sein! Leb wohl, du wackerer Schläfer, ich schenke dir die nächste Flucht am Jordan! - Damit belud ich die Tragtiere und sprang auf meinen Esel. Mochte er zu Fuße gehen wie ich vordem zwei Tage lang - mir war es genug.

So heiterer Stimmung bin ich selten geritten. Manchmal schlagen uns die Götter mit Blindheit - nur damit wir uns nachher desto kräftiger des Augenlichtes freuen. Mir wurde jetzt erst völlig klar, wie unmöglich der Gedanke war, mit einem solchen Menschen bei den Beni Sachr aufzutreten. Ich fühlte mich wie befreit und wußte, nun würde alles gelingen. Gegen Morgen kam ich in das Lager des Scheichs Ihsên vom Stamme der Sawâhre[1]. Seine Tochter Manwa begegnete mir schon auf dem Wege: sie ging mit dem großen Bock-

[1] Ihsên ist die mundartliche Form des Namens Hussein.

schlauch, um Wasser zu holen. Ich war galant und bot ihr meinen Esel zum Tragen des Schlauches an. So gingen wir zusammen und die Packtiere hinterdrein. Als wir danach gemeinsam ins Lager zogen, musterte mich der Vater strenge und besorgt. Doch da bewährte sich ein Wort meines Lehrers Djaudat Efendi: „Du mußt lachen mit den Arabern - dann gewinnst du sie immer!" Ich lachte mit ihm und gewann ihn. Fast hätte ich noch mehr gewonnen, denn er trug mir seine Tochter zur Ehe an für 100 Goldpfunde. An dem Preis wäre noch etwas abzuhandeln gewesen. Doch war mir so, als ob die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft mich nicht beauftragt hätte, mit ihrem Gelde die Töchter der Araber zu freien. Diese und andere Bedenken gehörten freilich kaum in meine Beduinenrolle.

Ich dankte dem Scheich, sprach von augenblicklicher Geldverlegenheit, verschob die Entscheidung bis zum nächsten Besuche und erzählte dann von Abd er-Risâk, dem einsamen Schläfer. Da lachten sie alle, was sie konnten. Die Packtiere ließ ich dort und mietete mir zwei andere, dazu einen Mann, der sie nachher zurückbringen sollte. Dann verließ ich das Lager - ein wenig übernächtig, aber froh wie noch nie. Am Abend erreichte ich wieder meine Wohn- und Werkstatt bei Jerusalem. Den Stamm der Sawâhre habe ich nie wieder besucht, und auch sie selber schienen mich seitdem zu meiden. Ich hatte sie wohl allzusehr bemüht. Die junge Manwa aber ist auf Tafel XVI dieses Buches zu bewundern.

11. Der Mann ist gefunden!

Die beiden Versuche mit den Sawâhre waren in seelenkundlicher Hinsicht aufschlußreich gewesen; ebenso ein weiterer Versuch mit zwei Bauern, die das Ostjordanland aus früheren Jahren kannten: sie hatten dort öfters im Dienste der beduinischen Landbesitzer Anbau- und Erntearbeit geleistet. Die Sache lief fast genau so ab wie bei den Sawâhre: am Jordan wurden sie wie eine stallscheue Kuh. Sie waren mit den Beduinen nicht anders denn als „Arbeitskraft" in Berührung gekommen: in der demütigen Haltung dessen, der bereit ist, sich

ausbeuten zu lassen. Nun als Begleiter eines landfremden Mannes aufzutreten, dessen Beziehung zu den Beni Sachr unbekannt und unerprobt war, wurde ihnen desto unmöglicher, je näher der Augenblick der Begegnung mit den Ostjordanbeduinen herankam. Uralt und unüberwindbar ist die Angst des Sassen vor dem Nomaden: sie ist wie die Angst des Huhnes, wenn über ihm die Schwinge des Habichts streicht. Es war mir wichtig, zu wissen, daß in diesem Punkte die Halbbeduinen von jenem Grade der Verbauerung, wie ihn die Sawâhre zeigen, schon ganz den richtigen Sassen gleichzuachten sind. Das beduinische Blut gerinnt sofort, wenn es den Takt verliert: den Takt des nomadischen Bewegungslebens. Der arabische Bauer ist nicht dem germanischen Bauern vergleichbar. Für uns ist der Bauer ein Vollmensch, ja mehr: der Kern jeder wirklich germanischen Volksgemeinschaft. In der arabischen Welt ist der Bauer im besten Falle ein sauer gewordener Nomade, wenn er nicht einfach ein Fremdkörper ist: ein unarabischer Bestandteil der arabischen Welt. Je bäuerlicher - in unserem Sinne - ein Bauer, desto minder arabisch ist er. Der Rolle, die in der germanischen Frühzeit der selbstherrliche Bauer spielte, entspricht im arabischen Leben die Rolle des Nomaden.

Doch die Versuche reichten nun aus, und es wurde Zeit für mich, endlich über den Jordan zu kommen. Meine Geduld war zu Ende: ich beschloß, meinem Stern und der „sicheren Straße der Polizei" zu vertrauen, obschon der Umgang mit diesen staatlichen Organen meiner Unternehmung schädlicher werden konnte als ein Raubzug der Beni Sachr. Ich kleidete mich als vornehmer Beduine und mietete mir am Damaskustor zu Jerusalem einen Kraftwagen nach Ammân.

Es kam so, wie ich früher gefürchtet hatte. Das Land Transjordanien fühlt sich als Staat und prüft an seiner Grenze das Gepäck der Reisenden. Das meine war außen beduinisch wie ich selbst, aber der Kern waren Filme und allerhand Geräte. Ich gab diese Sachen, als sie nun zutage kamen, als ärztliche Instrumente aus, die zu Geschenken bestimmt seien. Jedoch ein Beduine, der solche Sachen verschenkt, war bisher noch nicht dagewesen, und ein Geschehnis ohne Präzedenzfall ist im Morgenlande etwas Unmögliches. Zwei

Tage lang war es mein Problem, mich vom erstaunten Auge und dem „Schutze" der transjordanischen Polizei zu befreien. Und dann gelang es. Denn in Ammân, der Landeshauptstadt, wo man mich bewachte, weilte der mächtigste Scheich von den Scheichen der Beni Sachr, Mithgâl Pascha ben Sattâm el-Fâis, der große Mörder, der ein Jahr zuvor seine wohlbewaffneten Schwärme nach Palästina geworfen und die Städte Galiläas geplündert hatte trotz England. Zu seinen drei beduinischen Ehefrauen hatte er sich noch eine Städterin von Ammân gekauft und um sie herum ein kleines Haus errichtet: seine städtische Residenz.

Ich begriff sofort: diesen Mann muß ich haben. Und noch eines begriff ich plötzlich – und dies war der wichtigste Gewinn aus meinen Versuchen mit den beiden Sawâhre – ich begriff den praktischen Wert des Titels „Scheich der deutschen Beduinen". Nun kannte ich meinen Weg. Vor Sonnenaufgang – das ist ja in Arabien Besuchszeit – bat ich die Hüter meiner Freiheit, mich zu dem Hause Mithgâls zu führen, wozu sie nach Empfang einiger Kleinigkeiten nicht ungern bereit waren. Dann horchten sie auf, als ich an die Pforte des gefürchteten Häuptlings schlug und mich melden ließ als „Muhammad Ferîd, Scheich der deutschen Beduinen". Ein schwarzer Sklave öffnete und bat, einen Augenblick zu warten. Ich sah noch ein paar Frauen hinter einem Vorhang verschwinden, dann schlug der Sklave einen zweiten Vorhang zurück, und vor mir saß Mithgâl Pascha ben Sattâm, schwertumgürtet, und blinzelte nach mir wie ein Wolf, wenn er Beute wittert. Ich sprach: „O Scheich der Scheiche! Gesegnet soll die Stunde sein, da ich ins Angesicht des Löwen der Wüste schaue. Fürwahr, der Ruhm deiner Taten ist über die Berge ins Land der Deutschen gedrungen – durch mich entbieten dir die deutschen Beduinen ihren Gruß. Gib uns einen Mann, daß er uns führe, die Herrlichkeit seiner siegreichen Stämme zu schauen!" – Inzwischen trat Mithgâl an meine Schulter, ergriff mit beiden Händen meine rechte Hand, beäugte mich von der Seite und spielte mit den Nasenflügeln, als ob er mich buchstäblich beriechen wollte. Und als ich geendet hatte, sprach er: „Fürwahr, der Mann ist gefunden. Ich bin es selbst." Dann schlossen wir einander in die Arme.

Als ich mich zufällig umwandte, sah ich drunten, über ein paar Stufen hinab, die verdutzten Gesichter der arabischen Schutzleute, die mich hergebracht hatten. Ich nickte ihnen leutselig zu und entließ sie mit einer Gebärde, wie man seine Dienerschaft entläßt. Und sie gingen tatsächlich. In diesem Augenblick begann mein Lebenslauf als Beduine.

Noch am selben Tage ging es hinaus in die Steppe, und früh genug schon erreichten wir das westliche Lager Scheich Mithgâls.

12. Mithgâl Pascha führt mich ein

Als ich mir nun das Zeltlager besah, in das mein Führer und Gastfreund mich gebracht hatte, da stellte sich heraus, daß es nicht ferne dem verfallenen Steppenschlößchen el-Mschatta lag – also genau in jener Gegend, die zu vermeiden ich mir vorgenommen hatte. Denn es lag nahe der Grenze zwischen der Steppe und jenen Teilen des Baulands, wo die Beni Sachr Weizenfelder besaßen, die sie von fremden Bauern bestellen ließen. Ein Teil dieser Bauern mußte aus der Gegend von el-Chalîl sein, und mit diesen meinen früheren Freunden und Gästen wollte ich hier kein Wiedersehen feiern. Das hätte mich bloßgestellt in den Augen der Beduinen.

Doch nun war ich einmal da und mußte sehen, wie ich mich aus der Schlinge zog. Es war ja bisher in so ziemlich allen Einzelheiten anders gekommen als ich geplant hatte, aber ich war in meinen Gewohnheiten schon zu sehr Morgenländer geworden, um mich darum zu grämen. Wie oft hatte ich gehört und nachgesprochen: Allâhu akbar! Allah kerîm! Kull ši min Allah! oder min en-naṣîb! und damit die Verantwortung für alles Werden und Geschehen jener höheren Gewalt überlassen, der sich der Muslim unbedingt ergibt. Und was ich in hundert und aber hundert Fällen aus den Seelen der anderen heraus gesprochen hatte, das sagte ich nun zu mir selber. Meine Rolle als „Scheich Arab el-Almân" war nicht von mir, sondern von einer witzigen Laune meines Schicksals erfunden worden, und ich ergab mich ihr. Sollten die Bauern von el-Chalîl mir ins Gehege kommen oder sich wundern

– bei Gott, so sollten sie sich wundern! Sie sollten schon merken, daß ich wirklich der Scheich der deutschen Beduinen war!

Diese seltsame Rolle war mir zur Rettung aus großer Verlegenheit geworden. Denn wie hätte ich den Angehörigen eines dort bekannten Stammes auf die Dauer spielen können, wo ich von den ʻarab-Dialekten damals nur die Mundart der Sawâhre sprach und demnach als Sahûri hätte kommen müssen – eine Rolle, in der bei den Vollbeduinen kein Mensch mich geachtet hätte. So aber war ich von irgendwo, von sehr weit her – noch weiter nördlich als die Ahl esch-Schamâl, die nördlichsten Beduinenstämme. Dort gibt es Stämme von kurdischer Herkunft, die arabisch sprechen. Man nennt sie Arab el-Akrâd, als hieße Akrâd nicht „Kurden", sondern wäre der Eigenname eines arabischen Nomadenstammes. Dort gibt es weiterhin Stämme turkmenischer Herkunft; man nennt sie Arab et-Turkmân. Warum sollte es dort – weit hinter den Bergen – nicht auch deutsche Nomadenstämme geben: Arab el-Almân? Und da die Deutschen doch Kerle sind – das weiß man noch aus der Zeit des Krieges – und die besten Gewehre der Welt von ihnen kommen, warum sollten da die deutschen Nomadenstämme nicht ebenbürtige Vollbeduinen sein? Denn überall in der Welt teilt sich die menschliche Gesellschaft doch in Vollbeduinen und Halbnomaden und Sassen, und überall sind die Beduinen die Blüte der Menschheit. So war ich denn von weit her und war doch einer von ihnen. Wieviel Achtung ich für mich selbst und meinen Stamm in Anspruch nehmen konnte, das hing davon ab, wie ich auftrat.

Das Zeltlager, in dem ich mich zunächst befand, war sozusagen die Kleinviehresidenz meines Gastfreundes. Von hier aus wurden seine gewaltigen Schafherden geweidet. Die Zelte waren unter dem Schutze der alten Burg Imm el-Amad aufgestellt, die etwas höher lag, so daß man von dort aus einen Raubüberfall rechtzeitig abwehren konnte. Der Weg vom Lager zur Burg betrug etwa eine Viertelstunde zu Fuß. Auch im Lager selbst befand sich eine Besatzung von einigen Pferdereitern, die tatsächlich mit gutgehaltenen deutschen Infanteriegewehren, Modell 98, bewaffnet waren. Auf der Burg standen einige Maschinengewehre, gleichfalls deutscher Herkunft. All diese Bewaff-

nung stammte aus den Zeughäusern von Damaskus, die 1918 von den Türken preisgegeben und dann sofort von den Beduinen geplündert worden waren.

Die Maschinengewehre waren der Stolz meines Gastfreunds, auch die Burg Imm el-Amad selbst. Er bot sie mir zum Quartier an. Aber ich dankte mit der Begründung, daß ein Beduine ins Zelt gehöre. Meine triftigsten Gründe lagen freilich etwas tiefer: seit jenem Erlebnis in der Flohhöhle hatte ich eine heftige Abneigung gegen feste Behausungen. In den Zelten dagegen halten sich Flöhe nicht.

Ich merkte bald, daß ich gut verfügt hatte. Unten im Zeltlager gab es beduinisches Sippenleben, auf der Burg aber herrschte eine Art militärischen Tons. Burgvogt war der Bruder meines Gastfreunds, Awâd ibn Sattâm el-Fâis, ein seltsamer Mensch, der immer mit finsterer Miene zwischen den Leuten umherging, vielleicht weil er sich in irgendeinem Punkte nicht sicher fühlte. Man erzählte mir, er habe einige Tage zuvor einen transjordanischen Bauern erschossen. Das trug sich so zu: eins der Kamele des Awâd stand auf dem Felde des Bauern und weidete. Das Feld gehörte dem Bauern zu eigen und war kein Weideplatz, darum trieb er das Tier von seinem Grund und Boden fort. Das war nach seßhafter Anschauung sein gutes Recht. Nach Ansicht Awâds aber hat ein Bauer kein Recht auf Recht gegenüber einem Beduinen. Oder vielmehr: er ärgerte sich ganz einfach. Darum nahm er sein deutsches Gewehr, Modell 98, legte an, und da der Bauer gerade ein günstiges Ziel bot, so schoß er ihn über den Haufen. Rechtshändel zwischen Bauern und Beni Sachr sind auch heute noch kaum durchführbar, obschon der Emir von Transjordanien so etwas wie das Amt eines Oberrichters in Anspruch nimmt. Der Bauer ist für die Beni Sachr rechtsfähig nur dann, wenn er unter ihrem Schutze steht. Das trifft z. B. auf jene Arbeitsbauern zu, die ihnen ihre Weizenfelder bestellen. Sonst aber ist in den Augen des Nomaden der Bauer vogelfrei.

Übrigens waren gerade auf den Burgen Imm el-Amad und el-Gastal Arbeitsbauern einquartiert – für mich ein Grund mehr, diese Häuser womöglich zu meiden. Ob dort auch meine Freunde vom Djebel el-Chalîl zu finden waren, habe ich niemals untersucht. Von dem Steppenschloß el-Mschatta sind nur noch

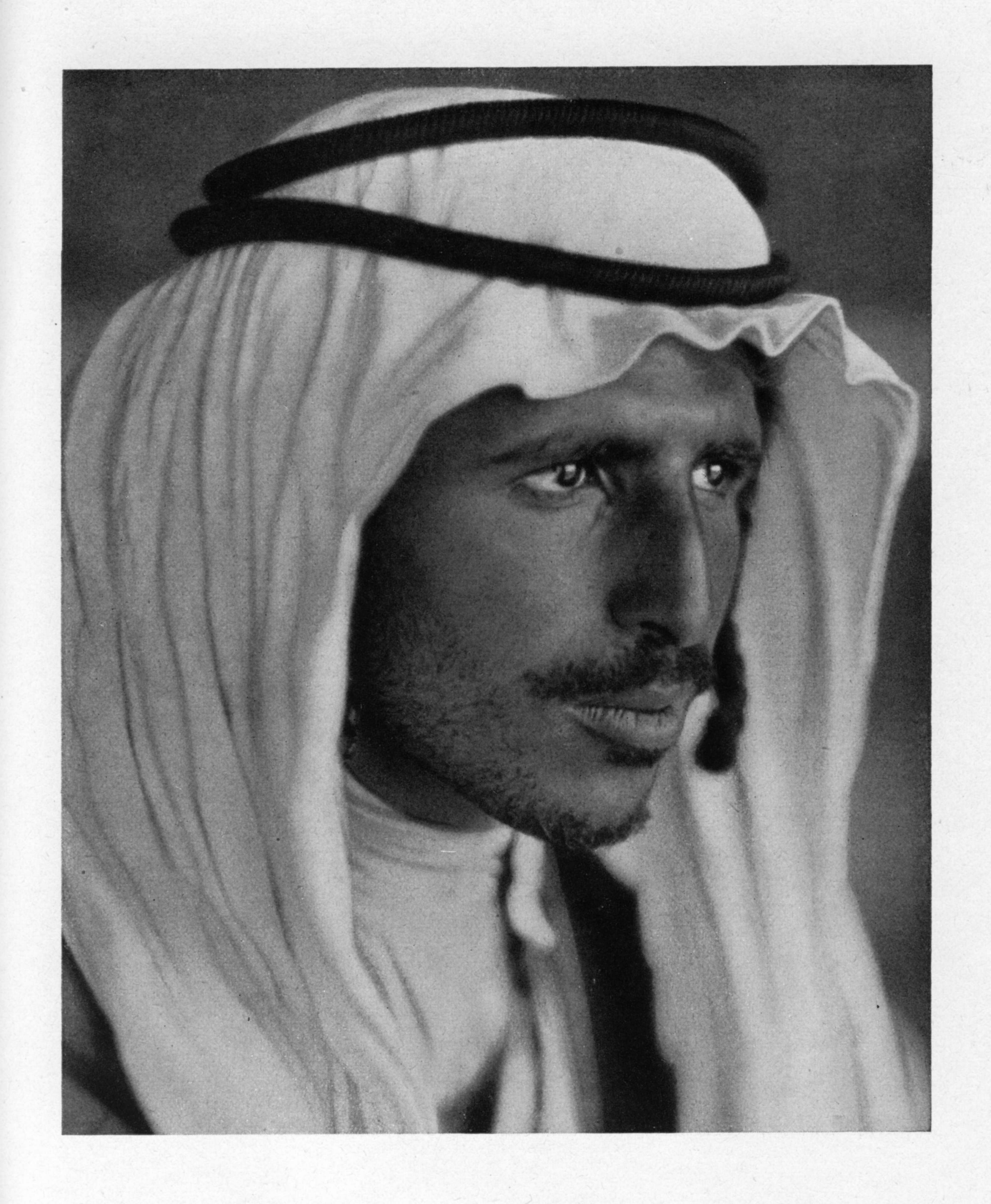
Mauerreste vorhanden, da ist nichts mehr zu bewohnen. Auch liegt es schon etwa zwei Reitstunden von der Grenze des Baulands entfernt[1].

Das Zeltlager unterhalb Imm el-Amad fand ich in zwei Reihen aufgestellt. Das erste war, daß ich mein eigenes Zelt in einer dieser Reihen neben dem Zelte des Scheichs aufschlug. Scheich des Lagers war Mithgâl ibn Sattâm, mein Gastfreund selbst. Aber da er meistens fern war, vertrat ihn sein Sklave Muhammad. Dieser hatte eine Aufsichtsbefugnis, während die Sorge für die Wirtschaft in den Händen Sat'as lag, einer der Frauen Mithgâls. Doch der Frauenraum blieb mir an diesem Tage noch verborgen.

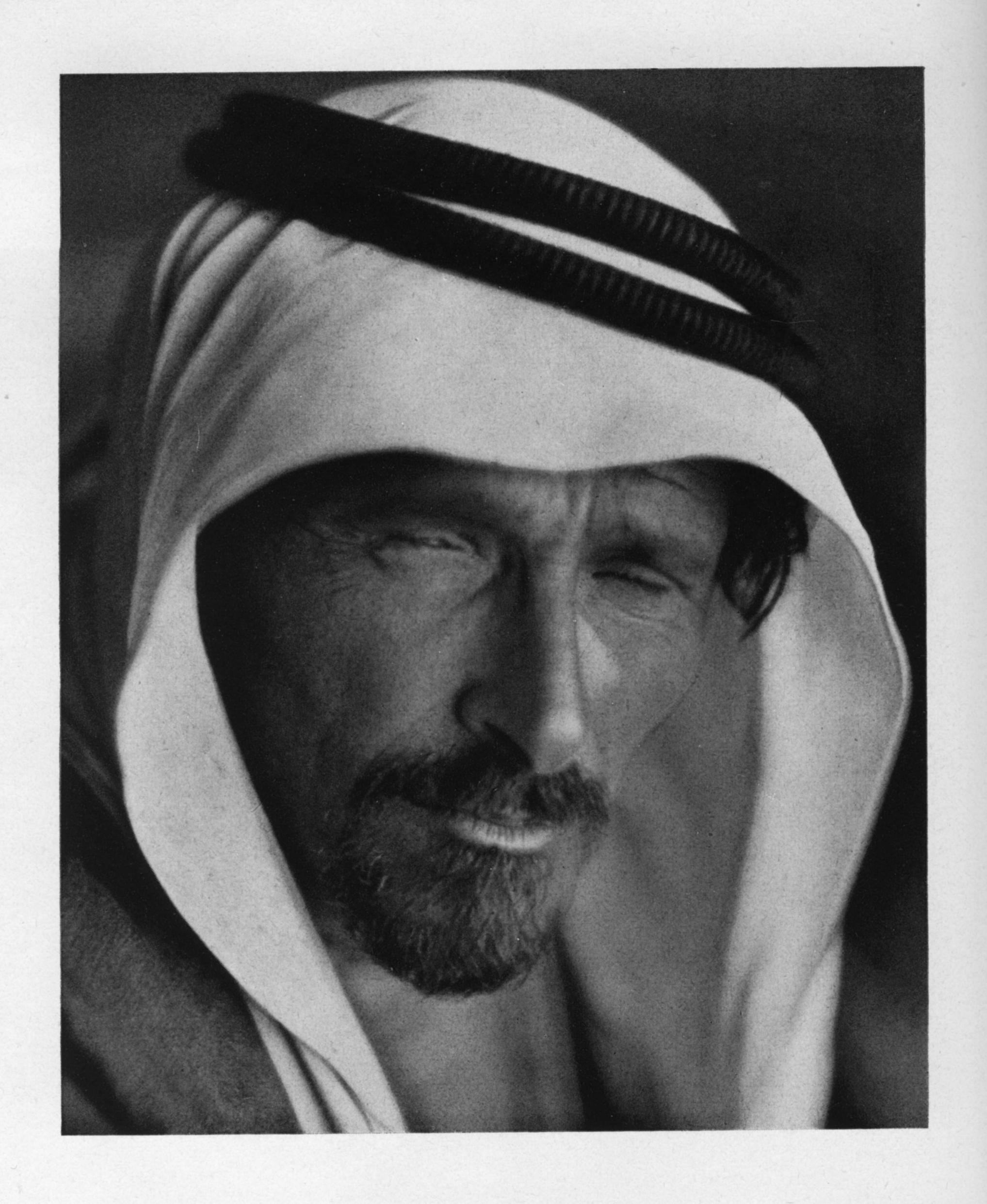
Während mein Zelt errichtet wurde, hätte ich eigentlich zu meinem Empfang im Männerraume des Scheichszeltes weilen und den Ehrenplatz besetzen müssen. Da ich es nicht tat, sondern den Zeltbau und das Abladen und Unterbringen meines Gepäcks überwachte, war in den Augen der Beduinen ganz gewiß ein Fehler. Ich fühlte das, aber ich konnte es nicht ändern. Mir fehlte eben vor allem das zu einem reisenden Häuptling gehörende Gefolge, sagen wir bescheidener: wenigstens der eine Mann, der mich dort vertreten konnte, wo ich selbst nicht war. Das beste wäre gewesen, mir einen Sklaven zu kaufen. Der Sklavenhandel ist zwar in Transjordanien, das ja englisches Mandatsland ist, auf dem Papier verboten, aber die Einfuhr aus dem Hedjâs hat nichts mit Papier zu tun. Doch ein guter Sklav ist teuer. So wurde mein Zelt durch das männliche Gesinde des Lagers besorgt, und dieser Zustand war nicht unbedenklich. Mit einem Diebstahl im Lager zwar ist bei den Beduinen kaum zu rechnen. Das Eigentum des Gastes zumal ist unantastbar. Wer einen Lagergenossen bestiehlt, verliert nach altem Rechte seine diebische Hand. Das wird nun freilich im einzelnen Falle nicht so heiß gegessen wie gekocht. Schwierig ist vor allem bei jeder beduinischen Rechtsprechung der Strafvollzug, weil jeder Vollbeduine im Grunde sein eigener Herr ist und unter niemandes Gewalt steht. Auch der mächtigste Scheich „herrscht" nur kraft seines Reichtums und seiner persönlichen Überlegenheit gegenüber den Stammesgenossen, eine Be-

---

[1] Vgl. S. 50.



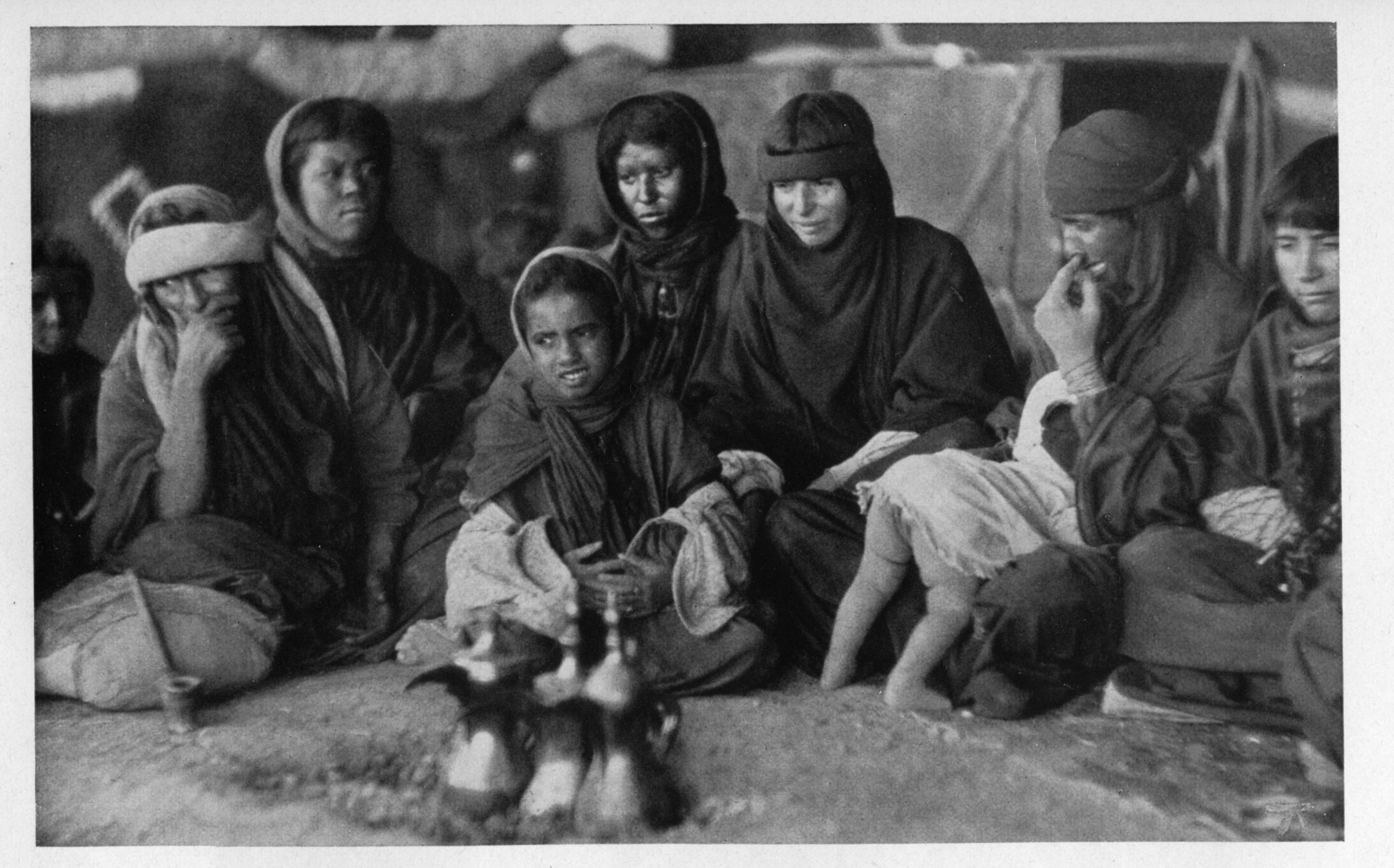
XVII. Junger Scheich vom Stamme Beni Sachr



XVIII. Mithgâl Pascha wütend —



XIX. — und Satʻa, die Verstoßene



XX. Frauenklatsch im Zelt. Von rechts: Tarfa, Hissa, Satʿa, zwei Sklavinnen, ein Sklavenkind und eine alte Beduinin. Davor die 3 Kaffeekannen auf glühendem Kamelsmist

fehlsgewalt hat er nicht. Wer sich den überkommenen uralten Regeln beduinischen Gemeinschaftslebens nicht fügt und gegen einen seiner entscheidenden Ehrenpunkte verstößt, der wird aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Die Gemeinschaft selbst also, der Stamm, hat die letzte Vollzugsgewalt zu dieser einzigen wirklich vollziehbaren Strafe. Sie bildet einen unzerstörbaren Rückhalt des beduinischen Gemeinschaftslebens, ohne den es in Willkürhandlungen der einzelnen zerfallen könnte - wenn es eben „einzelne" gäbe. Aber der Beduine ist in diesem Punkte ganz urtümlich (primitiv), daß er nicht - wie der durch eine Aufklärung hindurchgegangene „moderne" Abendländer - als bewußt herausgehobener Einzelmensch zu leben vermag; er ist in allem seinem Erleben „kollektiv", d. h. gemeinschaftlich gebunden. Darum ist der Ausschluß aus der Gemeinschaft auch wirklich eine Vernichtung seiner Daseinsgrundlage: wenn er aufhört, Glied der Gemeinschaft zu sein, so ist er überhaupt nichts mehr und fühlt sich schlimmer als gestorben. Es bleibt ihm nur ein Weg: Glied einer neuen Gemeinschaft zu werden. Kein anderer Stamm aber wird den Geächteten aufnehmen, wenn er ihn als solchen erkennt. Der Geächtete muß also am fremden Ort unter einer Maske weiterleben, in ständiger Angst, einmal entlarvt zu werden. Oder er muß ins Bauernland verschwinden und unter die Sassen tauchen. Oder aber er muß mit andern Geächteten einen Bund der Ausgestoßenen, der Vogelfreien, bilden, gleichsam eine Gemeinschaft der Gemeinschaftslosen. Solche Banden gibt es, und sie sind der Fluch der Steppen: richtige Verbrecherbanden.

Unsere Tafel XXVIII gibt einen Blick ins Antlitz eines Geächteten.

Ein Diebstahl am Lagergenossen wird in der Regel mit ein paar Kamelen gebüßt, und der ertappte Dieb wird sie willig zahlen, um die Sache rasch vergessen zu lassen und Schlimmeres zu verhüten. Denn solcher Diebstahl - freilich nur solcher - ist ehrenrührig. Aber ich fürchtete weniger die Habgier als die Neugier meiner neuen Freunde. Es gab in meinem Gepäck ja unbeduinische Dinge, die leiden konnten, wenn man sie bei Tageslicht besah, z. B. Filme. Ich fühlte wohl, daß dies mir irgendeinmal zum Verhängnis werden müsse; doch galt es, diesen Augenblick solange wie möglich noch hinauszuschieben.

Inzwischen waren zwei Hammel geschlachtet und gesotten worden. Nicht lange nachdem ich mich doch endlich in die Runde der Männer gefügt hatte, die ums Kaffeefeuer teils hockten, teils lagen, erhoben sich auch schon zwei, entfernten sich und nahmen die kreisrunde kupferne Riesenschüssel entgegen, die vom Frauenraume herübergeschoben worden war. Das heiße Kupfer selbst anzufassen, ist unmöglich, um so mehr, als die Schüssel keine Henkel hat. Statt Schüssel sollten wir vielleicht lieber Platte sagen: der Boden ist eine große flache Scheibe, die ein senkrechter niedriger Rand umschließt. Die beiden Männer schoben sie auf einen Teppich und schleiften sie auf diesem herein, indem sie ihn an seinen vier Zipfeln faßten. Hierin also glich alles der Speisung bei den Sawâhre. Mithgâl bat mich „zu Tisch" und ließ sich selbst aufs rechte Knie, streifte sich den langen Ärmel seines Gewandes zurück, warf den rechten Zipfel seines Kopftuchs über die Schulter und machte ihn dann fest an den schwarzwollenen Kopfringen. Alles vollzog sich leicht mit sicherer Gewohnheit, nicht so wie bei den Sawâhre, denen die beduinische Tischzucht zwar noch bekannt, aber nicht mehr in Übung ist, und die sich nur mir zu Ehren mit wechselndem Erfolg um sie bemühten. Die andern Festgenossen waren in den Hintergrund getreten, während Mithgâl und ich uns von zwei Seiten her mit der rechten Hand immer tiefer in den Reisberg bohrten. Auf dessen Gipfel thronten die beiden Hammelschädel und boten ihre leckeren Zungen an. Als ich schließlich einhielt und mir das Fett von meinen triefenden Fingern leckte, schaute Mithgâl mich von der Seite an und sagte: „Iß!" Doch durfte ich annehmen, daß er gesättigt war, darum dankte ich (nicht ihm, sondern Gott: el-ḥamdu lillâh!) und erhob mich. Die Hände rieben wir am Dach des Zeltes ab, das von der gleichen Gepflogenheit unzähliger Vorgänger einen deutlichen Fettgehalt aufwies. Ich sagte dazu: „Sabûn el-Arab!" (Beduinenseife!) - ein Witz, den Mithgâl gewohnheitsmäßig belachte, denn er fällt bei dieser Gelegenheit fast regelmäßig zwischen stadtkundigen Beduinen.

Während dann die Runde der bevorzugten Esser in den Reisberg und seinen Fleischgehalt versenkt war, hatte ich ein Gespräch mit Mithgâl, das ich sehr ernst nahm und für dessen Gelingen ich die Stimmung seiner wohligen Satt-

heit brauchte. Ich sprach davon, die Beni Sachr seien bis nach Almânsa bekannt als mächtige Raubzugshelden – zumal die Sippe Ibn Sattâm sei durch ihre kriegerischen Taten berühmt wie keine. Das traf ja auch wirklich zu, denn der arabische Aufstand von 1929 war, soweit er in kriegerischen Handlungen bestanden hatte, tatsächlich das Werk der Beni Sachr unter Führung Mithgâls gewesen. Damals zitterte vor ihm ganz Palästina einschließlich der schwachen englischen Besatzung. Mein Gastfreund hörte dies gern. Ich ließ dann deutlich merken, daß ich von ihm einen großen Raubzug zu Ehren meines Besuches erwartete, und er nahm diesen Gedanken sichtlich geschmeichelt auf.

Solche Raubzüge[1] gehören zu den festen Lebensformen der beduinischen Gemeinschaft und werden nach uralten ritterlichen Spielregeln ausgeführt. Sie bilden die Höhepunkte im beduinischen Dasein, gleichsam die Inseln im unendlichen Meere des zeitlosen Nichtstuns. Durch sie erweist der Beduine eine gewaltige Spannungsfähigkeit seiner Seele, die ihm dann und wann unglaubliche Anstrengung ermöglicht, wenn er ein zeitlich nahes Ziel und greifbaren Gewinn vor Augen sieht. Wenn eine Schar – sie kann aus wenigen, aber auch aus tausend Kamelsreitern bestehen – zum Raubzug ausrückt, so wählt sie sich gern ein Ziel, das räumlich weit entfernt liegt, bisweilen Hunderte von Kilometern. Irgendwo haben die Kundschafter (die „Augen") ein wenig bewachtes Lager eines feindlichen oder doch nicht befreundeten Stammes ausgemacht, und nun wird mit möglichster Heimlichkeit aufgesessen und auf weit ausholendem Umwege, immer die Richtung verschleiernd, in Gewaltmärschen das Ziel erstrebt. Meist hat der Kamelsreiter einen zweiten Mann bei sich als Hintersitzer, während mitgenommene Pferde unbelastet bleiben: sie werden geschont für den letzten Augenblick des Überfalls. Wasser wird mitgeführt und die nötigste Nahrung: etwas gemahlenes Getreide oder Datteln. Man reitet zwanzig Stunden lang, auch mehr, und schläft zwei. So geht es bisweilen wochenlang. Alles kommt darauf an, das Lager unbedingt mit Übermacht zu überrumpeln. Kampf und

[1] ṛazu oder ṛazîja, Mehrzahl ṛazawât (das ṛ ist ungefähr wie deutsches Gaumen-r zü sprechen, z wie weiches s). Davon das Wort Razzia.

Blutvergießen ist möglichst zu vermeiden, damit nicht Blutrache geweckt wird. Beute wird der gesamte Besitz der Überfallenen: hauptsächlich die Herden, doch auch das Lager selbst und alles, was darin ist. Auch die Kleider der Männer, die sie am Leibe tragen, und der Schmuck der Frauen. Nur die Frauen und Mädchen selbst sind unantastbar, wo die ritterlichen Regeln des ehrenhaften Raubzugs noch voll in Kraft sind. Ja wenn eine Frau der Beraubten die abziehenden Räuber einholt und mit ihnen Schritt hält, um ein Kamel aus der Beutemasse zu erbitten, so gibt man ihr eines anstandshalber zurück, und sie bringt es ihrem beraubten Gatten.

Der Raubzug, so sagte ich mir, bildet eine der festlichen Höhen beduinischen Lebens, die ich so bald wie möglich zu erschwingen hoffte. Von hier aus erwartete ich tiefsten Einblick und Beteiligung am Seelenleben dieser Menschen. Mithgâl versprach mir alles und entwarf sofort einen Plan, wie er die Howeitât überfallen wolle, mit denen die Beni Sachr seit Jahren in Blutsfehde leben. Doch will ich gleich sagen, wie es damit kam. Nach Wochen erst erfuhr ich, daß Raubzüge großen Stiles im Ostjordanlande und den südlich und östlich angrenzenden Gebieten zur Zeit überhaupt nicht ausführbar sind: England verbietet sie durch den Mund des Emirs von Transjordanien, um Schwierigkeiten mit dem Wahhabitenstaate des Königs Ibn Sa'ûd zu vermeiden, der auch seinerseits das Raubzugswesen unterbindet. Das transjordanische Verbot hat Kraft durch ein englisches Fliegergeschwader.

Für diesmal war ich zu spät gekommen. Nur einzelne kleine Streifzüge waren möglich, denen das Gut einiger berittenen Steppenwanderer zum Opfer fiel. Ich selbst habe mich an diesem Gute nicht bereichert, was vielleicht unbeduinisch gehandelt war. Ich möchte von diesen Dingen lieber schweigen.

Schon am Morgen nach der ersten Nacht im Lager führte mich Mithgâl zu seinen Frauen – eine unerhörte Vergünstigung. Vielleicht wollte er mir Ersatz für den versprochenen Raubzug bieten, vielleicht auch war es, weil er mich günstig stimmen wollte für seine Wünsche, die er später äußerte: er brauchte Geschenke zumal für seine jüngste Vorzugsfrau.

Mithgâl sprach: „Mein Zelt ist das deine.“ Buchstäblich war das allerdings nicht gemeint, wenigstens in den Frauenraum wollte er mich vielleicht nur hin und wieder unter Aufsicht hineinspicken lassen. Sein Gesicht wurde lang und zog sich dann wieder zusammen und seine Augen wurden kleiner und kleiner, als ich dort behaglich vor Anker ging. Zunächst freilich ging alles gut. Ich sagte mir: Mithgâl ist ein Tyrann, und Tyrannen sind launisch. Vielleicht kommt diese Gelegenheit, den Harem eines berühmten Stammeshauptes aus der Nähe zu studieren, so leicht nicht wieder. Darum hängte ich mir meine Kamera um und verbarg sie unter dem Mantel. Beduinisch war das nicht, aber das eben war ja meine Absicht: alle unbeduinischen Gedanken und Handlungen, zu denen mein wissenschaftlicher Beruf mich zwang, möglichst gleich zu Anfang zu erledigen. Denn je tiefer ich in meine Rolle tauchte, desto schwieriger mußte alles werden, was ihr widersprach. Aber meine wichtigsten Bilder vom Leben dieser Frauen gelangen mir doch erst später.

Als ich mit Mithgâl den Frauenraum betrat, war es wie eine Besichtigung etwa von Rassepferden im Stalle: die Frauen nahmen von uns keinerlei Notiz, sondern blieben bei dem, was jede gerade zu tun hatte. Mithgâl erklärte mir im Flüstertone, was es mit jeder für eine Bewandtnis habe. Öfters begleitete er seine Erläuterungen mit einem bedeutungsvollen Augenzwinkern, manchmal stupfte er mich mit dem Finger. Ich verstand nicht alles deutlich, was er flüsterte, doch merkte ich, daß er im tiefsten Grunde ein großer Kindskopf war, und fing an, ihn zu lieben.

Er hatte da zwei Ehefrauen. Die ältere, Sat'a, war die eigentliche Zeltherrin: ihr unterstand die ganze Wirtschaft. Sie hatte ein etwa vierjähriges Söhnchen, Ali. Die jüngere, Tarfa, hatte noch kein Kind. Sie stand beiseite, als wäre sie an allem unbeteiligt. Doch war zu merken, daß sie ihrem Herrn gefiel. Sonst waren noch schwarze Sklavinnen da und ein paar Kinder und eine alte Frau aus einem Nachbarzelte.

Ich sah, daß die Alte und einige von den Kindern triefäugig waren, und bot Arznei an. Das hörte man sehr gerne. Darauf schritt ich augenblicklich

zur Untersuchung, um tiefer ins Zelt zu dringen. Nun räumten mir Sat'a und ihre Sklavin den Teppich ein, auf dem sie gesessen hatten. Ich ließ mich nieder. Zögernd folgte mir Mithgâl. Jetzt näherte sich auch Tarfa, lehnte sich an einen der großen Vorratssäcke, die in der Nähe standen, und schaute mich an. Sie trug das Gesicht ganz frei, selbst ohne die breite schwarze Stirnbinde, die zur Tracht gehört[1]. Kinn und Wangen sind mit blauen Mustern tätowiert wie bei allen Beduinenfrauen, und die Augen sind mit Antimon umschwärzt. Dennoch, so recht beduinisch sah sie eigentlich nicht aus, die junge Tarfa. Sie hätte besser nach Osteuropa gepaßt. Sat'a war viel echter.

Ich sagte zu Mithgâl: „Die Kleidung eurer Frauen gefällt mir gut. Wie viel vornehmer ist sie als die der städtischen Frauen!" – Ich erntete dankbare Blicke aus zwei weiblichen Augenpaaren und verstand, daß diese Zeltfrauen mancherlei Entbehrung litten durch die städtische Gattin in Ammân, bei der Mithgâl seine meiste Zeit verbrachte. Da fragte mich mein Gastfreund: „Wie gehen denn die deutschen Beduinenfrauen?" Den Kopf hielt er gesenkt, ein wenig vorgeschoben, und seine Augen – durch ein schlecht verheiltes Trachom entstellt – waren kaum mehr zu sehen. Der schalkhafte Übermut von vorhin war verschwunden, ein inneres Gewitter zog heran. Ich sah es, aber ich beachtete es noch nicht. Mir galt es noch, Eindruck zu machen. Einmal hatte mich ein Sahûri gefragt: „Ist es wahr, daß eure Frauen alle in Seide gehen?" Seide ist etwas Glitzerndes, Knisterndes, Schmeichelndes, Bestechendes, das die Sinne der Menschen betört. Das fiel mir jetzt ein, und ich sagte: „Die Frauen der Großen gehen dort immer in Seide." – Da glühten die Augen Sat'as und Tarfas zugleich, und sie verloren alle Scheu und alle Vorsicht und starrten mich an voll hemmungslosen Begehrens. Begeistert griff ich nach meiner verborgenen Kamera, um diese Blicke zu fangen.

Das war Mithgâl zu viel. Das Begehren seiner Frauen galt ja zwar der Seide und nicht mir, doch er verstand es anders. Er fuhr auf und zitterte vor Wut. Sofort verschwanden die Köpfe der beiden Frauen, ich aber wandte

---

[1] Tafel XXIX.

mich um und sah jetzt den Tyrannen in voller Entfaltung, und dieser Anblick reizte meine Jagdlust noch viel mehr. Ich sprang auf und sprach: „Fürwahr, du bist der Löwe der Wüste, der Zerstörer der Städte, der Schrecken deiner Feinde, die Peitsche Gottes - du bist es wirklich, so wie tausend Lieder dich besingen. Auf, Mithgâl, laß uns reiten! Deine Feinde sind meine Feinde. Ich bin voll Ungeduld, an deiner Seite zu fechten!" - Während dessen fiel eine Aufnahme, und mir schien, sie saß gut. Wir sehen sie auf Tafel XVIII. Sein Antlitz löste sich dann und glättete sich wieder, seine Augen kamen zum Vorschein. Ich war sehr befriedigt, und das übertrug sich auf ihn. Dann gingen wir zusammen aus dem Zelte.

Am nächsten Tage kehrte Mithgâl nach Ammân zurück und ließ mich allein im Lager. Er kündigte an, daß er nach einer Woche wiederkommen und mich dann ostwärts „zu den Kamelen" führen werde, d. h. in das eigentliche Nomadenlager seines Sohnes Sultân, der draußen in der Steppe die Kamelherden seines Vaters von Weide zu Weide führte. Bei Imm el-Amad war ja nur Kleinvieh: hauptsächlich Schafe, einige Esel zum Tragen der Wasserschläuche und nur ganz wenige Kamele.

Die Woche ging hin, vielleicht noch eine. Der Scheich kam nicht. Der schwarze Sklav Muhammad hielt mich gut unter Aufsicht. Das ganze Lager stand im Zeichen der Sklaven- und Weiberwirtschaft. Vollbürtige Männer waren nur wenige da, die eine Art Wach- und Aufklärungsdienst versahen zum Schutz gegen Überfälle. Allabendlich wurde ich in eines der Zelte gerufen, wo dann der feierliche Nachtschwatz der Männer stattfand - ganz wie in den Städten, nur daß man in Zelten saß statt in Häusern, von Waffen starrte, den Kaffee bitter trank statt süß und von anderen Dingen schwatzte. Keiner dieser Männer schien mir wichtig zu sein, es war wohl die Auslese derer, die sich dem eigentlichen Nomadenleben „bei den Kamelen" entzogen. Wichtiges bot mancher Einblick in das Leben der Sklaven und ihr Verhältnis zu den Herren und den Frauen und Kindern der Herren. Aber wirklich mitleben durfte ich da nicht, wenn ich nicht mein Ansehen zerstören und meine künftigen Taten unmöglich machen wollte.

Wichtiges barg ferner der Frauenraum Mithgâls und das Treiben, das dort Tag für Tag im Verborgenen vor sich ging. Doch gerade hier war äußerste Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Dort mitzuleben war mir als Mann verwehrt. Und in diesem Punkte war auch draußen „bei den Kamelen" keine bessere Aussicht. Feststellungen über die äußere Regelung des Frauenlebens zu machen, war immerhin möglich: über Eherecht, Zeltwirtschaft usw. Das aber hatten ja schon andere getan. Aller seelenkundlichen Forschung, die sich auf ein wirkliches und dauerndes Mitleben gründete, schien hier der Zugang verwehrt.

Nur einen Zugang gab es: selbst einen Harem zu haben und diesen gleichsam in die Frauenräume beduinischer Zeltherren einzupflanzen. Je mehr ich diesen Gedanken erwog, desto zwingender schien er mir und desto selbstverständlicher. Und endlich war denn mein Entschluß gefaßt. Es gab in Jerusalem eine Dame europäischer Herkunft, die arabisch sprach und alle Voraussetzungen besaß, an meiner Arbeit im gedachten Sinne teilzunehmen. Wenn sie bereit war, „Beduinin zu werden" und durch ihre Gegenwart meinen Harem anzudeuten, so konnte meine Arbeit in diesem Punkte gedeihen.

Ich packte denn einige von meinen Sachen zusammen, die ich nicht gerne der Neugier meiner Gastfreunde überließ. Das meiste ließ ich in meinem Zelte, empfahl es dem Schutze des Publikums bis zu meiner Rückkehr und ritt nach Ammân, um von dort nach Jerusalem zu fahren.

13. Sat'as Verstoßung

In Ammân kehrte ich in Mithgâl Paschas Stadtwohnung an. (Den Paschatitel hat er noch aus der Türkenzeit. Die Araber, deren Sprache kein p kennt, sprechen übrigens Bâscha.) Ich traf ihn dort auch wirklich. Er war gerade in Steuerschwierigkeiten. Das war eine der Schattenseiten dieser unbeduinischen Stadtwohnung. Der wandernde Besitz der freien Nomaden ist dem staatlichen Zugriff sonst nicht leicht erfaßbar, hier aber wirkte sich die Nachbarschaft und Freundschaft des Fürsten aus. Mithgâl besitzt unter

anderem Tausende von Kamelen, aber Bargeld fehlt fast immer. Am liebsten hätte Mithgâl mich angepumpt, ja er tat dies schließlich mit dürren Worten. Doch blieb ich taub auf diesem Ohre, denn ich hatte anderes vor. Mithgâl sollte ein anständiges Geschenk von mir haben, das stand ihm zu. Was man sonst einem Stammeshaupte schenken kann - Waffen, Feldstecher und dergleichen -, daran hatte ich nur, soviel mir selbst unentbehrlich war. Auch sollte es etwas sein, das Leben ins Lager brachte. Mir schwebte die Seide vor Augen, Gewänder für die beiden Zeltfrauen. Erst aber galt es zu prüfen, ob ich damit nicht böse Erinnerungen weckte. Meine erste Andeutung wurde gleich richtig verstanden: Seide wollte er, ja Seide - bei Gott! Viel Seide: zu einem Gewande für Tarfa, zu einem für Sat'a und weiterhin zu einem Stadtgewande samt Mantel für seine Stadtfrau. Ferner ein großes schwarzes Kopftuch mit eingewobenem bunten Rande für Imm Sultân. Imm Sultân heißt Mutter Sultâns, und Sultân war der Name seines ältesten Sohnes, der ihn draußen „bei den Kamelen" vertrat. Imm Sultân befand sich im Harem ihres Sohnes, nach dem sie stets benannt wurde[1]. Diesem Harem gehörten aber auch die beiden Ehefrauen des Sohnes an. Wenn die auch noch Seide wollten!

Meine künftige Mitarbeiterin, falls sie meinem Rufe folgte, mußte sich nun gleichfalls in Seide kleiden, da die Frauen deutscher Beduinenscheiche bekanntlich in Seide gehen. Mein Gewissen regte sich, leider ein wenig zu spät. Am nächsten Tage war ich in Jerusalem. Alles ging gut: ich kaufte passendes Zeug zu erträglichen Preisen, bedachte den gesamten Harem meines Gastfreundes und rüstete meinen eigenen. Auch ergänzte ich meinen Zelthaushalt entsprechend meinen neuen Erfahrungen. Das Gepäck war nun ziemlich angeschwollen. Keine Woche verging, so war ich wieder in Ammân, diesmal in

[1] Man benennt arabisch die Eltern nach dem ersten Sohne. Imm Sultâns eigentlichen Namen habe ich vergessen, denn niemand nannte sie anders als so. Wenn ich meinen Gastfreund ansprach, sagte ich „Abu Sultân" (Vater Sultâns), und so nannten ihn auch sonst die ihm Gleichgestellten. Sat'a sprach von ihm als Abu Ali, denn Ali hieß ihr eigenes Söhnchen. Doch wenn er zürnte, sagten die Frauen von ihm „el-Bâscha" (der Pascha).

Begleitung. Ich ließ den Kraftwagen gleich vor die Pforte des Paschahauses lenken; dort stieg ich aus, während Sitt Marjam, meine Begleiterin, im Wagen verblieb. Doch Mithgâl war nicht da, er weilte in seiner „Festung" Imm el-Amad. Meine Begleiterin aber, Sitt Marjam, wurde von Sklavinnen in die Frauenräume geholt, um die Stadtfrau Mithgâls zu begrüßen. Da diese nach städtischer Sitte „verboten" und verschleiert, d. h. für Männer nicht vorhanden war, mußte ich im Wagen warten, bis Sitt Marjam zurückkam. Das tat sie bald, denn in bezug auf arabische Stadtfrauen hatte auch sie nichts Wesentliches zu lernen. Dann fuhren wir in Richtung Mâdeba, bis wir Imm el-Amad erreichten.

Dort fiel unsere Ankunft auf. All die schwerbewaffneten Krieger Mithgâls entströmten dem Tore der „Festung", doch hielten sie sich in achtungsvollem Abstand, um von dort aus die seidengekleidete Beduinin anzustarren. Schließlich erschien Mithgâl und trat auf den Wagen zu. Ich entstieg ihm feierlich und umarmte den Pascha. Dann zeigte ich ihm meinen Harem. Er betrachtete Sitt Marjam lange, zumal ihr Seidenkleid im Schnitt der beduinischen Frauentracht, und schien sehr zufrieden. Dann gab ich ihm die Geschenke. Er nahm sie noch nicht: er werde ins Lager kommen. Als ich aber schon wieder im Wagen saß, um noch so nahe wie möglich an das Zeltlager heranzufahren, kam er noch einmal, nahm mich bei der Hand und führte mich beiseite. Im Flüsterton erbat er das Geschenk für seine Stadtfrau. Er hatte wohl Sorge, es erst in den Bereich der Zelte gelangen zu lassen. Ich gab es ihm sofort. Er nahm es ohne Dank, und ich ging ohne Abschied. Das gehört sich so.

Nach der Ankunft im Zeltlager wurde Sitt Marjam sofort in den Frauenraum Mithgâls geholt, während ich selbst zunächst mein eigenes Zelt besichtigte. Ich fand es zerwühlt und angeschmutzt, doch fehlte nichts. Das Gepäck meiner Begleiterin ließ ich hinüber „zu Sitt Marjam" ins Zelt Mithgâls bringen, wo es denn auch im Frauenraume entgegengenommen wurde. Damit hatte Sitt Marjam dort endgültig Wurzel gefaßt und mir war der Zugang gesichert. Zwar mochten sie sich dort einen Augenblick wundern, daß ich

„meine Frau“ nicht zu mir ins Zelt nahm. Jedoch die deutschen Beduinen haben eben besondere Bräuche, und Brauch ist Brauch. Unter solchen Gedanken näherte ich mich nun dem Frauenraume.

Sitt Marjam traf ich dort in tausend Nöten. Ihr seidenes Gewand wurde um und um gewendet und jedes Kleidungsstück besonders besichtigt und geprüft. Dann ging es an die Haare, an die Augen. Tarfa war Meisterin im Augenschwärzen; es war das einzige, was sie anerkanntermaßen wirklich konnte. Sie fand die Augenränder Sitt Marjams in einem zunftwidrigen Zustand und beeilte sich, diesem Übel abzuhelfen, während ihr Opfer sich verzweifelt wehrte aus berechtigter Furcht vor Ansteckung mit den dort verbreiteten Augenleiden. Sitt Marjam war eben noch etwas neu in ihrer beduinischen Laufbahn. Mein Eintritt setzte diesem Treiben sofort ein Ende.

Dann ging ich um die Scheidewand herum auf die Männerseite zur feierlichen Begrüßung der dort versammelten Lagergenossen. Bald kam auch Mithgâl von Imm el-Amad her zum Abendschmause. Nachher führte er mich wieder an der Hand beiseite und tuschelte allerlei: er kehre jetzt sogleich nach Ammân zurück, werde aber in einer Woche wiederkommen, um mich ostwärts „zu den Kamelen“ ins Lager seines Sohnes zu führen. Meine Frage, ob dann der versprochene Raubzug steigen werde, überhörte er; doch bat er mich, die Seide nicht vorzeitig seinen Zeltfrauen zu geben: dazu sei noch Zeit genug am Tage des Aufbruchs. Ich versprach es, und er ging.

Danach verrichtete ich das Nachtgebet vor meinem Zelte und legte mich schlafen. Ich lag noch nicht lange, so raschelte es und Sat'a stand vor dem Eingang. Ich regte mich nicht. Sie hockte sich nieder und flüsterte: „O Muhammad Ferî!“ Ich sagte: „Was ist?“ Sie rückte ein wenig näher: „Hast du Seide für mich?“ - „Bei Gott, ich habe Seide, und du wirst sie bekommen am Tage meines Aufbruchs.“ - „Ist es wahr?“ - „Beim Leben des Propheten!“ - Da sprach sie kein Wort mehr und war im Augenblick verschwunden.

Ob dann wirklich nur eine Woche hinging, bis der Pascha wiederkam, oder zwei Wochen oder mehr - wer vermöchte das zu sagen. Doch in der Zeit, die hinging, wurde mir die innere Geschichte der Menschen, die mich da umgaben,

immer klarer, zumal die Geschichte Sat'as hob sich aus den Gesprächen immer deutlicher heraus. Und das war nötig, weil ich sonst die Vorfälle, die sich kurz vor meinem Aufbruch „zu den Kamelen" hier im Lager abspielten, kaum völlig verstanden hätte.

Sat'as Vater war ein mächtiger Scheich unter den Scheichen der Beni Sachr gewesen, der die vorherrschende Geltung Sattâms und seines Sohnes Mithgâl nicht anerkennen wollte. Da sucht Mithgâl ihn durch ein Sippenbündnis zu gewinnen: er wirbt um Sat'a. Lange widersteht der Vater, dann weicht er dem Rate seiner Gesippen und gibt seine Tochter, aber nicht um billigen Preis. Man kennt Mithgâl und seine wechselnden Launen und schützt sich gegen sie durch Stärkung der eigenen Macht.

Bald nach der Heirat Sat'as fällt ihr Vater in ehrenvollem Raubzug. Doch auch seine Brüder und Söhne sind gefürchtete Krieger. Sie finden ihre Schwester ehrenrührig behandelt von Mithgâl: wieder und wieder kehrt sie in die Zelte ihrer Sippe zurück, da Mithgâl sie im Jähzorn vertreibt. Die Gesippen drohen mit Kampf, indem sie Kamele des Gegners wegtreiben und behalten. Das Ende ist jedesmal, daß Mithgâl seine Gattin wieder zu sich holt.

Als kleines Mädchen teilte Sat'a das Schicksal aller kleinen Beduinenmädchen: sie wurde mißbraucht durch übermäßige Arbeit. Schon früh aber ist sie draußen „bei den Kamelen" ihres Stammes, wo sie – schwer zu zähmen wie diese – sich am besten bewährt. Nie wird sie hausfrauenzahm wie die Frauen „bei den Schafen", zu denen sie später kommt. Als Gattin Mithgâls wird sie wieder den Schafen zugeordnet und nur noch im Zelte gebraucht. Äußerlich verweichlicht sie, aber ihr Blut wird nur hitziger vom Herumhocken und Mißbrauchtwerden.

Ihre Verbindung mit Mithgâl war zu Anfang aus Furcht und Haß geflochten. Beides, Furcht und Haß, kam eigentlich nicht von ihr, sondern war ein Mitfürchten und Mithassen: es war die Gesinnung ihrer Sippe gegen die Sippe Ibn Sattâm. Wie aber Mithgâl sich ihren Gesippen nähert und ihr, die eigentlich nicht sein Geschmack ist, schmeichelt, da besticht er einen nach dem andern durch seine glückliche Mischung aus knabenhaftem Freimut und

gerissener Liebenswürdigkeit. Die erste, die nachgibt, ist die Mutter; sie verbirgt hinter derber Kraft ein etwas zu weiches Herz und ist leicht zu Tränen zu rühren. Sat'a wehrt sich zäh gegen seine leichten Liebeleien und erreicht damit nur, daß er sie nun wirklich begehrt, täglich feuriger. Ihre Mutter fängt an, von seinen kühnen Taten als Raubzugsheld zu schwärmen. Schließlich springt ihr der Funken ins Blut, und ihr Haß verwandelt sich plötzlich ins Gegenteil.

Nach der Heirat folgt für beide noch eine Zeit voll heftiger Verliebtheit; sie reicht bis zu Sat'as Schwangerschaft. Dann wendet Mithgâl sich plötzlich ab, als Sat'as Übermut am größten ist. Sie fügt sich nicht; furchtbare Auftritte folgen, zweimal wird sie verstoßen. Eines Tages kommt Tarfa als bevorzugte Frau ins Zelt.

Sie ist jünger als Sat'a und nach dem Geschmacke des Zeltherrn gewählt. Nichts hat sie ins Zelt gebracht: keine hohen Sättel, auf die man beim Ruhen im Zelte den Arm aufstützen könnte, keine Schläuche für Wasser und Fett, keine Teppiche, keine Truhen. Sie kann nichts und versteht nichts zu verwalten, aber sie besitzt die Sinne ihres Eheherrn. Und doch ist sie Sat'as zehrendem Hasse nicht gewachsen.

Sat'a spricht kein Wort mit ihr, tut, als wäre sie nicht da. Und doch stößt sie auf die Verhaßte bei jedem Schritt im Zelte. Immer steht Tarfa, die Katze, lauernd im Hintergrunde, heuchelt Bescheidenheit, nimmt nirgends teil, weder an einer Arbeit noch an einem Genusse. Sobald sie sich allein glaubt, wühlt sie in offenen Säcken nach Eßbarem. Kommt jemand, so steht sie unschuldig in der Ecke, wo sie noch eben gewühlt hat. Sie spielt die Vernachlässigte und die dauernd Gekränkte, und in der Tat, bei dem häufigen Fernsein des Zeltherrn wäre ihre Stellung im Lager schwer haltbar, wenn sie nicht eine Stütze fände in Tamâm, der alten Schwester Mithgâls, die sich durch Sat'a aus dem Zelte verdrängt fühlt und neben der unfähigen Tarfa sich eher zu behaupten hofft.

Tamâm hat ein hartes Gesicht und rotgefärbte Haare. Sie lebt im Lager ihres Bruders, da ihr Gatte sie vertrieben hat. Sie spielt ein wenig die Heilige, betet oft und hat fromme Reden bereit; das schafft ihr ein wenig Gel-

tung, obschon sie sonst nur geduldet ist. In seinem eigenen Zelte will sie der Bruder nicht, sonst aber läßt er sie gewähren. Ihre Begabung sind Ränke, Leisetreten und Heucheln, und auch durch diese macht sie sich unentbehrlich. Aber niemand mag sie.

Sat'a ist fast im ganzen Lager beliebt, bei Frauen und Männern und Kindern, denn sie hat eine offene Hand in der Wirtschaft. Was ihr persönlich gehört, teilt sie mit ihrer Leibsklavin Hissa, auch mit der zweiten Sklavin Schatwa. Die drei stehen treulich miteinander im Bunde; auch die Männer der beiden Sklavinnen, selbst schwarze Sklaven, sind gleichsam an den Treubund angeschlossen, wenn sie nicht gerade mit ihren Frauen verzankt sind. Sat'a kennt keinen Hochmut und verlangt nur ein einziges Vorrecht, das ihr außer Tarfa niemand streitig macht: Geschenke solcher Art wie Wohlgerüche oder schöne Stoffe will sie für sich allein. Dies ist die wunde Stelle ihres Lebens, daß die verhaßte Tarfa, die sonst nichts kann, in diesem einen Punkte ihr überlegen ist: sich reizvoll zurechtzumachen für Männersinne. Die Sklavinnen und eine im Lager dienende Fellachin finden es selbstverständlich, daß Sat'a ihnen Geschenke der begehrten Art, die jene von Sitt Marjam oder mir erhalten, einfach fortnimmt und in ihrem verschließbaren Kästchen verwahrt: vor allem kleine Spiegel und Antimon zum Schwärzen der Augenränder. Mit Stücken geschenkter Seife reibt sie sich ein, des Wohlgeruches wegen, wäscht sich aber fast nie. Bei Sitt Marjam sieht sie eine Zahnbürste im Gebrauch. Obschon sie täglich auf Schritt und Tritt beschenkt wird, ist sie tief gekränkt, als sie die Zahnbürste nicht bekommt - auch nicht ein einziges Mal zum Ausprobieren.

Sat'a ist Muter eines Söhnchens, Ali, der künftig ein großer Scheich werden soll. Auch das sichert ihr Achtung im Lager. Ali selbst ist ein Dreckspatz wie die andern Buben. Er tanzt seiner Mutter auf der Nase herum, und sie duldet es und lacht dazu wie alle arabischen Mütter - sie lacht sogar, wenn er sie mit Steinen wirft.

Nun kam die seltsame Geschichte mit der Seide. Nachdem sie durch mich Gewißheit hatte, daß Seide für sie da war, konnte sich Sat'a nicht mehr halten, es allen auszuplaudern. Sie war der Meinung, sie allein bekomme Seide,

obschon ich das nie gesagt hatte und das nie meine Meinung war. Zwar gefiel mir Sat'a besser als Tarfa, diese schleichende Katze, doch eben darum - nämlich um Sat'as willen - galt es, strengste Neutralität zu wahren. Das Ausplaudern war das Dümmste, was sie tun konnte. Das wußte sie auch selbst, aber es ging nicht anders: sie mußte ihren Triumph haben. Immer wieder ließ sie sich von Sitt Marjam das seidene Gewand zeigen - Sitt Marjam trug es ja im Lager nicht, sondern ging dort wie alle Beduinenfrauen -, immer wieder prahlte sie mit ihrer zukünftigen Pracht. Sie erreichte ihren Zweck im Augenblicke: Tarfa und ihre Beschützerin Tamâm konnten kaum mehr leben vor Neid. Tamâm aber bleibt kälter und besonnener in ihrer Leidenschaft: mit spitzen Reden stachelt sie noch Sat'as Übermut, hetzt sie gegen Tarfa und reizt sie zum Äußersten, um sie zu Falle zu bringen. Am nächsten Morgen schlagen sich Sat'a und Tarfa. Sat'a stößt Tarfa vom Teppich und will sie aus dem Zelte treiben. Tamâm hockt beiseite und grinst befriedigt vor sich hin. Schließlich greift der Obersklave ein, der schwarze Muhammad, Hissas Ehemann: mit einem Stocke schlägt er auf beide Frauen ein, bis sie Ruhe geben. Tarfa folgt nun dem Rate der Tamâm und zieht sich in deren Zelt zurück. Die alte Heuchlerin weiß, warum sie dies rät: es wird Sat'as Verhängnis.

Noch ein paar Tage gehen hin, eintöniges Lagerleben, dann schwirrt eine Meldung durchs Lager: Der Pascha kommt! Nun wird es lebhaft. Im Zelte Mithgâls werden die großen Wasserschläuche sorgsam an ihren rechten Platz geschleppt, die Zeltseile werden geprüft und nachgestellt (was sonst frühmorgens vor Sonnenaufgang geschieht), die Stützbalken werden zurecht gerückt und gerichtet. In ängstlichem Eifer ist Sat'a allen voran. Dann schwärzen die Frauen die Wimpern und Augenränder. Sogar Ali, der „kleine Pascha", den man sonst schmutzstarrend und mit triefender Nase zwischen den Sklavenkindern sieht, bekommt jetzt Wasser übers Gesicht und muß sich die Augenränder schwärzen lassen.

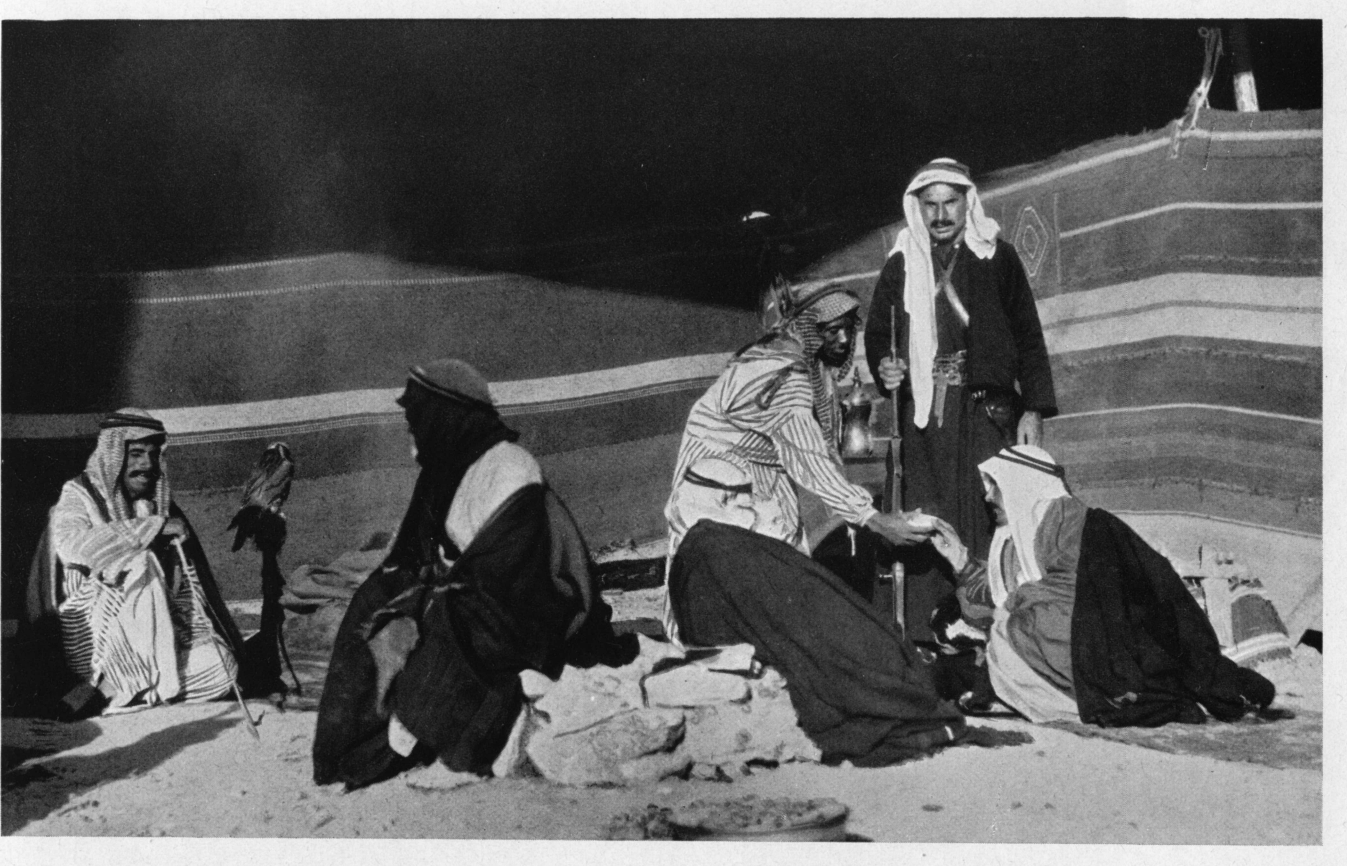
Als es heißt, der Pascha reitet heran, fängt Sat'a an zu zittern, und auch Hissa, die Sklavin, zittert. Im letzten Augenblick verschwindet Hissa in den Hintergrund, und nur Sitt Marjam bleibt bei Sat'a im Zelte.

Der Pascha kommt zu Pferde mit einem Begleiter. Gelassen steigt er ab und nähert sich, ein wenig schleichend, meinem Zelte. Ich erhebe mich zu seiner Begrüßung. Wir lassen uns feierlich auf meinem Teppich nieder und tauschen höfliche Fragen mit ehrerbietiger Antwort. Eigentlich waren wir schon längst nicht mehr so förmlich gewesen, wir steigerten heute die „Beschönigungen" (mudjāmalât) weit über das beduinische Maß hinaus bis zu den Redeformen der Städter. Kein Zweifel, es lag etwas in der Luft.

Mithgâl erhebt sich und geht hinüber in den Frauenraum seines Zeltes. Ich kann das alles gut von meinem Teppich aus überschauen. Er wendet sich dort zu Sitt Marjam und begrüßt sie kurz. Für Sat'a hat er keinen Gruß, streift sie nur mit einem zornigen Blitz aus den Augenwinkeln. Der schwarze Muhammad muß ihm schon berichtet haben, der zur Zeit mit Hissa verzankt ist. Sat'a zittert und flieht vom Teppich, dann hockt sie sich in weitem Abstand auf die Erde. Der Pascha läßt sich neben Sitt Marjam nieder und plaudert ein wenig mit ihr. Dann verläßt er sein Zelt und geht zu Tamâm.

Was dort geschah, entzog sich meinen und Sitt Marjams Augen. Doch ist es gewiß, daß er dort Tarfa vorfand, schön gemalt, auch mit roter Lippenpomade, die ihr Sitt Marjam geschenkt hatte. Gewiß ist auch, daß dort Tamâm gegen Sat'a geschürt hat.

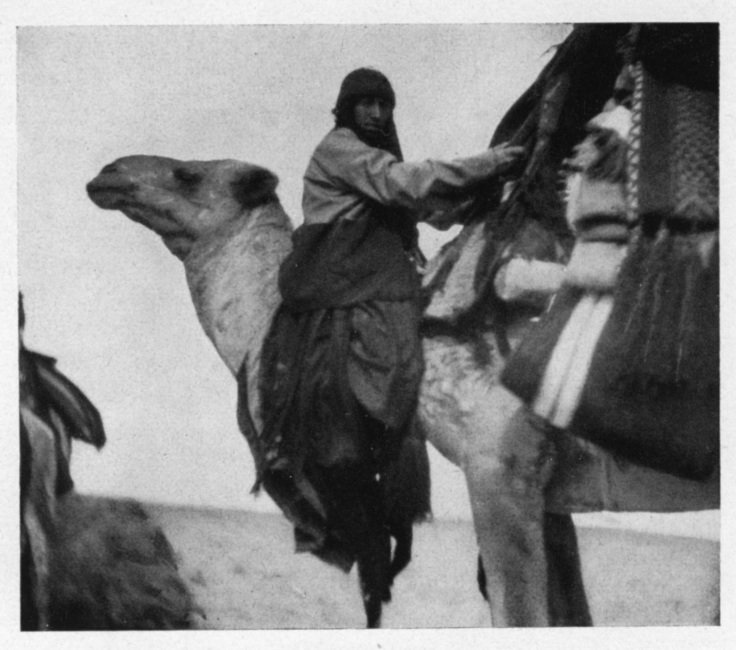
Im Zelte des Paschas ist es still geworden. Sat'a ist ins Bett geschlüpft, vielleicht hatte sie immer noch Hoffnung. Auch Sitt Marjam legt sich und tut, als ob sie schliefe. Eine Viertelstunde lang hört man nur die Hunde des Lagers bellen; sie bellen ihren Herrn an, der im eigenen Lager ein Fremdling ist, seitdem er sich in Ammân die Verschleierte gekauft hat. Da plötzlich schrillt bei seinem Zelte die Stimme des Paschas: „gûmi, ja bint el-chara! (Steh auf, Tochter des Drecks!)", und man sieht Sat'a mit einem Sprung in den leeren Männerraum entfliehen, und man sieht Mithgâl sie an den Haaren fassen und im Staube zerren, während er mit dem Kamelstock wütend auf sie einschlägt. Sie klammert sich an seine Füße und schreit: „jā 'abd!", unaufhörlich: „jā 'abd! jā 'abd!". das bedeutet: O Sklav! o Sklav! und gilt dem zweiten Sklaven, dem Mann der Schatwa, der ihr besser gesinnt ist als Hissas



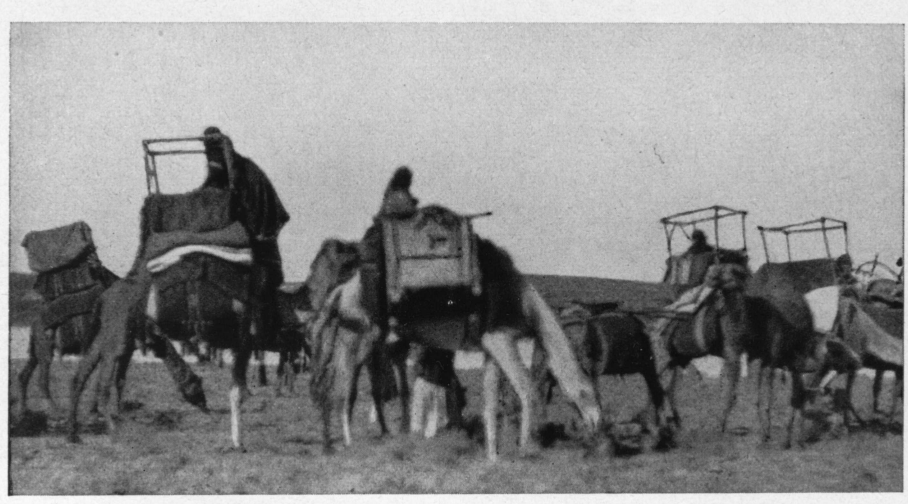
XXI. Im Männerraum bei Sonnenaufgang. Der Sklav ʿAdwân reicht dem Pascha eine Schale Kaffee. Dahinter ein Soldat des Fürsten ʿAbdallah. Links der Falke und der Falkner

XXII. *(oben):* Mithgâl Pascha und sein Sohn Sulṭân *(unten):* Kamele werden gemolken





XXIII. *(oben)*: Chatma, die jüngere Gattin Sulṭâns, näht im Zelt
(unten): Chatma besteigt ihr Kamel



XXIV. *(oben)*: Magbûla *(unten)*: Weidewechsel: die Frauen besteigen ihre Reitsänften

Mann Muhammad. Das alles stachelt nur noch den Zorn des Paschas. Und plötzlich hockt auf dem vielleicht noch warmen Bette der Sat'a die andere: Tarfa, das Hürchen - im Munde zerkaut sie was Gestohlenes und im Auge schimmert der Triumph.

Schließlich hat Sat'a sich blutend frei gemacht und entkommt aus dem Zelte. Der Pascha folgt ein paar Schritte und verjagt sie mit „ksch! ksch!", wie man ein Tier verjagt. Mit furchtbaren Flüchen entweicht sie hinaus in die Nacht. Man hört Tamâms verstellte Stimme, die ihr mit geheuchelter Sanftheit nachruft: „Fliehe zu deiner Mutter!" Mithgâl steht ächzend, keuchend, völlig außer Atem, als hätte er eine Hyäne mit den bloßen Händen erwürgt. Doch ist keine Ergriffenheit an ihm zu spüren, alles ist nur die Erschöpfung des Jähzorns. Nach einer Weile sagt er voll echter Befriedigung: „Nun möge sie ihren Weg suchen, die Schlechte!" - Währenddessen schleppt sich draußen Sat'a durch die Steppe nach dem stundenweit entfernten Lager ihrer Gesippen.

Als die Dinge so weit gekommen waren, verließ Sitt Marjam das Zelt des Paschas und nächtigte bei Tamâm. Was dort geschah, konnte ich selbst nicht erkennen, das Zelt lag zu fern von dem meinen. Sitt Marjam erzählt:

Im Morgengrauen wird Tamâm von ihrer fetten Sklavin wachgerufen: die Sonne gehe bald auf. Die Zeit des Morgengebetes endet mit dem Aufgang der Sonne. Tamâm erinnert sich, daß sie hier die Fromme spielt, und erhebt sich schwer - noch müde von all ihren Ränken. Sie begibt sich auf ihren Teppich und schickt sich zum Beten an. Als aber die Sklavin hinausgeht, bricht sie mitten in der begonnenen Gebetsverrichtung ab - islamisch betrachtet eine Unmöglichkeit. Dann erscheint ihr Bruder Mithgâl, der Pascha: frisch wie ein Fisch, in knabenhafter Heiterkeit. Er legt seiner alten Schwester seinen Kopf in den Schoß und läßt sich von ihr sorgsam seine feinen, dunkelbraunen Haare kämmen, auf die er sehr stolz ist. Zu solcher allmorgendlichen Haarpflege und Entlausung hat ihn vielleicht seine Stadtfrau in Ammân erzogen, doch fand ich auch draußen in den Steppen oft liebevolle Pflege des Haupthaars. Von Verlegenheit vor Sitt Marjam wegen des gestrigen Auf-

tritts ist wenig zu spüren, nur eine lässige Sorge, sich nicht unbeliebt zu machen. Er fragt Sitt Marjam: „Warum gingst du aus meinem Zelte?" Sie antwortet: „War's nicht besser?" Er lacht mit eitler Bedeutsamkeit: „Versteht sich!" Auf die Frage, was denn eigentlich Sat'a verbrochen, kichert er wie ein Mädchen, das sich ziert, und gibt keine Auskunft. Sitt Marjam sagt, sie habe die beiden Frauen immer gemahnt, sich zu vertragen, leider umsonst. Darauf Mithgâl: „Jawohl, und wenn eine nicht hört, muß man es machen wie ich."

Dann kehrt Sitt Marjam ins Paschazelt zurück und findet dort Tarfa noch immer triumphierend, und neben ihr Hissa, innerlich kochend vor Wut, äußerlich dienend, doch so, daß nichts fertig wird und nichts in Ordnung kommt. Sie äußert auf Sitt Marjams Frage sehr bestimmt, daß Sat'a wiederkomme. Sie erzählt, der Pascha habe – noch vor Tarfas Zeit – aus nichtigem Anlaß Sat'a schon zweimal versagt. Nun wird Tarfa lebhaft und erkundigt sich eifrig hiernach. Mehr Frauen kommen ins Zelt, und alles belacht den Fall. Schließlich kommt auch Mithgâl und lächelt verlegen. Er wendet sich an Hissa mit der Frage: was denn nun werden solle, da keine Herrin mehr die Zeltwirtschaft führe. Hissa gibt ihm ganz einfach die Frage zurück. Daß Tarfa nichts in der Wirtschaft taugt, weiß jeder. Mithgâl sieht etwas hilflos aus, wie ein ertappter Junge. Immer geht er um Hissa herum wie um den heißen Brei. Diese blickt ernst und zuckt auf seine Fragen die Achsel oder schweigt beleidigt oder gibt auch einmal eine kurze Antwort, die etwa bedeutet: meinetwegen kann alles drunter und drüber gehen. Sie kann sich das leisten, weil sie weiß, daß man gerade sie jetzt braucht. Dazwischen sitzt sie mit niedergeschlagenen Augen, als ginge sie alles nichts an. Sie weiß, wie sie am besten den Vorteil ihrer verstoßenen Herrin wahrt – und den eigenen Vorteil. Im Grunde zieht sie den Gewinn aus all diesem Nebengebuhle. Als schließlich der Pascha den Frauenraum verläßt, lachen alle Frauen hörbar hinter ihm drein. Er dreht sich lachend um und droht im Spaße.

Nun kommt er herüber in den Männerraum, wo auch ich mich inzwischen eingefunden habe. Ich glaubte am meisten Wahrheit zu erfahren, wenn ich

am wenigsten Beteiligung zeigte. Ich hielt mich möglichst beiseite, um nicht den natürlichen Ablauf der Dinge zu stören. Doch sind mir einige Ausdrucksbilder gelungen, leider nicht von der Verstoßung selbst, denn die spielte sich bei Nacht ab, doch von den Beteiligten während des Ablaufs dieser Ereignisse und bei Sat'as Wiederkehr. Zum Glück ist ein Teil dieser Bilder auch später beim Einbruch in mein Zelt nicht zerstört worden. Sie gehören zu den wichtigsten Stücken meines Archivs. Einige davon finden sich auf den Tafeln XIX, XX und XXIX.

Im Männerraum herrscht ähnliche Stimmung wie drüben: man macht Witze und tuschelt sich dieses und jenes zu. Plötzlich führt ein Sklave die weiße Stute des Paschas vor. Der springt auf und verreitet ohne Abschied. Die Entwicklung der Dinge im Lager überläßt er sich selbst. An irgendeinem Tage wird er wiederkommen und wird ja dann schon sehen, wie alles steht oder liegt. Sorge ist ein Zustand, den ein Beduine nicht aushält.

14. Der Liebestrank

Niemals werde ich das seltsame Bild vergessen, wie Tarfa betete.

Ob Tarfa schön war, will ich nicht entscheiden. Das mag ihr Gebieter tun, der um ihretwillen die beste seiner Frauen schmählich gezüchtigt und verstoßen hatte. Was auf mich damals so tiefen Eindruck machte, war nicht Tarfas Schönheit noch die Anmut ihrer Gebärden, sondern dies: daß sie betete – sie, die ich niemals hatte beten sehen. Und weiterhin: sie betete zwischen Sonnenaufgang und Mittag, also zu einer Zeit, da sonst kein Muslim betet, und ihre Körperhaltung beim Gebet war so, wie sie einem Muslim nicht ansteht. Ich selbst aber war damals schon so tief hineingenommen in die immer gleiche Schwingung des arabischen Lebens, daß ich mir etwas gänzlich Neues darin nicht mehr zu denken vermochte.

Ein paar Tage nach der Vertreibung Sat'as war es so gekommen, wie es immer kommt in solchem beduinischen Ehestreite. Wenn einmal der Zeltherr nicht da ist, kommt die Vertriebene mit Lastkamelen und holt die Sättel und

Wasserschläuche und alles Zeltgerät, das ihr gehört. Dies steht ihr zu nach beduinischem Rechte: man kann diese Handlung stören, ihre Durchführung erschweren, aber sie völlig verhindern kann man nicht.

Sat'a war eine offene Natur - soweit dies eben möglich ist bei einer arabischen Frau, die nicht über sich selbst verfügt, sondern in dem Bewußtsein lebt, gekauftes Eigentum eines Mannes zu sein. Nie sah ich und hörte ich arabische Frauen rasen, wie Sat'a raste an jenem Morgen, als sie das Zelt ausräumte. Es war ein befreiender Ausbruch, wie er im arabischen Frauenleben nur selten möglich ist. Und auch dieser wäre sicherlich nicht vorgekommen, hätte nicht über dem ganzen Lager das Bewußtsein gelegen: der Scheich ist fern.

Während Sat'a raste und räumte und die Wasserschläuche aufriß, damit das kostbare Getränk über den Boden des Zeltes hinfließe und versiege, saß Tarfa höhnisch lächelnd auf ihren Säcken und tat, als achtete sie nicht darauf. Sat'a zu helfen, wagte weder Mann noch Frau, auch ihre Sklavinnen nicht, denn alle fürchteten den Zorn des Paschas. Nur ein paar schwarze Sklavenkinder handelten fügsam unter ihrem Befehl. Zwar taten sie, zumal die Mädchen, anfangs so, als ob sie sich weigerten. Aber das war nur zum Schein: halb Vorsicht, halb Gewohnheit. Man übt dort die Mädchen früh im Lügenspiele. Übereifrige Diener des Paschas mischen sich ein, indem sie die Fesseln der Lastkamele lösen und die Tiere zur Flucht antreiben. Das Spiel zieht sich hin, kommt aber schließlich doch zum Ende. Die Tiere sind bepackt und marschbereit. Da kommt auch Sat'as Söhnchen, der vierjährige Ali ben Mithgâl, aus dem Zelte zu seiner Mutter gelaufen und hängt sich an ihre Hand. Doch ehe er mit ihr aufbricht, wendet er sich noch einmal um zu seines Vaters Zelte und tut den Mund auf zu einem langen, auswendig gelernten Fluche. Er verflucht den eigenen Vater und des Vaters Vater und sein Haus und alle, die darin sind. Das ganze Lager hört den Fluch des Kleinen und spricht kein Wort. Dann wenden sie sich zum Aufbruch: Sat'a und ihr Söhnchen und die bepackten Tiere. Sie schauen sich nicht um, und niemand schaut ihnen nach. Die Zuschauer zerstreuen sich, und im Lager ist wieder Alltag.

Jetzt aber kam das Seltsame. Kaum fühlte sich Tarfa allein in Sat'as verlassenem Zelte, so ging sie in sichtbarer Erregung darin auf und ab. Dann blieb sie stehen und hob ihre Hände zum Himmel. Es war zu sehen, daß sie eindringlich sprach, aber ich war zu weit entfernt - ich saß in meinem Zelte - und konnte ihre Worte nicht verstehen. Doch es konnte gar kein Zweifel sein, daß sie betete. Dann hob sie einen Finger, dann noch einen und noch einen dritten, als zähle sie Gott vor, was sie ihm geben wolle, wenn er ihr helfe. Ich wartete gespannt, ob sie nun eine jener eingelernten Haltungen annehmen werde, die der Islam den Betern vorschreibt. Doch nichts davon geschah. Es war ein Urgebet von einer, die sonst niemals betete. Die Beduinen der Steppen sind die arabischsten Araber, aber die schlechtesten Muslime. Das, was ich hier sah, war nicht möglich unter Baulandbewohnern: unter arabischen Bauern und Städtern. Dort war alles Gebet eine peinlich geregelte Ordnung erlernter Gebarungen. Man betet dort ja fünfmal am Tage, wenn der Gebetsruf von den Türmen schallt. Und jedes Gebet hat seine besondere Folge von Gebärden der Häupter und Hände, von Beugungen und Niedersenken der Stirne an die Erde. In diesen Gebärden liegt ein wichtiger Teil islamischer Kultur und Bildung. Hier in der Steppe beten so nur die großen Zeltherren: es ist ein Zeichen ihrer Würde. Sonst aber betet man gar nicht oder - so, wie Tarfa betete: aus der Angst des Augenblicks und zur Beschwörung.

Als ich wieder hinsah, hatte Tarfa das Zelt verlassen. Sie schritt geraden Weges auf mich zu. Ihr Gang war schwankend, fast humpelnd, wie der einer Leidenden. Spottworte fielen mir ein, die aus dem Gespräch der Sklavinnen zu mir gedrungen waren. Der leidende Gang war eine Folge der allzu schonungslosen Liebkosungen des Zeltherrn.

Tarfa stand nun vor meinem Zelt, an dessen Eingang ich auf meinem Teppich saß, und grüßte mich feierlich mit dem Salâm. Ich machte ihr Platz und lud sie ein zu sitzen. Sie sah sich scheu nach allen Seiten um und setzte sich dann wirklich. Das war nicht das erstemal. Sie war schon manchmal gekommen, um sich Geschenke zu sichern. Heut aber - das war leicht zu merken - wollte sie was ganz Besonderes.

Wäre der Besuch ein Mann gewesen, so hätte ich Kaffee geröstet, gestoßen und gekocht. Doch gegenüber Frauen gilt diese feste Regel nicht, denn es ist schon gegen die Regel, daß eine Frau einen Mann besucht. Das war uns beiden sehr bewußt. Darum brach ich das Schweigen: „Tarfa, du hast gebetet." – Sie nickte. – „Gott gebe dir, worum du bittest!" Damit griff ich in einen Sack voll verzuckerter Mandeln und reichte ihr eine Handvoll. Sie sprach: „Gott gebe dir Reichtum und Gesundheit!" Ich erwiderte nach der Vorschrift: „Dir zweimal Reichtum und doppelte Gesundheit!" und gab ihr eine Handvoll Würfelzucker. Sie sprach: „Gib mir Arznei für die Liebe meines Gatten, damit er nie die andere zurückruft."

Da wurde mir beides klar: der Inhalt ihres formlosen Gebetes und auch der Zweck ihres Kommens. Beides war dasselbe. Und als sie mich zögern sah, riß sie und zupfte sie unruhig an ihrem Hemd und Kopftuch, schaute sich um und stand auf: „Gib schnell, ich muß gehen."

Ich gebe zu, ich war auf diesen Wunsch nicht gefaßt. Geradezu ablehnen durfte ich ihn nicht, das verstößt gegen die Spielregel arabischer Unterhaltung. Auch wäre ich sonst in ihren Augen ein Geizhals oder Stümper geworden oder beides. Dann waren meine beiden Rollen ausgespielt: die Rolle des großen Scheichs und die Rolle des Arztes. Vorläufig gab es für mich nur einen Rat: Zeit gewinnen. Darum sprach ich: „ O Tarfa, meine Tochter, gedulde dich. Liebestränke werden bei Nacht bereitet, denn die Sonne zerstört ihre Kraft. Komm heute nacht, wenn der Vollmond zwei Speere hoch am Himmel steht. Dann muß ich deinem Leibe drei Tropfen frischen Blutes entnehmen und sie dem Trank beimischen, den dein Gatte trinken soll, sonst entfacht er ihm Liebe nicht zu dir allein, sondern zu jedem Weibe." – Und heimlich dachte ich: sie wird nicht kommen. Wie kann sie es wagen, in heller Vollmondnacht ins Zelt eines Mannes zu gehen? Wenn es der Scheich erfährt, schlägt er sie tot. – Ich sprach und dachte da in der Rolle eines Morgenländers: Aufgeschoben ist aufgehoben. Doch Tarfa sprach: „Ich werde kommen" und verschwand.

Und sie kam wieder. Ich schlief schon fest und fühlte mich plötzlich angetippt. Ohne Besinnung griff ich nach meiner Mauserpistole, erkannte dann aber rasch,

was vor sich ging, und erschrak nun erst recht. Sie ist wahnsinnig vor Dummheit! war mein erster Gedanke - wie kann sie so etwas wagen! Wenn das verraten wurde - und das wurde todsicher verraten -, dann gab es ein böses Ende. Dann hieß es von mir: er hat eine Gattin des Scheichs bei Nacht in sein Zelt gelockt, und das ist nichts anderes als: er hat seinen Gastfreund schmählich bestohlen. Denn die Frau ist Besitz ihres Gatten wie jeder andere Besitz: sie ist gekauft um fünf oder mehr Kamele. Der Gast ist dem Beduinen unantastbar, solange er sich selbst ans Gastrecht hält. Verletzt er es aber, dann - wehe!

Es war völlig klar: hier gab es nur eines: hinaus mit Tarfa! Ohne Überlegung sprang ich auf und rief (im Flüstertone, versteht sich): „Flieh, Tarfa, flieh aus meinem Zelte! Man hat uns verraten!" - Sie verstand nicht gleich und bleckte mich an mit jenem typischen Ausdruck angestrengter Dummheit, der auch das hübscheste Gesicht entstellt und keiner Hoffnung Raum gibt. Darum packte ich sie am Genick und schleuderte sie aus dem Zeltschatten hinaus ins Mondlicht: „Schnell, fort mit dir - der Scheich ist da, dein Gatte!" - Fluchtartig verschwand sie. Das Ganze hatte höchstens eine halbe Minute gedauert. Ich bemerkte, daß ich noch immer mit fortweisender Gebärde im Mondlicht stand. Da zog ich mich in den Zeltschatten zurück und atmete auf und schüttelte mich - vielleicht vor Lachen. Dann lugte ich durch die Ritzen meines Zeltes und sah draußen mehr als einen Späher unterwegs. Wer die Eifersucht arabischer Männer kennt, der weiß: nun galt es, wachsam zu sein. Zwar solange der Scheich noch fortblieb, war die Gefahr nicht groß. Der aber konnte vor Sonnenaufgang da sein. Inzwischen war es das richtige, so gesund wie möglich zu schlafen. Das tat ich auch, und niemand störte mich. Das Kläffen der Hunde, aus der Ferne manchmal das Stöhnen und Lachen einer streifenden Hyäne - die gewohnten Nachtgeräusche. Sonst gab es nichts.

Bei Tagesgrauen, kurz nach dem Frühgebete, das ich an Stelle des „Scheichs der Scheiche" - auch dies war einer der Titel meines Gastfreunds - sehr feierlich vollzog, ging ich in den Männerteil seines Zeltes und setzte mich in der Runde der Kaffeetrinker auf den Ehrenplatz. Der war heute nicht so bequem wie sonst, denn es fehlten die Sättel, die sonst als Armstütze dienten. Die hatte

Sat'a geholt. Doch der Kaffee war würzig wie immer. Ich sprach: „Der Friede sei mit euch. Gepriesen sei Gott, daß diese Nacht hinging ohne Schaden für euch, o Beni Sachr, und ohne Schaden für mich!" – Währenddessen musterte ich unmerklich die Mienen derer, von denen ich wußte, daß sie mich heimlich haßten. Sie sprachen untereinander mit den Augen, aber keiner öffnete den Mund. Da wußte ich, daß es ums Ganze ging. Ich räkelte mich behaglich und schlürfte mit Genuß die erste Tasse bitter würzigen Kaffees. Dann fuhr ich fort: „Gott sendet uns Träume, um uns zu warnen. Welch eine Nacht! Ich lag an der Erde und sah ringsum die Steppe sich regen – waren es Springmäuse oder waren es Dorneidechsen oder Vipern? Es kam immer näher, halb hüpfend, halb kriechend oder beides zugleich. Mir standen die Haare zu Berge, denn ich konnte mich nicht regen – die Erde hielt mich mit eisernen Klammern fest. Und da waren sie schon heran, und nun sah ich, wer es war: es waren Arab wie wir, es waren die Howeitât, eure Blutsfeinde, diese verruchten Hunde! Und ihr? Ihr schlieft. Und wie ihr schlieft! Ich hörte euch schnarchen: es klang wie das Wiederkäuen der Kamele, nur viel, viel lauter. Aber ich konnte euch nicht wecken, denn die Erde ließ mich nicht los. Ich schrie – vielmehr ich wollte schreien: ‚Auf, Beni Sachr, Blutsfreunde, Brüder, stehet auf! Der Feind ist an euren Hütten!' aber ich brachte keinen Laut heraus. Der Feind aber wurde zahllos wie der Kies der Steppe. Es blinkte wie taufeuchter Feuerstein im Mondlicht – das waren die blinkenden Dolche in ihrer Hand. Und schon fingen sie an, euch, Brüder, die Klingen an die schnarchenden Kehlen zu setzen, da endlich – ah, ah! ich dachte, die Erde birst unter mir, aber los war ich und auf und griff – was griff ich nur? Träumte ich noch oder wachte ich? Es war die Ghûl, der scheußliche Wüstentroll in Weibsgestalt. Ich stieß sie hinaus ins Mondlicht und fluchte ihr, bis sie verschwand. Da waren auch die Howeitât verschwunden, und ich sah nichts mehr als eure schwarzen Hütten und die Pferde und die Hunde und hörte von da und dort eure schwatzenden Stimmen an den Feuern, und alles war wie sonst. Darum legte ich mich wieder, ohne euch zu warnen, denn alles war wohl nur ein wüster Traum. Und doch möchte ich schwören, daß ich wachte, als ich die Ghûl aus meinem Zelte stieß."

Man reichte mir das zweite Schälchen Kaffee, und ich sah aus halbgeschlossenen Lidern, wie sie verschmitzt einander zulächelten, als wüßten sie, was ich nicht weiß. Ich legte mich zurück, als wär ich erschöpft von der Fülle der Gesichte. Da fing einer an zu erzählen, wie auch er einmal die Ghûl gesehen habe, aber es war nur ein Lügenmärchen, mit dem er glaubte, mich verspotten zu können vor den andern, ohne daß ich es merkte. Dann erzählte ein anderer, dann ein dritter, und sie kicherten in sich hinein. Als das vierte Schälchen Kaffee zu mir kam, ergriff ich noch einmal das Wort und sagte: „Das Seltsamste war, was die Ghûl zu mir sprach, als ich sie faßte. Sie sprach: ‚Gib mir Arznei, ich habe Bauchweh.' Wenn ich das jetzt so bedenke, erscheint es mir fast roh, daß ich sie hinauswarf." – Da ging eine Bewegung durch die Runde der Kaffeetrinker, und sie hielten sich nicht mehr und brüllten vor Lachen. Nur einige Ältere suchten sich zu beherrschen und hielten das Kopftuch vor den Mund, damit man sie nicht lachen sehe. Ich aber wußte, daß nun die Gefahr im Schwinden war: nicht nur für mich, auch für Tarfa. Ich schaute mich um wie erstaunt und ließ meine Miene ohne Bewegung.

Gegen Mittag kam der Scheich. Sie tuschelten viel mit ihm: einmal nahm er den beiseite und dann einen andern. Hin und wieder tuschelte ich dazwischen über allerhand Wichtigkeiten. Scharf achtete ich darauf, wie er Tarfa begegnete. Aber da war nichts Besonderes. Am Abend war Sitzung der Männer ums Kaffeefeuer wie sonst. Doch hörte man von nebenan, vom Frauenraume, von dem uns nur ein Teppich trennte, geheimnisvolle Geräusche. Dazwischen spürte man hin und wieder eine Welle seltsam berauschender Düfte. Alle wußten, daß Tarfa sich dort zum Empfang ihres Gatten bereitete. Und plötzlich senkte sich das schwere, schwarze Ziegenhaargewebe des Zeltdaches über uns in tiefem Bausch herab. Das ist das Zeichen der wartenden Gattin. Sie legt von ihrem Lager aus den mittleren Stützbalken des Zeltes um und sagt damit: Ich bin zum Empfange bereit. Mithgâl verbarg nur mühsam seine Ungeduld. Er liebte sie noch, das war zu merken – er liebte sie auch ohne Liebestrank. Die Gäste erhoben sich und gingen auf beduinische Weise, nämlich ohne Abschied. Nur ein schwarzer Sklave blieb als Wächter im Männerraume.

Nach menschlichem Ermessen drohte mir in dieser Nacht kein Unheil, wenigstens nicht von meinen Gastfreunden, den Beni Sachr. Geschah dennoch etwas, meinethalben. Ich hatte getan, was ich konnte, um es zu verhüten. Unter solchen Gedanken suchte ich mir den Weg in mein Zelt und lauschte noch eine Weile den Geräuschen der Steppennacht, bis ich fest einschlief.

Am Morgen, noch vor dem Frühgebete, weckte mich der Scheich mit eigener Hand und meinte, wir - er und ich - sollten heute zum Lager seines Sohnes reiten, das einen Tagesritt entfernt lag. Ich selbst mit Sitt Marjam und Zelt und Sack und Pack, um dort zu bleiben, er und ein paar Reiter zu meiner Begleitung. Ganz sauber schien mir dieser Vorschlag nicht, obschon ich selbst mir den Umzug wünschte. Warum wollte er das gerade heute, wo doch allerhand Wichtiges bevorstand? Es ist ein alter Trick nicht nur der Beduinen, unbequeme Leute irgendwo am Wege verschwinden zu lassen: man wird auf einer Reise vom bösen Feind überfallen, und der ist es dann gewesen. Doch schließlich, wenn sie mich durchaus umbringen wollten, so taten sie das ja doch wohl früher oder später. Vielleicht auch wollte Mithgâl mich wirklich nur fort aus dem Lager bringen, damit aller Anlaß zum Geschwätz über Tarfa künftig fortfiel. So sagte ich zu, brach mein Zelt ab und machte mich reisefertig.

15. Zu den Kamelen!

Die Wichtigkeit meines Aufbruchs muß meinem Gastfreund dann bald wieder entfallen sein, denn der Morgen ging hin, auch der Mittag, ohne daß etwas geschah. Mein eigenes Zelt war abgebrochen, ich hockte bald im Männerraume, bald im Frauenraume Mithgâls und wartete. Ihn selbst hatte ich seit dem Morgen nicht mehr gesehen, er weilte drüben auf seiner „Festung" Imm el-Amad. Am späten Nachmittag erschien er mit seinem Schreiber, den er offenbar aus Ammân hatte kommen lassen. Auf meine Frage: „Wir reiten wohl bei Nacht?" gab er zur Antwort, er werde mir Leute zur Verfügung stellen, und das bedeutete: Bau dein Zelt wieder auf! Das aber lehnte ich ganz ent-

schieden ab: es sei gegen die Sitte der deutschen Beduinen, zweimal am selben Orte zu zelten. Er sagte: „Nun wohl, mein Zelt ist ja das deine." Die wichtigsten Stücke meines Gepäcks ließ ich in seinen Frauenraum unter die Obhut der Sitt Marjam bringen.

Der Schreiber trat ungehemmt in den Frauenraum und begrüßte alle anwesenden Frauen, auch die Sklavinnen, mit Handschlag und blickte dabei jede freundlich an und wechselte mit einigen ein paar höfliche Worte. Kein Zweifel, sie mochten ihn und achteten ihn zugleich, was bei arabischen Frauen nicht leicht zusammenfällt, wenn jemand sie menschlich behandelt. Dann ging der Schreiber in den Männerraum, wo eine große Versammlung mit wichtigen Mienen ums Kaffeefeuer hockte, Mithgâl auf dem Ehrenplatze. Ich sah hier alles über den Teppich weg vom Frauenraume aus, wo ich in tiefem Schatten bei Sitt Marjam stand. Ich überlegte: soll ich hinübergehen? und beschloß, zu bleiben, wo ich war, um die Entwicklung der Geschehnisse in keiner Weise abzulenken. Ich wußte: kein Mensch vermißt mich jetzt, sie haben jetzt nichts im Sinn als den Ehehandel um Sat'a. Inzwischen war es Nacht geworden, aber der halbe Mond stand am Himmel. Ich setzte mich auf einen der großen Weizensäcke, wodurch ich noch tiefer in den Zeltschatten geriet, und schaute über den Teppich.

Ich sah und hörte, wie der Pascha dem Schreiber diktierte. Doch vor jedem Satze beriet er sich mit einem älteren Manne, der ihm zur Seite saß, einem würdigen Schlaukopf. Der Inhalt des Schreibens waren Rechtsgründe für die Verstoßung Sat'as, offenbar eine Rechtfertigung vor deren Sippe. Ich schaute mir die Gesichter dieser Männerversammlung an und verstand, daß jeder Satz, der hier geschrieben wurde, eine Lüge war. Einige machten sich eine Unterhaltung daraus, Mithgâl durch Fragen und Einwürfe in die Enge zu treiben. Jeder Vollbeduine ist ja ein freier Mann auch gegenüber dem Sippen- und Stammeshaupte: der Scheich ist nur ein Erster unter Gleichen. Die Dinge, die hier vor sich gingen, mehrten sein Ansehen nicht, und seine Stellung in diesem Handel war nicht leicht zu behaupten. Aber der alte Schlaukopf, der aller Vertrauen genoß, half Mithgâl geschickt aus allen Schlingen heraus.

Als ich mich einmal umwandte, um eine Bemerkung mit Sitt Marjam zu tauschen, fiel mein Blick in den „Wasserteil" des Frauenraumes, d. h. den Teil, wo sonst die großen, prallen Wasserschläuche stehen. Jetzt, nachdem Sat'a so erfolgreich ausgeräumt hatte, stand hier nur ein schäbiger, einsamer, halbgeleerter Schlauch, der von Tamâm geliehen war. Durch diese Leere wurde der Raum sehr übersichtlich. Dort stand nun Tarfa völlig unbekleidet und übergoß sich den Leib sorgfältig mit warmem Wasser, das sie mit der hohlen Hand aus einem Becken schöpfte. Sie stand im vollen Mondschein und das Zelt war nach der dem Winde abgekehrten Seite offen wie fast immer; wenn jemand draußen vorbeiging, mußte er sie sehen. Doch es geht eben niemand am Frauenraume vorbei um diese Stunde, zu der ja allabendlich alle Männer versammelt sind. Mich hatte sie offenbar vergessen oder von Anfang an nicht bemerkt. Nun nahm sie geheimnisvolle Blättchen aus einer Truhe, langte sich mit einer Zange ein paar glühende Kamelsmistkugeln aus der Feuerstelle und legte die Blättchen darauf. Sogleich entstand ein Duft wie nach Weihrauch und noch etwas Herbem. Dann streifte sie sich ein Hemd aus schleierartigem Stoffe über den Kopf, hellrot mit Blumenmustern, und ließ es über den noch nassen Leib bis an die Erde fließen. Nie trägt sonst eine Beduinin solch ein Ding, es war gewiß ein Geschenk Mithgâls, dessen Geschmack nun von seiner Stadtfrau bestimmt wurde. Dann raffte Tarfa das Hemd und trat über die glühenden Kugeln, von denen in zarter Säule der duftende Rauch emporstieg. Sie wölbte das Hemd darüber und ließ es wieder zur Erde fallen, so daß aller Wohlgeruch sich nun an ihrem Leibe fing. So verweilte sie lange.

Dann holte sie einen großen Handspiegel hervor, hockte sich auf ihr Bett, das aus vielen Schichten verschiedenartiger Decken bestand, und nahm ein winziges metallenes Krügchen zur Hand, das mit einem metallenen Stöpsel verschlossen war. Sie zog den Stöpsel heraus und betrachtete den langen Stift, in den er auslief. Wenn der Stöpsel das Gefäß verschließt, ragt dieser Stift wie eine lange Zunge bis auf den Grund hinab. Mit diesem Stift bestrich sie sich erst sorgsam die Augenbrauen, dann schloß sie die Augen und zog einen sicheren Strich hart über den Wimpern entlang. Das Krügchen enthielt Antimon als

feines schwarzes Pulver. Als das Färben beendet war, schlüpfte sie unter die Decke, nahm aber den Spiegel mit und noch einiges mehr, das sie dort sorgsam versteckte. Noch mehrmals kam sie hervor und schlüpfte wieder zurück. Schließlich zog sie vom Bett aus den mittleren Zeltpfahl, der das Dach abstützte, langsam zur Seite und hob ihn dann völlig ab, so daß nur das Zeltdach in tiefem Bausch herabhing. Dann zog sie sich die oberste Decke übers Haupt.

Ich wußte, nun ließ Mithgâl nicht lange mehr auf sich warten. Meine Decken und der große Schafspelz lagen an der Erde; ich legte schnell meinen Gurt und was daran hing ab, streckte mich hin und bedeckte mich, als ob ich schliefe. Und bald schon verstummte denn auch das Gespräch im Männerraume. Mithgâl erschien, schritt ohne Verzug auf Tarfas Lager zu, warf seinen Mantel ab und verschwand dort unter der Decke.

Als ich mich morgens früh erhob, fragte Mithgâl, warum ich der Versammlung ferngeblieben sei? Ich zuckte die Achsel und sagte: „Ich sah meinen Platz besetzt." Da lachte er und war zufrieden. Dann fragte ich unvermittelt: „Was eigentlich hat denn Sat'a verbrochen?" Darauf er mit Schwurgesicht: „Sat'a wird niemals wiederkehren!" Ich sage: „O schade! Ich habe ihr die Seide versprochen. Nun muß ich die Seide zu Imm Sultân ‚bei den Kamelen' bringen." Darauf er: „Imm Sultân braucht keine Seide, sie ist eine Beduinin." Ich entgegne: „Ist nicht auch Sat'a eine Beduinin?" Da lacht er: „Sat'a kommt morgen zurück."

Nun schickte er sich an, nach Ammân zurückzukehren. Mit meinem Aufbruch „zu den Kamelen" schien es Zeit zu haben, und mir wurde klar, daß diese Sache einer Nachhilfe bedurfte. Vielleicht schämte sich Mithgâl, weil er hier keine Reit- und nur wenige Lastkamele hatte, und mit Pferden war es nicht besser bestellt. Ich war ja im Kraftwagen nach Ammân gekommen und hatte mir seitdem weder Reit- noch Tragtiere besorgt. Das wollte ich erst draußen „bei den Kamelen" tun. Vielleicht war hier ein Punkt der Verlegenheit. Ich nahm den Schreiber beiseite, der im Gefolge Mithgâls nach Ammân verreiten wollte, und bat ihn, mir den Kraftwagenführer Jahja mit seinem roten Wagen von Ammân zu senden, ich wolle mit ihm verhandeln. Jahja war zwar ein

scheußlicher Kerl, aber wenn einer es wagte, in die Steppe hinauszufahren, dann der. Er war gut Freund mit den Beni Sachr. Der Schreiber versprach es mir „beim Leben des Propheten". Mithgâl hörte einen Teil dieses Gespräches mit an und wurde immer aufgeräumter. Dann ritten sie weg.

Eines Morgens besuchte mich Scheich Châlid, ein Neffe Mithgâls, der zur Zeit auf der nahen Burg el-Gastal hauste[1]. Er lud mich ein und brachte gleich ein Pferd mit, um mich zu entführen. Mir war es recht, wenn schon dort Bauern vom Djebel el-Chalîl sein konnten, die ich meiden wollte. Als ich dann am Abend zurückkam und den Frauenraum Mithgâls betrat, saß auf dem Teppich Sat'a und wusch sich die Haare. Sie achtete nicht auf mich, als ich eintrat, und ich sagte nichts. Ich nahm meine Kamera und machte sie schußbereit. Dann sprach ich sie an und griff einige Bilder aus unserer Unterhaltung. Eines davon zeigt unsere Tafel XIX. Die Aufnahme fiel, als ich im Gespräche soeben den Namen Tarfa genannt hatte: Haß, Schmerz und Angst, alles zugleich aufglühend im Augenblick – bei meinem nächsten Worte war es schon erloschen.

Am nächsten Morgen, sehr früh, war ein großer roter Kraftwagen da, von Jahja gesteuert, darin saßen Mithgâl und noch zwei Beduinen. Aha, nun auf einmal ging es! Ich ließ gleich aufladen, währenddessen nahm ich Jahja beiseite und verhandelte mit ihm mit günstigem Ergebnis. Mithgâl war in bester Laune und beachtete durchaus nicht, daß in seinem Frauenraume Tarfa schon wieder neben dem Teppich saß, weil Sat'a sie auf dem Teppich nicht duldete. Er versicherte mir, er werde gern mit mir bis nach el-Djôf, ja bis nach Teima fahren. Zwar gehörten diese Orte dem Wahhabitenkönig von der Sippe Ibn Sa'ûd, die mit den Beni Sachr und dem Fürsten von Transjordanien verfeindet war; doch warf er diesen Einwand beiseite: wenn er als Gesandter des Fürsten mit politischem Auftrag fahre, stünde jeder Weg ihm offen. Bei Gott, er hatte manches gelernt in Ammân!

Gegen Mittag endlich waren wir fahrtbereit. Dann ging es hinaus, immer tiefer in die Steppe. Am Abend erreichten wir das „Hyänental", ein Seiten-

[1] Sein echt ursemitisches Antlitz zeigen die Tafeln XVII und XXXIV (oberes Bild).

tal zum Wâdi Sirhân. Dort lag das große Zeltlager Sultâns, des Sohnes Mithgâls, mit unabsehbaren Herden von Kamelen, die in langen Zügen eben jetzt zum Lager zogen.

Wir kamen zur rechten Zeit, denn der wahre Tag beginnt in den Zelten Arabiens erst am Abend. Nicht so wie bei uns im Sinne des Feierabends nach getaner Arbeit. Es gibt keinen Arbeitstag, denn Arbeit ist Fluch und Schande. Alle werkelnde Arbeit im Beduinenlager wird von Frauen, Sklaven, Bauern und Handwerkern besorgt. Nur zweierlei Anstrengung erscheint hier ehrenhaft: die Jagd, zumal mit abgerichteten Falken, und der ritterliche Raub- und Kriegszug. Sonst fließen die Tage hin, fast einer wie der andre: man ist da, man wacht nicht ganz und man schläft nicht ganz, man trinkt einen köstlichen, fein gewürzten Kaffee aus winzigen Schalen und verzehrt von Zeit zu Zeit einen furchtbar grauen Brei, den die Frauen in ihrem abgetrennten Teil des Zeltes bereiten und von dessen Bestandteilen nicht geredet wird. Sonst freilich wird auch bei den Vollbeduinen viel geredet, wenn die Männer um den glühenden Kamelsmisthaufen hocken oder liegen, über dem der Kaffee kocht. So wie niemals endgültig das Wachen aufhört und das Schlafen anfängt oder umgekehrt, so gibt es auch kein Ende der Unterhaltung: einmal schläft hier einer ein und einmal dort einer, und man eilt, ihm die Decke übers Haupt zu ziehen; und dann erwachen sie wieder und schlingen sich ins Gespräch. Das Gespräch aber bewegt sich immer auf der Stelle. Es ist entwicklungslos wie die Seele des Beduinen. Man ist am Morgen so weit wie am Abend, man ist als Greis noch dort, wo man als Knabe war. Man reift nicht. Man ist da und fertig.

All dies dämmernde Dasein wird getragen von der tröstlichen Gewißheit, daß die Kamele weiden. Ja, die Kamele - wenn sie stehen und weiden, mit dem Haupt an der Erde, dann steigt der Umriß ihres Leibes hinauf und hinab wie die Torbögen der Wüstenstädte. Beduinisches Leben ist nicht denkbar ohne die Dromedare. Tagsüber verbreiten sie sich über fast unübersehbare Flächen, um das harte Gestrüpp zu rupfen, das da und dort zwischen dem Feuersteinbelag der Steppe hervorwächst. Wer ein Reittier braucht, muß vor Tagesanbruch verfügen, denn während des Tages sind die Kamele weit fort. Erst abends,

wenn für die Beduinen der wahre Tag beginnt, ziehen die Tiere ins Lager: hochbeinig, würdig und langsam, in unabsehbaren Zügen. Dann sammeln sie sich in Gruppen zwischen den schwarzen Zelten: die Hengste für sich und die Stuten für sich, und bei den Müttern die Füllen. Eine Weile noch stehen sie zögernd mit grölendem Gebrüll, dann läßt sich eines nach dem andern in die Knie, klappt die Hinterbeine zusammen und verweilt ohne Regung. Die Füllen legen ihre schlanken, weichen Hälse über den Nacken der Mutter und rühren sich dann nicht mehr. Nur die Kiefer mahlen und mahlen. Wie ein Rauschen geht es durchs ganze Lager und bildet den Grundton einer Melodie: dieses Mahlen der Wiederkäuer. Und auch dieses Mahlen dauert fast die ganze Nacht und bildet den Hintergrund, ja den Untergrund alles beduinischen Daseins. Die Kamele weiden und verdauen. Wo dies aufhört, ist beduinische Lebensform zu Ende. Die Wüste ist leer, die Steppe ist sehr karg, der Mensch arbeitet nicht, aber überall weiden die Kamele.

16. Die Neugier

Vom wesentlichen Gehalte jener Zeit, die ich – mit den Kamelen von Weide zu Weide ziehend – in der Feuersteinsteppe des Sirhângebietes verbrachte, werde ich in den letzten Kapiteln dieses Buches einiges im Überblick zu geben suchen. Zuvor seien aus demselben Zeitabschnitt einige Geschehnisse mitgeteilt, die gleichfalls manchen Einblick in beduinisches Leben erschließen.

Mithgâl führte mich seinem Sohne Sultân zu, einem bartlosen jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren, der mich bei der Begrüßung wortlos aus seltsam glanzlosen Augen anstarrte. Die Zelte hier in der ständig wandernden Kamelsresidenz Mithgâls schienen länger und geräumiger zu sein als die „bei den Schafen", wenigstens das Scheichszelt. Später, als einmal Emir Abdallah hier zu Gaste kam, wurde die Scheidewand zwischen Männerraum und Frauenraum herausgenommen, die Frauen aber wurden in einen dritten kleinen Raum verbannt, der dann als Küche diente. Die beiden vereinigten Räume bildeten nun eine lange Festhalle, deren Hälfte mit einem gewaltigen Teppich



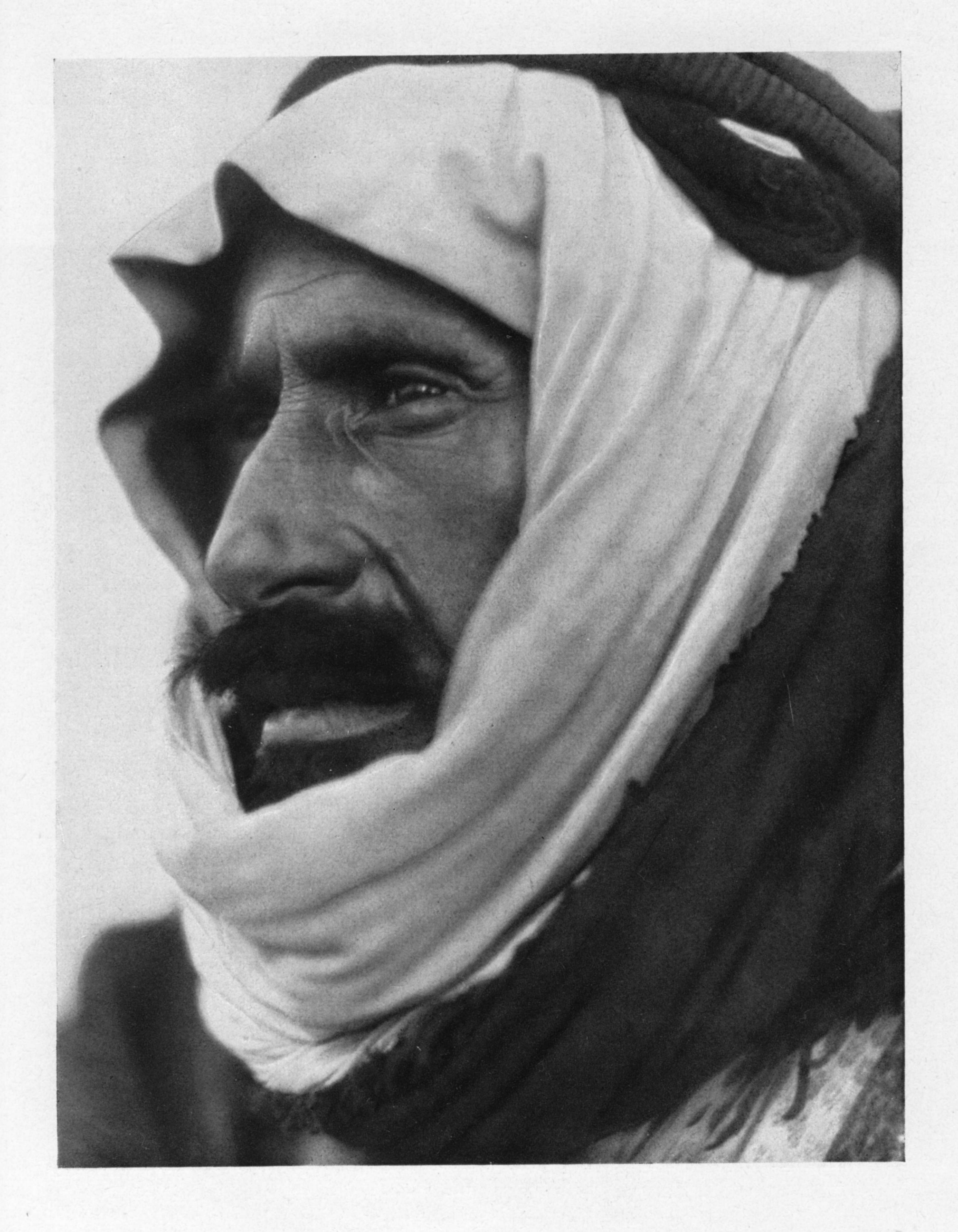


XXV. *(oben):* Männerklatsch im Zelt *(unten):* Kamele vor dem Aufbruch

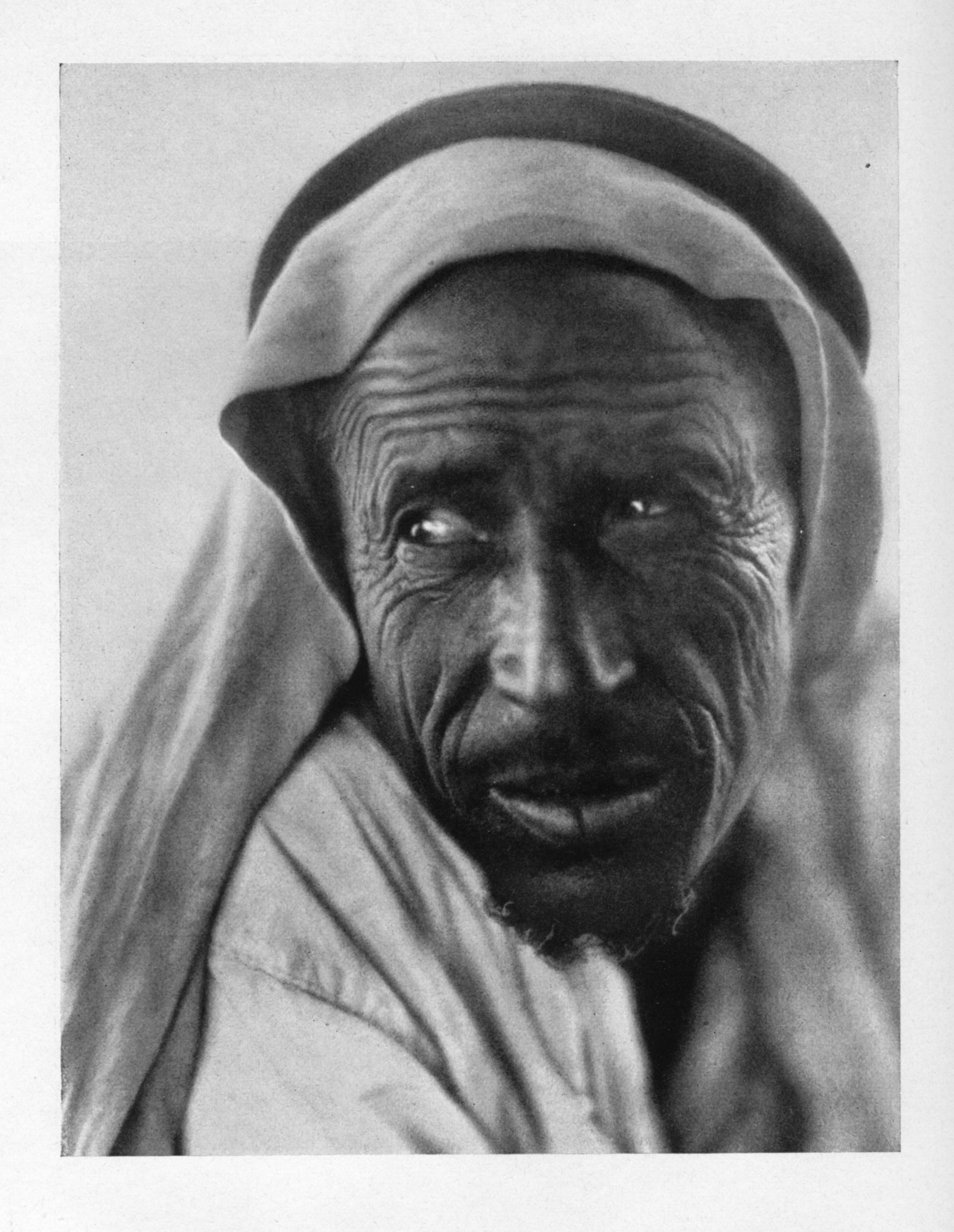




XXVI. *(oben):* Jungfalke im Zelt *(unten):* Drei Jagdfalken sitzen, mit der Haube verkappt und mit der Kurzfessel gebunden, regungslos auf ihren gepolsterten Stöcken



XXVII. Djârid



XXVIII. Ein Ausgestoßener

ausgelegt wurde; auf diesem ließen sich der Fürst und sein Gefolge und die andern geehrten Gäste zur Mahlzeit nieder. Von den drei messingnen Kaffeekannen dieses Zeltes ist die größte so hoch, daß sie einen hockenden Mann überragt[1]. Der beste Schmuck des Zeltes aber sind drei prächtige Jagdfalken, die - mit der Haube verkappt und mit einem Strick als Kurzfessel gebunden - regungslos auf gepolsterten Stöcken sitzen. (Tafel XXVI.)

Nach einer Woche vielleicht nahm ich mir Mithgâl beiseite, wies auf die Zeit des Winterregens und des Wachstums, die Zeit, in der sogar die Steppe grünt, die Zeit der unbegrenzten Bewegungsfreiheit für den Beduinen, mit einem Wort: die Zeit der großen ritterlichen Raubausflüge, die Zeit der Ghasawât[2]. Er stimmte mir begeistert zu und meinte dann, er müsse morgen nach Ammân zurück: es sei ein Bote von Emir Abdallah da, um ihn zu rufen. In Ammân seien Gesandte des Königs Ibn Sa'ûd erschienen, und bei den Verhandlungen dürfe er, der Feldmarschall des Emirs, nicht fehlen. Sein Sohn aber bleibe ja hier, und auch er sei ein großer Ghâsi, ein gewaltiger Raubzugsheld. Mir dämmerte allmählich, daß mit den Raubzügen etwas nicht in Ordnung sei[3]. Er versprach, er werde in einer Woche wiederkommen und dann für alles sorgen. Einstweilen schenkte er mir feierlich ein Reitkamel mit Namen Ighne (sein bestes war es nicht) und stellte mir für Sitt Marjam und mein Gepäck vier Lastkamele zur Verfügung. Zu meinem ständigen Dienste bestimmte er einen Mann, der von ihm abhängig war, mit Namen Djârid (Tafel XXVII). Auch dem schwarzen Sklaven Adwân empfahl er mich an, einem geleckten Kerl mit allen Kennzeichen früherer Stadtpraxis. Dann verritt er wieder westwärts. Wir aber brachen das Lager ab und suchten in südöstlicher Richtung eine neue Weide.

Mithgâl kam wirklich wieder. Wir lagerten damals in der „Wolfslache" (Ghadîr edh-Dhîb), und eines Tages war er plötzlich da. Ob dazwischen eine

---

[1] Nach Mithgâls Angabe und gemeinsamer Berechnung hat sein Zelthaushalt „bei den Kamelen" einen jährlichen Kaffeeverbrauch im Werte von 21 englischen Goldpfunden.

[2] Über den Ghasu (ṛazu, Pl. ṛazawât) vgl. S. 75 und 129.

[3] Vgl. S. 76.

Woche lag oder ein Monat oder mehr, weiß ich nicht zu sagen: die Zeit verliert alles Maß in den Steppen Arabiens. Doch man fühlte, daß er auch diesmal nicht bleiben werde. Ob es wirklich „politische" Obliegenheiten waren, die ihn westwärts banden, oder menschliche, ist schwer entscheidbar.

Im Frauenraume Sultâns war dessen Mutter zu finden, Imm Sultân, fast schon eine alte Frau, obgleich sie an Jahren vielleicht nicht älter als 35 war. Ihr Gesicht war breit und rund, ihr Leib unschlank und schwer: eine unbeduinische Erscheinung. In mancher Hinsicht galt das auch von Ithreisa, ihrer älteren Schwiegertochter. Ihr Gesicht war zwar lang und schmal, ganz anders als das der Imm Sultân, und ihr Leib war weder breit noch wirklich schwer; und doch war etwas Lastendes, ja etwas Drückendes in ihrer Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen. Sehr verschieden von ihr war Chatma, die jüngere Frau Sultâns. Wir werden beiden noch begegnen[1]. Und dann war da noch Magbûla die Scherarîse, deren Namen man immerzu hörte bei Tag und Nacht. Wenn irgendwo etwas fehlte, dann klang's aus dem Munde Sultâns oder seiner Mutter oder einer seiner Frauen: „Magbûla! jā Magbûla!"

Schon in der ersten Nacht nach der Rückkehr Mithgâls wurde Magbûla in mein Zelt geschickt, um mich zu wecken und zu Sultân zu bitten, er sei krank. Ich fand ihn von heftigem Fieber geschüttelt und bei ihm seinen Vater Mithgâl und seine jüngere Frau Chatma. Ich ließ meinen Medizinkoffer bringen und tat, was zu tun war, bis der Anfall vorüberging. Der Junge schlief dann fest, und am Morgen war ihm sichtlich besser. In den nächsten Tagen kam kein heftiger Anfall mehr. Ich riet ihm dringend, ein paar Tage und Nächte lang sein Lager zu hüten, damit ich mit Sitt Marjam und Chatma zusammen ihn gesund pflegen könne. Auch sein Vater wollte das, und da die Weide den Kamelen noch für ein paar Tage Nahrung bot, brauchte das Lager solange nicht abgebrochen zu werden: er konnte sich ausheilen. Doch er gehorchte nicht.

[1] Vgl. Kapitel 20: „Arabisches Frauenschicksal." Die beiden Frauen Sultâns finden sich auf unsern Tafeln XXIII, XXXI, XXXI, Sultân auf Tafel XXII (oberes Bild rechts. - Ithreisa ist die mundartliche Form für Thureija. Magbûla die Scherarîje, von der nachher erzählt wird, findet sich auf Tafel XXIV links.

Schon am nächsten Tage ritt er auf Jagd und trug den Falken ab auf Steppenhasen. Ich warnte Mithgâl, doch er zuckte die Achsel und ließ den Jungen gewähren. Nach einer Woche machte Mithgâl sich wieder auf nach Imm el-Amad und Ammân.

Das Fieber Sultâns verschwand, so oft ich ihn pflegte, und kam dann immer wieder. Bisweilen legte ich ihm eine nasse Binde auf die Stirn. Die band er dann fest und ritt auf Jagd, wenn er glaubte, ich merke es nicht. Dabei trocknete die Binde ein und war dann völlig zwecklos. Aber er konnte sich eben ihre Heilkraft nicht anders als magisch vorstellen. Und eines Tages verschwand auch er nach Ammân, wovon noch zu erzählen ist. Einstweilen war ich froh, daß er fort war: so war ich die undankbare Pflege los und durfte manche Nacht lang schlafen.

Eines Abends - wir waren inzwischen südwärts nach dem Wâdi el-Ghadaf verzogen - verwahrte ich sorgfältig den Inhalt meines Zeltes, verschloß die ledernen Koffer, die meinen „Klein-Mentor" bargen, die Spiegelreflexkamera und die Kassetten mit den Filmen, warf Kleider und Säcke darauf, versteckte den Feldstecher und so manches andere. Dann umgürtete ich mich mit der Patronentasche und dem Wehrgehänge, in dem eine erprobte zehnschüssige Mauserpistole hing. Zwar stand mir der Sinn nur eben nach dem Frauenraume, aber auch dorthin nimmt ja der Beduine seine Waffe mit, denn ohne Waffe zu gehen ist eines Herrn nicht würdig - etwa so, als wollte in Deutschland ein städtischer Herr ohne Schlips und Kragen gehen. Ich verstellte den Eingang meines Zeltes mit großer Vorsicht, befestigte starke Schnüre daran und verknüpfte sie und merkte mir alles genau.

Inzwischen war es Nacht geworden, eine Neumondnacht in der Steppe. Die Hütten reihten sich an den beiden Ufern eines noch trockenen Flußbetts. Der Winter war da, es regnete schon dann und wann, und es konnte sein, daß dieses Flußbett sich ganz plötzlich mit reißendem Wasser füllte. Jetzt aber blinkten nur ein paar braune Pfützen empor, aus denen am Morgen und Abend die Herden der Kamele tranken und die Frauen Wasser schöpften für den Haushalt. Das alles versank jetzt von einem Augenblick zum andern in immer

schwärzere Nacht, die weithin nur durch die Glut der Feuerstellen unterbrochen wurde. Die eine war drüben auf der andern Seite des Tales und bezeichnete das Lager des Scheichs Guftân, der ein Verwandter Mithgâls ist. Er ist der Vater Chatmas, der Vorzugsfrau Sultâns. Er hatte mich feierlich für übermorgen zum Mahle eingeladen. Jetzt aber zog es mich in die Räume meines engeren Gastfreunds Mithgâl, und ich gebe zu: es war nicht darum, weil dieser ein größerer Scheich ist als Guftân, von reicherem Besitze und gefürchteterem Namen, sondern aus anderem Grunde: weil er zu jener Zeit nicht da war. So konnte ich unbedenklich Urlaub nehmen von der sonst schwer vermeidbaren Kaffeerunde des Männerraums. Die Gesellschaft der Beduinen ist angenehm, solange man frisch ist und sich gern am Gespräche beteiligt. Aber schrecklich ist sie für den Ermüdeten. Sie reden und reden und reden und wollen von Zeit zu Zeit auch eine Antwort hören. Ich aber wollte an diesem Abend nichts mehr als - behaglich in meinen dicken Schafspelz gehüllt - am Feuer liegen, ins Spiel der Flammen schauen und manchmal ein Scherzwort ins Gespräch der Frauen streuen. Auch die Frauen reden und reden, nicht weniger als die Männer, aber kein Mann ist verpflichtet, ihnen zuzuhören.

Als ich mich nun also dem Paschazelte näherte, schlug ich einen achtungsvollen Bogen um den Diwân der Männer - nicht nur, um den weit ausgreifenden Seilen auszuweichen, mit denen die härenen Hütten verankert sind, sondern um mich der Sicht der Männer zu entziehen. Wenn sie mich sahen und erkannten, dann war ich ihrer Einladung verfallen und ihrem endlosen Nachtgeschwätz. Ich sah sie alle deutlich dort beisammen: den schwarzen Sklaven Adwân vor allem, mir ein Brechmittel - ein Knecht mit Herrengetue, ein Lakai der Wüste. Jetzt saß er dem Feuer vor und goß aus den großen messingnen Kannen schweren Kaffee in drei winzige Schälchen, die dann - zum wievielten Male wohl? - die Runde machten. Eben warf einer dürres Buschwerk in die Flamme: sie flackerte auf und leuchtete weiter hinaus, so daß man mich sehen konnte. Aber ich barg mich rasch zwischen den lagernden Kamelen, deren mahlende Kiefer mich mit nahrhaftem Geräusch umgaben. Als die Flamme versank, schritt ich rasch in den Raum der Frauen.

Sie erhoben sich zum Gruße von der Erde und wiesen mir den Ehrenplatz auf dem Teppich. Sitt Marjam schlief schon: sie stellte sich krank, um einmal auszuschlafen. Links von mir lagerte Chatma und rechts Ithreisa, die beiden Frauen Sultâns. Mir gegenüber aber hockte Imm Sultân und neben ihr Magbûla. Ja, Magbûla! Die mit dem schönen Namen - er bedeutet „die Angenommene", auch „die Angenehme -, zu dem das scharfe Gesicht mit dem enttäuschten und doch gierigen Ausdruck nicht recht paßte. Auch steinalte Frauen waren da und junge Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechts und beider Farben: bräunliche Herrenkinder und schwarzes Sklavenvolk, alles in buntem Knäuel durcheinander. Aber die Kinder belästigten jetzt niemand, denn sie waren eingeschlafen, jedes dort, wo es gerade lagerte, und sie schliefen so, wie eben der Beduine schläft: einen Raubtierschlaf mit blinzelnden, halbgeöffneten Augen.

Auch Magbûlas Augen blinzelten, aber nicht schläfrig, sondern wach und sprungbereit. Ich vermied es, sie anzuschauen, aber ich fühlte, daß etwas mit ihr nicht recht geheuer war. Magbûla war nicht mehr jung nach beduinischen Begriffen. Ich hatte sie einmal gefragt: „Wie alt magst du wohl sein, Magbûla?" Da sagte sie „Siebzehn." „Was", sagte ich damals, „und ich bin schon achtunddreißig!" - Das war ich aber wirklich. Sie schaute mich verwundert an und sprach: „Soviel?" und nach einer Pause: „Dann bin ich zweiundzwanzig." Das war soviel wie ein eheliches Anerbieten. Schon seit Wochen hatte ich den Eindruck: sie wollte zweite Frau in meinem „Harem" werden. In Wahrheit war sie gewiß den Dreißig schon viel näher, und das bedeutet etwas. Man verheiratet dort die Mädchen mit zwölf Jahren, ja mit zehn.

Magbûla konnte tanzen, und wie! Noch vor zwei Tagen hatte ich sie bei einer Hochzeit tanzen sehen. Im Feuerscheine schwang sie sich da hin und her vor der im Takte klatschenden Reihe der jungen Männer - immer schneller, immer heftiger, immer wilder. Magbûla gehörte nicht dem Stamme an, mit dem sie lebte, sondern dem Stamme der Scherarât. Die Scherarât aber gelten nicht als Vollbeduinen, und kein Vollbeduine darf sich mit einem Mädchen aus diesem minder geachteten Stamme verbinden. Von alledem erzählte sie mir

freilich nie ein Wort. Auch davon nicht, daß sie kein Mädchen war, sondern die entlaufene Frau eines Scherâri, die den Schutz meines Gastfreundes erfleht und auch erhalten hatte. Seitdem lebte sie hier unter den Beni Sachr, geduldet, geschätzt und unentbehrlich im Haushalt, ausgenützt in dienender Stellung. Ihr war nicht wohl dabei.

Als ich mich gelagert hatte, herrschte Schweigen. Man war noch ein wenig beklommen von den Ereignissen des Nachmittags. Es waren erst Stunden vergangen, da hatte ich in dieser selben Hütte laut gezürnt. Sultân war krank gelegen, von hohem Fieber gerüttelt, als ein Kraftwagen anfuhr – wiederum der rote Wagen in der Steppe –, um ihn zum Emir Abdallah von Transjordanien zu holen. Dort weilte schon sein Vater, um den Richterspruch des Fürsten anzuhören. Es galt, so hieß es nun, eine blutige Sippenfehde zu beenden. Ich verbot dem jungen Scheich, die Ankömmlinge zu empfangen, denn ich hatte ihm Arznei gegeben, und nun brauchte er vor allem strengste Ruhe. Doch er gehorchte nur halb, und als sie sahen und hörten, daß ich zürnte, suchten sie mich mit vereinten Kräften zu beschwichtigen. Ich sprach: „Ihr habt recht, wozu der Zorn? Sultân ist der freie Sohn des mächtigsten Scheichs unter den Beni Sachr – er hat die freie Wahl, ob er sterben will oder gesund werden. Höre mich, Scheich Sultân! Wenn du tust, was ich dir sage, dann bist du in einigen Tagen gesund, und danach kannst du Gäste empfangen und reisen, wohin du magst. Gehorchst du mir aber heute nicht, so wirst du sehr bald sterben. Und nun tu, wie du willst. Leb wohl!" – Und damit verließ ich die Versammlung, schob alle von mir, die mich zu halten suchten, und ging nach meinem Zelte. Später erfuhr ich, daß er mit dem Kraftwagen nach Ammân gefahren sei: mehr als acht Stunden Fahrt bei fast 41 Grad Fieber!

Das alles wußten die Frauen, denn über die Teppichwand klingt jedes laute Wort. Auch mußten sie wittern, daß ich nicht mehr lange mit ihrem Stamme zu leben gedachte, denn ich hatte geäußert: „Wenn Sultân durchaus sterben will, so muß er es alleine tun; ich befasse mich nicht mit diesem Unfug." Der Gedanke, daß ich fortginge, beschäftigte die Frauen sehr, denn sie meinten, sie hätten noch nicht genug Geschenke aus mir herausgezogen; und das war

ein Punkt, darin ihr Gewissen zart war. Vorsichtig tasteten sie das Gelände ab, und ich hörte belustigt zu bis zum Gefahrpunkt ihrer Begehrlichkeit, dann sprach ich: „Meine Lieben, warum sprecht ihr nicht deutlicher? Sagt doch einfach was ihr euch wünscht! Sprich, Imm Sultân, was willst du?"

Diese Frage war nicht so harmlos gemeint, wie sie sich anhört. Es gibt ja feste Regeln des Gesprächs im arabischen Leben: es gibt bestimmte Fragen, auf die nur eine einzige Antwort möglich ist, und jede andere Antwort wäre Formverletzung. Auf die Frage: Was willst du? lautet die Antwort: Dein Wohlergehen! Es gibt keine andere Antwort. Und so sprach denn Imm Sultân zu mir: „Ich will dein Wohlergehen." - „Und du, Ithreisa?" - „Dein Wohlergehen." - „Und du, Chatma?" - „Dein Wohlergehen." Wahrhaftig, meine List war gelungen, und ich war entschlüpft. Den dreien war der Mund gestopft, und die andern hatten keinen Anspruch auf Geschenke. Oder wer saß da noch mit lauernd blinzelnden Augen? Ach so, Magbûla. Mich plagte der Übermut, und ich sprach: „Magbûla, und was willst denn du von mir?" - Da sprangen ihre Augen auf und griffen nach mir wie Tigerpranken: „Dich selber will ich - so wahr mir Gott helf!"

Da saß ich nun mit meiner Weisheit. Die Frauen lachten - ich weiß nicht, ob über mich oder über Magbûlas Kühnheit. Was sollte ich sagen? Mir fiel nichts Klügeres ein als: „Enti magbûla!" Das heißt: Du bist angenommen! und sollte ein Spiel mit ihrem Namen sein, denn es bedeutet auch: Du bist Magbûla! etwa in dem Sinne: Das war echt Magbûla! Aber ihr war's nicht ums Spielen zu tun, sondern sie nahm es ganz einfach ernst.

Mir wurde ungemütlich. Ich schaute hinaus in die Nacht - dorthin, wo mein Zelt stand. Ich erwog die Möglichkeiten eines geordneten Rückzugs. Zu sehen war da draußen nichts. Das Feuer warf einen matten Schein auf die noch immer erhobenen Häupter der lagernden Kamele, die dem Frauenraum des Zeltes am nächsten waren. Dahinter ahnte man noch viele solcher Häupter, aber wenn man sie suchte, sah man sie nicht, denn die Nacht war undurchdringlich. Und wenn man lauschte, so hörte man die Flamme des Feuers in der Hütte und von draußen das Mahlen der Wiederkäuer, sonst nichts. Und

da draußen stand auch mein Zelt, meinem Auge nahe, aber meinem Blicke nicht erreichbar. Und plötzlich war mir so, als ob mein Zelt nach meiner Hilfe riefe und als ob es schon fast zu spät sei. Ich sprang auf und ging - es tat mir wohl, daß unter Beduinen ein Abschiedsgruß nicht üblich ist. Der Lichtschein des Feuers blieb hinter mir - geblendet rannte ich gegen den großen Leib eines lagernden Kamels, das grölend aufsprang - hier, hier mußte doch mein Zelt sein. Ich tastete mich vorwärts und fühlte mich am Bein gefaßt - verdammt! was war das? Ach so, die lange Leine meines eigenen Zeltes. Gott sei Dank!

Doch wie? War nicht mein Zelt verschnürt und wohlverwahrt gewesen, als ich es verließ? Wie kommt es, daß es jetzt weit offensteht und die Schnüre zappeln im Nachtwind? Wer hat mein Zelt zu öffnen außer mir selbst? Über diesen Fragen hatte ich ein Licht entzündet, und nun sah ich alles. Geöffnet alle wohlverschlossenen Koffer, die Kamera herausgerissen, und vor allem die Filme, meine belichteten Filme, in denen all meine mühsame Arbeit von Monaten enthalten war. Da lagen sie - sinnlos und ruchlos preisgegeben dem zerstörenden Lichte, das ich selbst entzündet hatte, um meinen Verlust zu sehen. Ein scheußlicher Knäuel von Kleidungsstücken, allerlei Gerät, Proviant und Filmen starrte mich an. Ich löschte das Licht, obschon ich ohne Hoffnung war, den Knäuel nur mit tastender Hand zu entwirren. Vielleicht daß von den Filmen doch etwas zu retten war. Nach einer Stunde Arbeit schien alles Lichtempfindliche verstaut, ich durfte wieder sehen. Das erste, was ich untersuchte, war die Kamera. Von außen besehen schien's, als wäre sie in Ordnung, aber sie versagte: in ihrem feinen Triebwerk mußte etwas gebrochen sein. Ich wußte genug: nicht nur nicht die Früchte meiner bisherigen Arbeit waren zum größten Teile, wenn nicht alle, zerstört, auch die Weiterarbeit mit der Kamera war unmöglich. Nichts blieb mir als Aufbruch und Heimkehr. Ich fühlte mich wie ein schwerverwundeter Krieger, ach nein - wie ein durch Verrat geschlagenes Heer!

Ich gebot mir: Ruhe! und überlegte: Diebstahl im Lager, also schwerste Schandtat unter Beduinen, oder was lag hier vor? Soviel ich erkennen

konnte, fehlte nichts von meinen Sachen. Also nicht ein Diebstahl war hier im Gange gewesen, sondern die Stillung einer unbezähmbaren Neugier. Da hatte einer nicht mehr leben können, ohne das Geheimnis meiner verwahrten Kofferchen zu kennen. Er mußte sie öffnen - „unbedingt sofort". Lang sann ich nach in jener Nacht und kam zu manchem Ergebnis, und schließlich glaubte ich den Missetäter zu kennen. Aber all das ersetzte mir meine Verluste nicht. Und endlich muß ich tief eingeschlafen sein, denn es war schon Morgen, als ich mich angerufen hörte. Das war Magbûlas Stimme. Ach so, Magbûla! Magbûla war auch noch da. Ich hatte sie vergessen. Jetzt brachte sie mir in hölzerner Schale köstliche Kamelsmilch und frisch gebackene Brotfladen.

Ich sprach: „Magbûla, man hat mich bestohlen." - „Bestohlen hat man dich hier im Lager? Das ist nicht wahr, das wäre ja Schande." - „Bei Gott, es ist Schande für euch, und leider ist es wahr." - Sie spürte, daß mit mir jetzt nicht zu spaßen war, und schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Was willst du tun?" - „Ich verlasse euch." - „Bei Gott, du nimmst mich mit!"

Ich fühlte, daß mir der Zorn in die Kehle stieg, darum schwieg ich. Voll freudiger Hoffnung war ich ausgezogen, um einer neuen Wissenschaft den Stoff zu liefern: der von mir selbst begründeten Rassenseelenforschung. Und was sollte ich nun heimbringen? Ein Beduinenweib, das hier keinen Mann fand, weil ihr Stamm verachtet wurde von dem Stamme, mit dem sie jetzt lebte? Wallah, das war zuviel! Ich sagte: „Geh, Magbûla, und bring mir den Dieb. Danach reden wir weiter!" - Und ich beschloß zu zürnen wie ein gekränkter Gott und in der Wolke meines Zornes zu entfahren.

17. „Ich bin, der bei dir eintritt"

Doch gut Ding will Weile han.

Als ich mein Frühstück einnahm, kam Dsârid daher, der sich nach Anordnung des Paschas ständig zu meiner Verfügung halten sollte. Er begrüßte mich besonders ehrerbietig, und - wie mir schien - mit etwas ängstlich lauerndem Blick. Dann hockte er sich vor meinem Zelte auf die Erde.

Ich sprach: „Dsârid, bring mir Ighne, mein Reitkamel, und die vier Lastkamele für Sitt Marjam und mein Gepäck. Ich will verreiten." Er fragte: „Wohin?" Darauf ich: „Was geht's dich an! Doch wenn du willst, nehm ich dich als Begleiter mit. Ich will nach Ammân. Du kannst Ighne zum Lohn bekommen. Die vier Lastkamele bekommt der Pascha zurück. Ihn werde ich in Ammân besuchen." - Darauf Dsârid: „Warum willst du fort? Der Pascha kommt ja morgen." Die Sache war ihm peinlich. Ich sagte: „Vielleicht auch übermorgen, vielleicht auch nie, vielleicht auch ist er schon da. Ich aber will nicht in einem Lager bleiben, wo man die Gäste bestiehlt." - Da platzte er heraus: „Man hat dich nicht bestohlen! Sieh nach, es fehlt dir nichts." Ich mußte lachen, wennschon die Wut mir noch im Halse saß. Ich sagte: „Das weißt du ja sehr genau."

Inzwischen zogen an meinem Zelte vorbei die Kamele hinaus zur Weide, und jedes warf im Vorüberschreiten seinen langen Morgenschatten über Dsârid. Der erhob sich. - „Dsârid, bring mir nur Ighne, mein Dalûl, und die vier Lastkamele!" - Er sagte: „Gern!" und ging. Und kam nicht wieder.

Ich suchte Sitt Marjam bei den Frauen Sultâns und verständigte sie von der Sachlage. Da die Scheiche, Vater und Sohn, nicht im Lager weilten, wandte ich mich an Imm Sultân: „Wir reisen morgen früh." - Die sagte, mehr zu Sitt Marjam als zu mir gewendet: „O nein, ihr reist nicht. Ihr bleibt bei uns." - „Ah, sagte ich, wie lange denn wohl?" - „Bis zur Rückkehr Sultâns."

Meine Lage war ungefähr so. Mit Zustimmung der Lagergenossen zu entkommen, war nicht möglich, denn es ging gegen die Spielregel, daß ich vor Ankunft des Lagerherrn verreiste. Von mir aus gesehen freilich war ich zur Abreise berechtigt, weil ja der Einbruch in mein Zelt, den ich noch immer als Diebstahl bezeichnete, weit schlimmer als ein Verstoß gegen die Spielregel war. Diebstahl im Lager wird nach beduinischem Rechte streng geahndet[1] und bringt dem ganzen Lager Schande. Eben darum durfte er einfach nicht vor-

[1] Vgl. S. 46.

gekommen sein: man untersuchte nicht den Tatbestand, sondern leugnete ihn ganz einfach. Aber da waren auch noch andere Gründe, mich festzuhalten. Man wußte, daß Mithgâl noch mancherlei Gewinn von mir erwartete und daß Sultân mich brauchte, um sein Fieber zu bannen, sooft es ihn überfiel. War ich verschwunden, ehe Sultân zurückkam, so hatten die Frauen und das ganze Lager den Zorn der Scheiche zu fürchten.

Doch ging es auch nicht an, mich mit Gewalt zu halten, denn auch das verstößt sehr gegen den guten Ton der Gastfreundschaft: es ist Freiheitsberaubung (djabr) und bringt Schande über den, der sie ausübt. Das einzige, was ihnen blieb, war: meine Reise zu hintertreiben. Und da ich entschlossen war, nicht länger in Frieden mit ihnen zu leben, sondern sie nun von der Kehrseite zu studieren, ließ ich den Diebstahl, der nicht zu beweisen war, allmählich schwimmen und versteifte mich auf den Djabr.

Das kam von selbst. Vom Zelte der Imm Sultân und ihrer Schwiegertöchter nahm ich Sitt Marjam in mein eigenes Zelt und hieß sie all ihr Gepäck herüberbringen. Dann ging ich zum Zelte Djârids. Den rotbraunen Mantel ließ ich um die Schulter fließen, meine Waffe hielt ich schußfertig in der Hand. Doch Djârid fand ich dort nicht vor, an seiner Stelle trat mir seine Frau entgegen. Ich fragte nach Djârid. Da kam sie bis an meine Schulter, schaute angstvoll unter sich und faßte mich mit der rechten Hand am Kinn. Was bedeutete diese seltsam ausdrucksvolle Haltung? Ich will nicht schwören, daß es der Beduine in mir war, der diese Gebärde wie etwas Selbstverständliches verstand; ich fürchte, hier half mir heimlich meine klassische Bildung. Ich gedachte der Thetis, Tochter des Zeus, wie sie ihren olympischen Vater anrührt, um ihn zur Gewährung ihrer Bitte zu bewegen. Ganz unvermittelt sah ich mich selbst in der Rolle des hohen Uraniden, und ein Gefühl zwischen Gruseln und Grinsen durchzog mich einen Augenblick, als ich mit steinerner Miene erbarmungslos zum Weibe Djârids sprach: „Weib, ich frage dich zum andern Male: wo ist Djârid, dein Herr?" – Da hob sie den andern Arm und deutete hinaus nach jener Seite, wo vor einer Stunde noch die langen Züge der Kamele sichtbar waren, die zur Weide zogen. Jetzt sah man nichts als das fernhin glitzernde

Feuersteingewoge der Steppe, das Tal entlang betupft mit Resten abgeweideten Strauchwerks. Die Kamele mußten sehr fern sein - und Djârid auch.

Ich sprach: „O Weib, warum bringt er mir nicht mein Dalûl und die vier Lastkamele?" - Die Antwort war: „Die Scheiche haben es verboten." Mit den Scheichen brauchten nicht Vater und Sohn zugleich gemeint zu sein; bei so mächtigen Leuten wie Mithgâl und den Seinen gebrauchte man gelegentlich die Mehrzahlform für jeden einzelnen als Titel. „Die Scheiche" hieß dann etwa „Seine Durchlaucht". Ich sprach: „Welche Scheiche haben über mein Eigentum zu verfügen außer mir selbst?" Da sagte sie: „Es ist nicht dein Eigentum." Die Sache lag nun kindlich klar am Tage. Darum fragte ich noch: „Wem denn gehört Ighne, das Dalûl?" - Sie besann sich ein wenig und sagte dann: „Es gehört Adwân, dem Sklaven." Da lachte ich und ging.

Nach wenigen Schritten tauchte Adwân vor mir auf. Vielleicht war das kein Zufall. Ich winkte ihn heran: „Adwân, eine Frage. Wem gehört wohl Ighne, das Dalûl?" - „Fürwahr, es ist dein Eigentum, o Herr!" - Und wie ist es in meinen Besitz gelangt? - „Es ist ein Geschenk des Paschas." - Bei Gott, so ist es. Und nun begleite mich.

Ich trat mit ihm in den Frauenraum Mithgâls und sprach: „O Imm Sultân, hör zu! Ich fragte einen Sklaven, den du kennst, er heißt Adwân: Wem gehört mein Dalûl? und er sprach: Es ist dein Eigentum, o Herr! Hat er wahr gesprochen?" - Imm Sultân schwieg, Chatma fing an zu grinsen und Ithreija schaute, wie immer, verdrossen vor sich hin. Ich wiederholte meine Frage: „Imm Sultân, wem gehört mein Dalûl?" - Sie schaute weg und sagte: „Dem Sklaven Adwân." Nun wandte ich mich an diesen: „O Adwân, vollende nun deine Weisheit: wem gehört mein Dalûl?" - Nach einer Weile kam die Antwort: „Es gehört dem Scheich." - Da rief ich begeistert: „Fürwahr, deine Weisheit ist größer als die des Königs Suleimân! Es gehört dem Scheich - es gibt hier keinen Scheich außer mir, Muhammad Ferîd Scheich Arab el-Almân. Fürwahr, ich sage dir: wenn heute zum Abend die Kamele ins Lager ziehen, dann bringst du mir mein Dalûl. Nicht Djârid bringt es, denn Djârid ist treulos." - Da sagte Adwân: „Das Dalûl gehört dem Pascha." - Nun erhob ich meine

Stimme, daß man es in den Nachbarzelten hören konnte, und sprach: „Weh dem Sklaven, der den Namen seines Herrn beschimpft und ihm Schande bringt vor den Leuten! Wenn du sagst: Das Dalûl gehört dem Pascha, so sagst du: Der Pascha hat es seinem Gaste im Lager gestohlen! Ich werde in Ammân den Pascha fragen, was er davon hält – er wird dich in Stücke zerreißen. O Schande über euch, ihr habt die Kamele eures Gastes geraubt und habt ihn vergewaltigt!" – Damit verließ ich das Zelt des Paschas und begab mich in mein eigenes.

Der Abend kam und die Kamele kamen ins Lager. Doch weder Djârid kam noch der Sklav Adwân noch das Dalûl. Erst spät im Dunkel hörte ich mich flüsternd angerufen. Das war Magbûla – wer sonst! Sie brachte in einem Holzgefäß einen Brei für mich und Sitt Marjam. Ich sprach: „Magbûla, ich bin euer Gast nicht mehr. Ich bin euer Gefangener. Ihr habt mich vergewaltigt." – „Niemals! Das wäre ja Schande!" – „Ja, Schande für euch. Und ich nehme von euch keinen Bissen Brot mehr." – Sie schob die hölzerne Schale in mein Zelt und ich schob sie zurück. Noch eine Weile blieb Magbûla traurig vor dem Eingang meines Zeltes an der Erde hocken und schaute bald auf mich und bald auf die dampfende Schüssel, die nun mehr und mehr verkühlen mußte. Doch ich kümmerte mich scheinbar nicht um sie, und schließlich ging sie. Dann trat ich vors Zelt und breitete meinen Mantel in der Richtung nach Mekka und ehrte den Gott dieses Landes nach seiner Vorschrift.

Am nächsten Morgen, noch vor dem Frühgebete, war wieder das erste und zweite Magbûla. Sie brachte frische Kamelsmilch und Brotfladen, die noch dampften. Sie hockte vorm Eingang und ich schaute sie an von meinem Lager aus, wohl ziemlich lange, denn bei ihrem Anruf hatte ich geschlafen und war auch jetzt nicht völlig aufgewacht. Dann sprach ich: „Ihr habt mir mein Kamel genommen." – „Wir haben es nicht genommen." – „Nun wohl, wo ist es?" – „Vor deinen Augen." – „Vor meinen Augen ist Magbûla. Ehe nicht mein Dalûl gesattelt vor dem Eingang meines Zeltes steht, nehme ich von euch weder Gruß noch Speise."

Und traurig ging Magbûla. Nach einer kleinen Weile kam sie zurück. Sie trug noch immer die hölzerne Schale und über dem linken Arm eine Beuge

von knusprigen Fladen. Sie sagte nichts und schob mir beides hin. Ich schaute sie wortlos an. Das währte ziemlich lange. Dann schob sie die Schale noch näher und hielt mir die Fladen hin. Ich sagte nichts und sah an ihr vorbei. Da wandte sie sich an Sitt Marjam, doch Sitt Marjam schwieg wie ich. Inzwischen war es heller geworden, die meisten Kamele waren aufgestanden und die ersten zogen schon zum Lager hinaus auf die Weide. Da rief Magbûla: „jā Djârid!“ Und dann hockte neben ihr Djârid vor meinem Zelte. Ich sprach: „Dein Anblick erzürnt mich, du Verräter! Geh!" – Da ging er. Nun fing Magbûla an, immerfort meinen Namen zu sagen: „jā Muhammad Ferîd! jā Muhammad Ferîd!“ Nicht schmeichelnd oder bittend, sondern ausdruckslos, fast tonlos, mit einer kleinen Pause zwischen jedem Anruf und dem nächsten, aber unaufhörlich. Ich ließ sie eine Zeitlang ungestört gewähren, dann erhob ich mich, ergriff meinen Mantel und sprach, zu Sitt Marjam gewendet: „Bald geht die Sonne auf. Es ist höchste Zeit zum Frühgebete." – Da rief Magbûla: „Doch ihr verhungert ja!" Ich schaute mit Wohlgefallen auf die in meinem Zelt verstauten Säcke, in denen mancherlei Eßbares und eine „Eiserne Ration" für mehr als eine Woche war, und sprach: „Der Hunger ist besser als die Speise der Verräter." – Damit ergriff ich einen Krug voll Wasser und begab mich vors Zelt zur Gebetswaschung. Magbûla sah mir eine Weile zu, dann sprach sie: „Du bist kein Muslim. Ein Muslim kann nicht so hartherzig sein wie du." Niemand gab Antwort. Schließlich nahm sie ihre Schale und ging.

Als ich gebetet hatte, füllte sich der Platz vor meinem Zelt mit waffenstarrenden Männern. Sie hockten sich an die Erde, und schließlich sprach einer: „Der Friede sei mit euch!" Ich sagte nichts. Dann hob die Stimme des Sprechers wieder an. Es war eine lange Rede, und ihr Sinn war: „Bleib!" Währenddessen zogen die letzten Kamele aus dem Lager. Die Sonne ging auf und warf die Schatten der hockenden Männer über den Platz vor dem Zelte bis zu mir ins Zelt herein. Ich sprach: „Euer Schatten berührt mich, doch eure Rede berührt mich nicht, denn sie ist falsch wie die Spiele der Luft an heißen Steppentagen. Ihr redet, als wär ich noch euer Gast und es stünde mir frei zu gehen oder zu bleiben. Wenn ihr mich hier im Lager meuchlings ermordet hättet, so

sprächet ihr wohl auch: Beehre uns mit deiner Gegenwart, mach uns nicht einsam, bleibe! Ein Toter läuft nicht fort, ein Gefangener auch nicht. Ihr habt mein Reittier genommen, habt mir die Freiheit geraubt, und nun verhöhnt ihr mich. Geht mir aus der Sonne!"

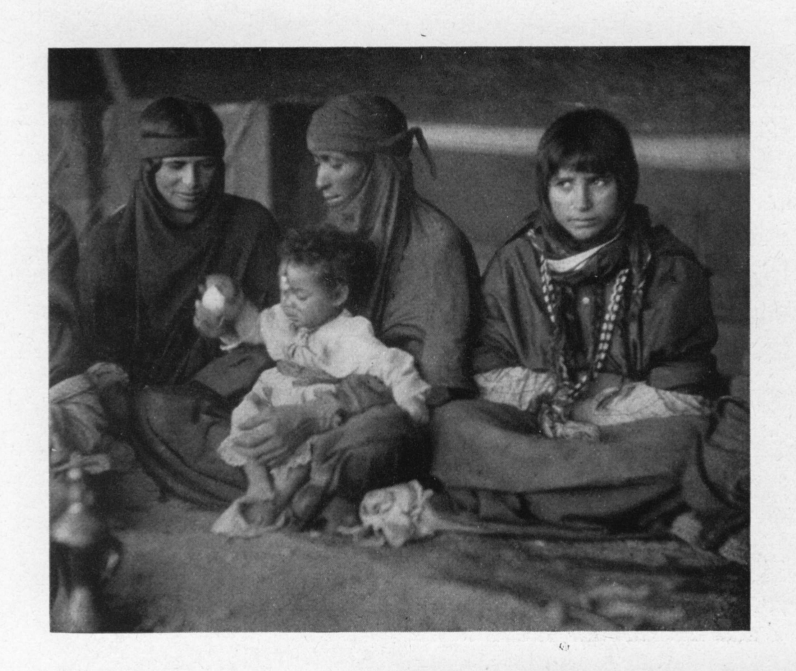
Sie sprachen: „Du bist frei und kannst reisen, wann du willst! Wir bitten dich nur, zu bleiben." Ich spürte, wie der Zorn mir in die Kehle stieg, doch sprach ich ruhig: „Wenn es wahr ist, daß ich frei bin, so bringt mir mein Dalûl gesattelt her vors Zelt. Dann will ich frei entscheiden, ob ich gehe oder bleibe!" – Eine Weile blieb es still, dann ging es weiter: der Weg nach Ammân sei gefährlich durch die Raubzüge der Howeitât und eine Bande von Geächteten, ich käme nicht lebend hindurch. Und wenn mir ein Leid geschähe, so sei dies eine Schande für die Beni Sachr. Ich sprach: „Eure Schande kann nicht mehr vergrößert werden. Doch wenn es euch nur darum geht, so steht es euch ja frei, mich sicher zu geleiten."

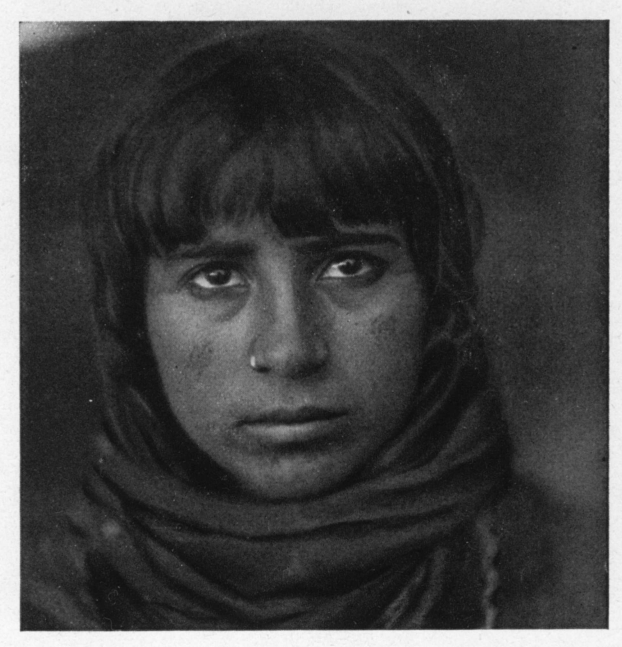
Im Grunde war es mir widerwärtig, daß ich noch immerfort mit ihnen redete. Ich wußte ja: sie sprachen nur, um durch den Strom der Rede ihre Lage und die meine zu verwässern. Ich hatte schweigen wollen und sie reden lassen, und nun hatte ich doch geschwätzt. Bei Gott, die Rolle des Morgenländers schien mich zu verführen, die „Mimische Methode" fraß an meinem Kern. Wie im Traume griff ich nach meiner Mauserpistole und fügte sie an den wohlgestalten, hohlen Anschlagskolben, während die draußen immer noch zu mir redeten. Und mir fiel ein, wem ich diese Waffe verdankte: Ewald Banse war es, der Geograph und Dichter und Kenner des Morgenlandes, der sie mir sandte, als er erfuhr, daß ich zu den Vollnomaden Nordarabiens wollte. Er dachte, mehr als ich selbst, an das, was dort am meisten not tat. Sie war seine letzte Waffe. Und während ich unter solchen Gedanken die Kammer der Pistole aufriß und eine Patrone nach der andern mir in den Schoß sprang, tauchte das Antlitz Ewald Banses vor mir auf, dieses niedersächsische Bauernantlitz, darin sich der Stempel tiefer Gelehrsamkeit verbindet mit einem stets bereiten schelmischen Kinderlachen; und ich sprach (doch jetzt auf deutsch) vor mich hin: „O Ewald Banse! O wackerer Freund, blauäugiger Riesensäugling!" – Da war es, als

rückten die Schwätzer da draußen immer weiter von mir fort, und ich mußte mich besinnen, was ich mit ihnen zu schaffen hatte. Die aber redeten noch immer. Da schob ich die Patronen gemächlich auf den Ladestreifen und sprach sehr laut und vernehmbar: „Ich lade jetzt. Doch wenn ich geladen habe, dann schieße ich auch. Es ist besser, den Platz vor meinem Zelte zu räumen." Dann drückte ich neun Patronen in die Kammer und die zehnte in den Lauf. Ich war gespannt, was nun erfolgen würde. Sie schauten einander an, dann erhoben sie sich und gingen. Es dauerte gar nicht lange, bis der Platz geräumt war.

Ich schaute mich nach Sitt Marjam um. Sie lachte herzlich. Aber schließlich konnten wir ja nicht ewig hier sitzenbleiben. Einmal mußte auch die „Eiserne Ration" zur Neige gehen, und der Wasserschlauch sah schon bedenklich schlaff aus. Die Weidetrift war ungewöhnlich fett: hier war reichlich Regen gefallen. Auf einen Wechsel der Weide war in den nächsten Tagen nicht zu rechnen. Freilich, irgendwann mußten sie doch aufbrechen, und dann mußten sie mein Dalûl herbringen und die vier Lastkamele. Es sollte mich wundern, was sie anstellten, wenn ich sie dann verlassen wollte. Inzwischen ersann ich mancherlei Pläne zu meiner Befreiung und begann schon, sie zu verwirklichen. Die fortgeschickten Redner bildeten jetzt vorsichtig von weitem einen Kreis um mein Zelt; sie standen da neugierig herum und warteten, was sich ereignen würde. Irgendeinmal gesellte sich zu ihnen ein festlich bunt gekleideter, junger Mann, der von draußen zu kommen schien und jetzt den Stand der Dinge von ihnen erfuhr. Schließlich löste er sich aus ihrem Kreise und kam - ein wenig zögernd - auf mich zu. Es war Feidân, der Sohn des Scheichs Guftân, der mich für heute feierlich „zu Tisch" geladen hatte.

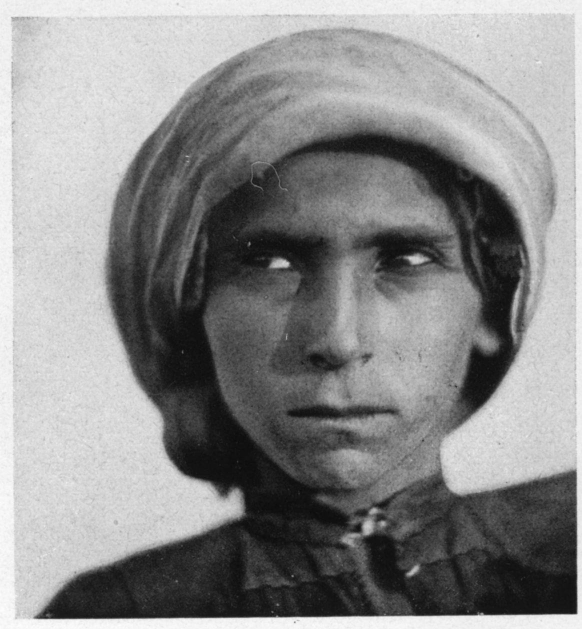
In einer Entfernung von vielleicht sechs Schritten blieb er stehen. Ich tat, als bemerkte ich ihn nicht. Dann trat er noch etwas näher und sagte feierlich: „Der Friede sei mit euch!" Ich sah ihn an und sprach: „Und mit dir der Friede!" und nach einer Weile: „Und die Barmherzigkeit Gottes und seine Segnungen." - Da kam er vollends heran und gab mir die Hand, und wir tauschten noch alle Fragen und Grüße, die anbringlich waren. Dann sprach er: „Mein Vater und alle Zeltbewohner erwarten dich. Gib uns die Ehre, komm



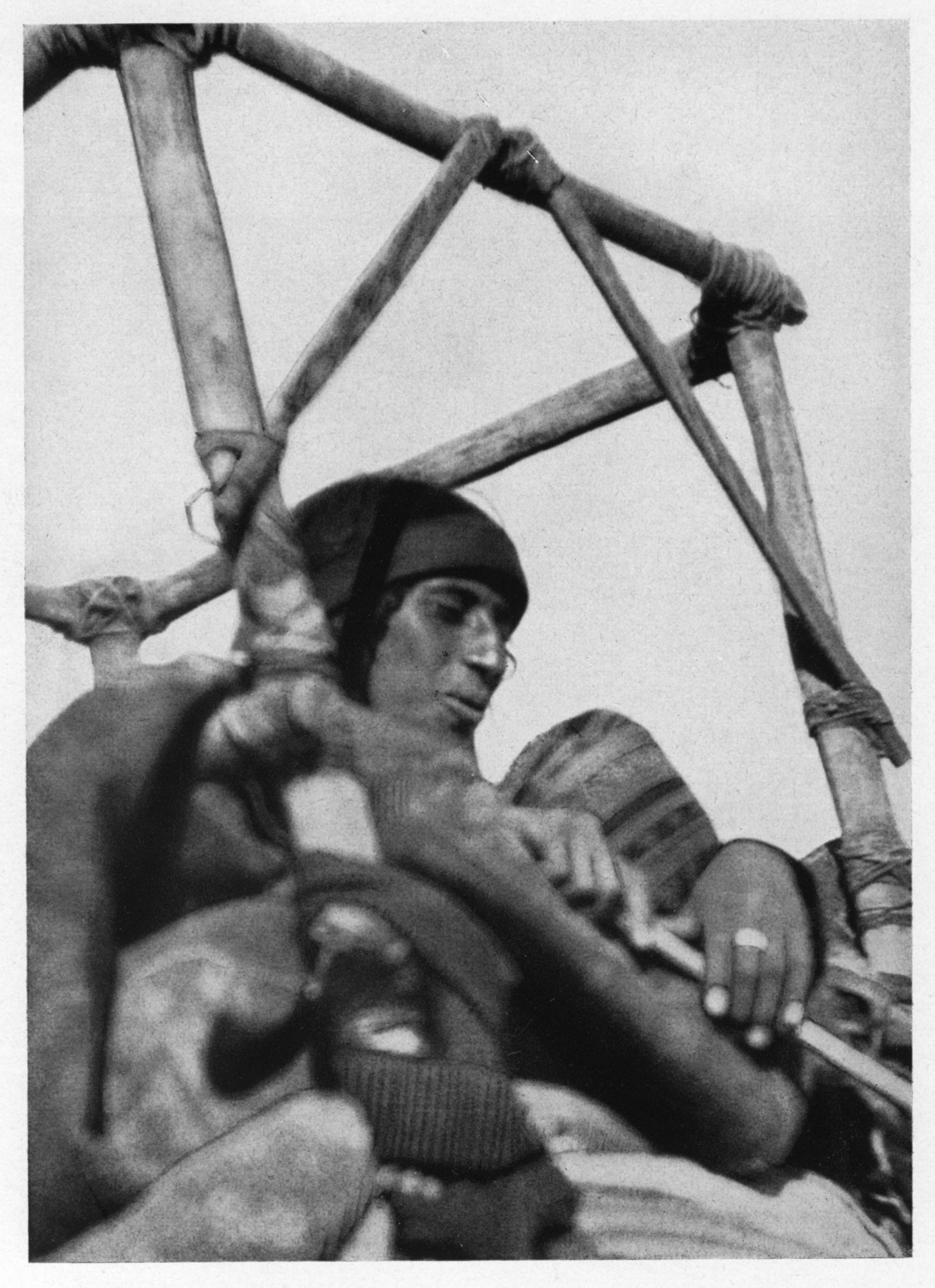


XXIX. *(oben):* Die feindlichen Gattinnen: links Sat'a, rechts Tarfa, dazwischen die Sklavin Hissa mit ihrem Kinde *(unten):* Tarfa





XXX. *(oben):* Sat'a vor ihrer Verstoßung *(unten):* Beduinisches Jungmädchen (zu S. 135)



XXXI. Ithreija in der Reitsänfte auf dem Höcker des Kamels mit ihrem Kinde kosend. Mit dem Stocke lenkt sie das Kamel



XXXII. Die Hoffnungslose: Ithreija, Sulṭâns ältere Gattin

mit mir." Da sagte ich: „Soll ich zu Fuße zu deines Vaters Zelt gehen mit meinen beiden Beinen? Siehe, deine Verwandten haben mich beraubt und halten mich gefangen. Ich war ihr Gast, da drangen sie bei Nacht in mein Zelt, dann nahmen sie mir mein Vieh und meine Freiheit. Wahrlich, es tut mir leid, daß dein Vater wartet! Doch ist jetzt nicht die Zeit für Einladungen."

Er war noch sehr jung, Feidân, vielleicht achtzehn, und immer ein bißchen verlegen. Von allen Beduinenjungen, die ich kannte, war er mir der liebste. Jetzt sah er mich nur traurig an und sagte: „Bitte komm!" und fügte dann noch hinzu: „Wir werden dir helfen." - Dieser Zusatz war wichtig. Glücklicherweise begriff ich dies ziemlich bald. Mir fiel die Dachâla ein, eine jener ritterlichen Regeln, die dem beduinischen Gemeinschaftsleben seinen großen Zug und seine Festigkeit verleihen. Die Dachâla („das Eintreten") ist die Schutzpflicht, die jedem Beduinen zufällt, sobald sich ein Schutzbedürftiger unter bestimmten Formeln an ihn wendet. Die Schutzpflicht tritt in Kraft, wenn der Schutzbedürftige einen Beduinen oder ein Glied seiner Sippe (es kann ein Kind, ein kleines Mädchen sein) berührt und mit den Worten anspricht: „ana dachîlak!" d. h. „Ich bin dein Schützling!" (eigentlich: „Ich bin, der bei dir eintritt"). Die Berührung braucht nicht unmittelbar zu sein; es genügt, das Kleid oder auch nur das Zeltseil des künftigen Schützers zu berühren oder ihn durch einen Steinwurf oder durch Spucken zu erreichen. In jedem dieser Fälle ist der Berührte oder Getroffene verpflichtet, mit seiner ganzen Macht und Sippe auf Leben und Tod für den Schützling einzutreten. Dieses Schutzrecht wird auch jedem völlig Fremden zugestanden, und es gilt auch dann, wenn der Schützer ein naher Verwandter des Verfolgers ist. Im gewöhnlichen Falle läßt der Verfolger ab, sobald die Dachâla in Kraft tritt. Sich unter den Schutz eines Mächtigen zu stellen, ist üblich auch dann, wenn nicht das Leben, sondern nur das Eigentum oder die Freiheit bedroht ist. Dies also war mein Fall.

Ich sagte zu Feidân: „Ich höre, ihr wollt mich beschützen. Wohl, dein Vater ist ein großer Scheich unter den Scheichen der Beni Sachr. Ich folge dir in sein Zelt - nicht als sein Gast, jedoch als sein Dachîl." - Damit wusch ich meine Hände, nahm meine Waffen und den rotbraunen Mantel, bat Sitt Marjam,

das Zelt von innen zu verschnüren und niemand Antwort zu geben als mir selbst, und schritt mit Feidân zum Zelte seines Vaters. Es war ein Weg von einer halben Stunde zu Fuß, doch sprachen wir beide kein Wort.

Als ich bei Scheich Guftân eintraf, gab ich mir eine möglichst feierliche Haltung, erfaßte seine Hand und sprach: „Ana dachîlak!“ - Guftân war nicht allein, um ihn erhoben sich bei meinem Eintritt mehrere Männer, die ich noch nicht kannte. Sie gehörten zu seiner engeren Verwandtschaft. Er selbst war eine hohe Gestalt, breitschultrig, ruhig und gelassen in Ausdruck und Gebärde. Es war etwas Bieder-Ehrliches in seinem Wesen, das Vertrauen um sich verbreitete. Auf sein Befragen erzählte ich, was mir im Lager seines Vetters zugestoßen war. Seine erste Antwort war dieselbe, die jedes Mitglied des betroffenen Stammes gibt: „Djabr? Bedrückung des Gastes im Lager? Unmöglich! Das kommt ja gar nicht vor. Das wäre ja Schande!" Und ich sagte wie jedesmal: „Bei Gott, es ist Schande, und es ist wirklich geschehen."

Zuerst setzte er mir ein Mahl vor, das aus mancherlei leckeren Sondergerichten bestand. Die waren nur für mich bestimmt und wahrhaft „mit Liebe" bereitet. Und während ich sie verzehrte, saß er daneben und sagte mehrmals, während er mir die Schüssel immer wieder zuschob: „Wir wollen ja nichts, als daß es dir wohl ergeht." Er duldete nicht, daß etwas in den Schüsseln zurückblieb. Schwierige Gäste stopft man in Arabien: je schwerer der Bauch, desto leichter nachher die Verhandlung. Das schien besonders für ihn selbst zu gelten, denn nach meiner Mahlzeit war die Reihe an ihm, und er schonte sich wenig. Am Ende kamen wir feierlich überein, daß ich mein Zelt abbrechen und mit Sack und Pack in sein Lager ziehen sollte. Mein Zelt müsse dicht bei dem seinen aufgeschlagen werden. Und „übermorgen" sollte ich auf seinem besten Rennkamel nach Imm el-Amad reiten, und er und die Seinen sollten mich geleiten. Ich sagte: „Übermorgen? Ist das ganz gewiß?" - Er schaute weg und sprach: „inscha'llah!“ (d. h. So Gott will). Nun wußte ich, daß mein Aufenthalt so bald nicht enden würde.

Mir tat das nicht sehr leid, denn Guftân gefiel mir. Auch seine Sippe war nicht übel. Man suchte ein paar Kamele einzufangen, um mein Zelt und mein

Gepäck zu holen. Doch als man endlich zwei hatte, da rissen sie wieder aus. Tagsüber ist es nichts mit den Kamelen: sind sie einmal draußen, so kommen sie nur gemeinsam ins Lager zurück. Schließlich kam jemand auf den Einfall: wenn die Zeltbewohner alle selbst ausrückten, mein Gepäck zu holen, dann schafften sie's auch ohne Kamele. Und nun ging's im Laufschritt um die Wette: die jungen Männer mit ihren Frauen, die Buben, die Mädchen und die Sklaven - wohl etwa zwanzig Mann hoch tobten sie los. Ich mußte machen, daß ich mitkam. Nur die älteren Männer und Frauen blieben zurück, darunter Guftân und seine wackere Zeltgenossin.

Ein Glück, daß Sitt Marjam uns schon kommen sah und gleich begriff, was bevorstand. Als wir ankamen, war das Gepäck so ziemlich alles schon verschnürt, sonst wäre es ihm übel ergangen. Denn kaum war die Horde meiner Beschützer da, so stürmten sie das Zelt, und jeder lud sich etwas auf den Rücken, das Schwerste die Frauen und Mädchen. Doch auch die kleinsten Buben packten irgend etwas an und schleppten es oder schleiften es hinter sich her. Ich hatte nur vom einen zum andern zu eilen und achtzugeben, daß nichts verloren oder sonstwie zum Teufel ging. Doch es ging alles ganz leidlich, und ich fühlte mich unter diesen Menschen wohl. Die Zeit, die ich hinfort mit ihnen lebte, war der beste Teil meiner Beduinenzeit.

Eines Abends sah ich drüben im Lager des Paschas einen roten Punkt und untersuchte ihn mit dem Fernglas. Es war ein roter Kraftwagen - wohl derselbe, mit dem (wie lange war es nun schon her?) Sultân gegen mein Verbot entwichen war. Ich ging zu Guftân und sagte: „Wenn nicht mein Auge mich trügt, ist Sultân zurückgekommen. Ich bitte dich, geh und entbiete ihm meinen Gruß und laß ihn wissen, daß ich ihn hier erwarte, falls er mit mir sprechen will. Den Führer des Wagens aber sende sogleich zu mir." - Guftân versprach es und ging. Ich sah durchs Fernglas, wie er drüben ankam. Bald setzte sich dann der rote Wagen in Bewegung. Mit ihm kam auch Guftân zurück. Sultân kam nicht. Mit dem Wagenführer wurde ich bald handelseinig, er wollte ja ohnehin am nächsten Tage nach Ammân. Vor Tagesanbruch sollte er mich holen.

Ich verteilte, was ich nicht mehr brauchte, unter meine Beschützer und machte mich in aller Frühe reisefertig. Als der Kraftwagen wieder über den Feuersteinbelag der Steppe daherkam und vor meiner Habe hielt, war er sogleich beladen und zum Aufbruch bereit. Ich wollte eben das Zeichen zur Abfahrt geben, als ein Reiter auf weißem Dalûl in scharfem Trabe auf uns zuhielt. Es war Sultân. Seine Augen waren rot vom Fieber, und sein Antlitz war hohl und todgeweiht. Einen Augenblick zögerte ich: das Mitleid hielt mich, eine unbeduinische Regung. Doch ich sah zu deutlich, daß der Mann verloren war, und ich wollte mein Wort, das ich bei seiner Fahrt nach Ammân gegeben hatte, jetzt nicht brechen. Sie hätten es als Schwäche genommen und mir übel gelohnt. Ich hob die Hand und sprach zum Wagenführer: „Fahr los!" - Und er fuhr.

Nach Wochen schrieb ich von Jerusalem aus einen Brief an Mithgâl, worin ich die Gründe meines Aufbruchs angab und mich über die Vorenthaltung meines Reitkamels und die dadurch bewirkte Freiheitsberaubung beklagte. Ich bekam auch eine Antwort, die seinem Schreiber diktiert war. Es hieß da, er werde die Sache strengstens untersuchen und mir zur Entschädigung drei seiner besten Reitkamele geben (ich warte auf sie noch heute); „was aber deinen Freund Sultân betrifft, so ist er ins Reich der Barmherzigkeit gegangen".

18. Einige Spielregeln ursemitischen Lebens

Bei den ansässigen Arabern, den Bewohnern des Fruchtlandes, gelten die Nomaden der arabischen Steppen und Wüsten als Räuber und Mörder. Wie denken die Beduinen selbst über diesen ihren Ruf?

Dies soll eine kleine Geschichte zeigen. Einmal bot mir ein Beduine ein Pferd zum Kauf an, merkwürdig billig. Ich fragte: Mein Lieber, ist das auch rechtmäßig erworbenes Gut? - „Rechtmäßig wie die Milch meiner Mutter! Ich fand es an einen Baum gebunden und daneben den Besitzer schlafend. Da weckte ich ihn auf, dann erschlug ich ihn, und dann nahm ich mir mein Gut." Der Schwerpunkt dieser Rede liegt in dem Satze: „Ich weckte ihn auf." Hätte

er nämlich den Schlafenden nicht aufgeweckt, sondern ihn ihm Schlafe erschlagen, so wäre das Schande gewesen nach dem Gesetz der beduinischen Lebensordnung und dazu eine Sünde vor Gott. So aber, da er den Schlafenden erst weckte, ist seine Tötung ein ehrliches Spiel und der Raub seines Gutes ein normaler Erwerb. Was der Räuber sich nahm, ist in seinen Augen rechtmäßiges Gut: „Ich erschlug den Besitzer des Pferdes und dann nahm ich mir m e i n Gut." In demselben Augenblicke nämlich, da der Räuber den Besitzer des Pferdes nach den Spielregeln ehrlichen Wüstenraubes erschlug, i s t nach beduinischem Rechtsgefühl das Pferd schon rechtmäßig in den Besitz des Töters übergegangen.

Der Beduine denkt nicht daran, zu leugnen, daß er ein Räuber, auch nicht, daß er ein Mörder sei. Jedoch Raub und Mord betreibt er nur nach überkommenen Regeln, nach einem festen „Comment". Nicht gesetzlos, nicht anarchisch, nicht gesellschaftsfeindlich handelt der Beduine: es gibt ein ungeschriebenes Gesetz der Steppe, und wer dagegen verstößt, der schließt sich aus von der beduinischen Gesellschaft. Freilich, im einzelnen Falle wird vielleicht oft genug verstoßen gegen die Regel ohne Ahndung, wie eben auch bei uns gegen unsere geschriebenen Gesetze. Aber nicht nach ihren Ausnahmen soll man die Regeln beurteilen. Die Regel besteht und ist in Kraft - mehr oder weniger. Am wenigsten in der Nähe der westlichen Zivilisation.

Von Regeln solcher Art bestimmt ist das gesamte Beduinenleben, und der Forscher, dem die Aufgabe zufällt, als Beduine unter Beduinen zu leben, muß mit diesen Regeln durch und durch vertraut sein. In seinem Alltagsgefühl müssen sie lebendig sein als etwas Selbstverständliches. Ich gebe noch einige Beispiele solcher Regeln, zunächst ganz alltägliche.

Man darf als Gast nicht ermüdet in einem Lager ankommen und sich dann bald ausruhen wollen. Zwar nimmt der Beduine den ihm bekannten oder empfohlenen Gast auf, so gut er's vermag, und schützt ihn - wenn nötig, unter Einsatz seines Lebens. Aber er will auch etwas von ihm: nicht nur Geschenke, sondern vor allem Unterhaltung. Der Zustand des Gastes kümmert ihn wenig, wennschon er mit Worten sehr viel danach fragt. Er preßt noch die letzte

Neuigkeit aus dem Ankömmling heraus. Sich dem zu entziehen und sich als müde zu geben, wäre nach beduinischem Anstandsgefühl soviel wie Zechprellerei.

Sodann: man reitet von hinten an die Zeltreihe heran. Warum? Um nicht als Fremder ins offene Frauenzelt hineinzusehen. Wo aber ist vorne und wo ist hinten bei einem Beduinenzelte? Diese „Zelte" sind nicht rund und auch nicht giebelig errichtet wie unsere Zelte, auch sind sie nicht aus Segeltuch. Es sind rechteckige Hütten aus langen Streifen von dickem, schwarzem Ziegenhaarstoff, die mit weitausgreifenden Seilen über hölzerne Stützen gespannt sind. Man läßt nun im Sommer gerne den Wind durch die Hütten ziehen, indem man die beiden Längswände des Rechtecks fortläßt. Nur die Frauenabteilung ist an der Luvseite (der dem Winde zugekehrten Seite) fast immer geschlossen, damit kein Unbefugter hineinsieht. Diese geschlossene Seite ist die „hintere". Vorn und hinten wechseln also mit der Windrichtung.

Eine andere Regel: drei Tage und noch weiter bis zum Trocknen des Frühtaus am vierten Tage hat der Gast Anspruch auf Gastfreundschaft. Dann - nach seinem Aufbruch - steht er noch drei und einen drittel Tag unter dem Schutze des Gastfreunds gegenüber dessen Stammesgenossen. Solange ist der Gastfreund ersatzpflichtig, falls der Gast auf der Reise beraubt wird. Nach Ablauf dieser Frist kann der Gastfreund selbst den gewesenen Gast auf dem Marsche überfallen und ausrauben.

Und dann die wichtige Regel der Dachâla, die wir im vorigen Kapitel dargelegt haben. Sie ist anwendbar selbst von dem, der ein fremdes Lager bei Nacht planmäßig bestohlen hat und dabei gefaßt wird. Gelingt es ihm, die Dachâlaformel spielgerecht gegenüber einem Mitglied des bestohlenen Lagers (außer dem, der ihn in Haft hält, und dessen Kindern) anzubringen, so ist er dessen Dachîl, wird sofort als Gast behandelt und ist frei. Schon J. L. Burckhardt beschreibt diese für den seßhaften Abendländer höchst seltsamen Regeln in seinen wichtigen „Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby" (Weimar 1831). Er führt dort noch eine andere Regel an, die wir hier - zur Warnung für unentwegte fußwandernde Rucksacktouristen, die vielleicht einmal den Geltungsbereich ihrer eigenen Regeln bis nach Arabien überschreiten möchten -

von einem der gewichtigsten Arabienkenner mitteilen lassen: „Die Araber nähern sich nie einem feindlichen Lager zu Fuße oder in kleiner Zahl anders, als wenn sie eben auf Raub ausgehen. Wollen sie einen offenen Angriff machen, so kommen sie auf Pferden oder Kamelen; und wenn ihr Angriff fehlschlägt, so werden sie als honette Feinde und nicht als Räuber betrachtet, nämlich ausgezogen und geplündert, aber nicht gefangengenommen. Begegnet dagegen ein Araber einem unbewaffneten Feinde zu Fuß, so weiß er gleich, daß dieser ein harâmi[1] ist, der mit der Absicht zu rauben kommt; und er hat deshalb ein Recht, ihn zum rabît[2] zu machen, vorausgesetzt, daß er ihn an einem Ort ergreift, von welchem es noch möglich ist, ihn bis zu Sonnenuntergang in sein Lager zu bringen oder die Zelte eines befreundeten Stammes mit ihm zu erreichen. In diesem Falle gilt die Präsumtion, daß der Feind die Absicht gehabt habe, diese Nacht das Lager zu berauben." (J. L. Burckhardt a. a. O. S. 137.)

Von Spielregeln bestimmt ist schließlich fast jedes Wort der Unterhaltung. Es gibt viele abgemessene Grußformeln, und auf jede Formel gibt es eine und nur eine Gegenformel. Es gibt einen bestimmten Stil des Fragens, durch den auch die mögliche Form der Antwort schon vorherbestimmt ist. Eine Unterhaltung mit arabischen Menschen, zumal auch mit Städtern, ist von deren Seite niemals in unserem Sinne sachlich gemeint: sie ist ein Spiel nach festen Regeln. Wer da mitlebt, muß ein Ohr gewinnen für das, was der andere hören will, und dies muß er ihm sagen - nicht „objektive Wahrheit".

Jede Rasse hat ja ihr eigenes, nur für sie gültiges, artgerechtes Wahrheitsbewußtsein. Die „objektive" Wahrheit, wie sie bei uns verehrt wird und als Maßstab gilt, ist eine Erfindung des nordischen Leistungsmenschen. Der nordische Mensch erlebt seine Welt als etwas, das ihm gegenübersteht als sein „Gegenstand" (objectum) und das für ihn da ist, damit er etwas an ihm leiste durch Gestaltung[3]. Der echte Beduine aber ist kein Leistungsmensch.

---

[1] Räuber, der nicht in Form des Raubzugs (ṛazu) raubt.

[2] „Angebundener": Häftling, Gefangener.

[3] Vgl. L. F. Clauß, Die nordische Seele. 6. Aufl. München 1937.

Seine Welt ist ihm nicht Rohstoff zur Gestaltung, sondern ein Tummelplatz, auf dem er hin und her gesandt wird durch die Befehle seines äußeren Schicksals - ob er nun dieses „Gott" nennt oder anders. Von dort her wird bestimmt, was wahr ist und was nicht. Nicht nur in großen Dingen, auch in kleinsten. Das Leben bewegt sich hin und her in einer weit gedehnten, aber fest umgrenzten Flucht von wechselnden Weideplätzen. Was außerhalb dieser Welt der Steppen und Wüsten liegt, ist für ihn Fremdland und geht den Nomaden nichts an. Das ist die Welt der Sassen, der Acker- und Häusermenschen, bei denen alles „anders" ist. Man beraube sie, wenn Gott die Gelegenheit zuwirft, man kaufe von ihnen, wenn es nicht anders geht - sonst halte man sich möglichst ferne. Seinen Raub aber nennt der Beduine ehrlich Raub - nicht Urbarmachung oder Erschließung und Zivilisierung, wie der Leistungsmensch der Gegenwart so gerne seine eigenen Weisen, Fremdland zu berauben, nennt. In diesem einen Punkte kann der Beduine sogar sachlich „wahrer" scheinen als der seinem Wesen nach sachliche Leistungsmensch. Und er ist stolz darauf, ein anständiger, ritterlicher Räuber zu sein, der die Spielregel kennt und sie achtet.

Dieses Regelwerk gestaltet die Außenseite des beduinischen Lebens. Gemeinschaft, selbst im schlichtesten Sinne, unter beduinischen Menschen und gar eines Fremden mit Beduinen, wäre ohne diese Spielregeln nicht möglich. Aus ihnen baut sich - von außen her - der beduinische „Charakter". Ohne sie würde er jeglichen Halt verlieren. Von innen gesehen nämlich ist der echte Beduine ein Mensch des „Zufalls". Die Weise, in der er seine Welt erlebt und sich zu ihr verhält, könnten wir den S t i l d e s Z u f a l l e n s nennen. Sein Leben fällt ihm zu von Augenblick zu Augenblick, und oft scheint es, als ob seine Augenblicke untereinander keinerlei Verbindung hätten. Der Augenblick wird ihm gleichsam zugeworfen aus den Händen Gottes, und die Sache des Gläubigen ist es, das Zugeworfene demütig zu erfassen - so, wie der Bettler einen Pfennig auffängt aus der Hand des Spenders. Alles, was dem Menschen zufällt, kommt von Gott, und es ist nicht Sache des Menschen, das Zugefallene zu prüfen. Erwerb geschieht nicht durch zielgerichtete Leistung (das wäre nordischer Stil des Erwerbens), sondern durch rechtes Erfassen der von Gott

geschenkten Beute. Wenn ein Wehrloser dir in den Weg läuft, so hat ihn Gott selber dir zugeworfen als Beute, also: plündre ihn aus bis aufs Hemd, nein, bis auf die Haut, und laß ihn dann laufen! - Mitleid? „Er könnte ohne Kleidung und Wasser und Reittier verdorren in der Wüste" -? Das Mitleid ist bei Gott! Dich da einzumischen, das hieße, dich überheben. Lästere Gott nicht, indem du die Beute ausschlägst! Wenn Gott dem Beraubten helfen will, so wirft er ihm zu, was er braucht: Kleidung, Wasser, Kamele.

Alles Verhalten des Beduinen zu seiner Welt gründet in einem Hinhorchen auf die zufallenden Augenblicke, und all sein Erwerb gründet im Weidenlassen und Sichvermehrenlassen und im Rauben der Kamele. Dem Zufall entgegenzugehen, ist ihm das Köstlichste: durch kleine Streifzüge und weit ausholende Beutezüge, die Wochen dauern und in weit entlegene Gebiete führen und dann in einem plötzlichen Zugriff gipfeln, dem das Gut der völlig überraschten Opfer zur Beute fällt. Darüber hinaus gibt es für den Beduinen keine Gestaltung seiner landschaftlichen Umwelt. Die Welt, die der Erlebensweise des Zufallsmenschen entspricht und ihn umgibt als sein stilgemäßes Lebensfeld, ist eine mit Menschenhänden wesentlich nicht gestaltete, mit beduinischen Kulturmitteln nicht gestaltbare Welt. Es ist eine Welt, in der Kamele, als wären sie in voller Freiheit, leben können: fast ohne ordnenden Eingriff des Menschen. Seine Kamele sind Nomadentiere, nicht Haustiere. Sie sind nicht ausgezähmt, sondern verbleiben immer halbwild. Beduinen erzählen, daß manchmal eine ganze Herde in ihre volle Freiheit zurückfällt und sich durch plötzliche Flucht der Hand des Menschen entzieht. Dann besteigt ein Reiter ein noch botmäßiges Rennkamel, ereilt die Flüchtigen, mischt sich unter sie, setzt sich an ihre Spitze, macht so seinen Renner zum Leitkamel der fliehenden Herde und führt zuletzt die Ermüdeten in weitem Bogen ins Lager zurück. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Kamel des Bauern und dem Kamel des Nomaden. Dieses lebt, als wär es frei, in der wirklichen, von Menschenhänden nicht gestalteten Natur; jenes ist ein zahmes, hausgewöhntes Geschöpf aus Menschenhand, das auf Märschen oft genug abhängt von mitgenommener Nahrung.

Wie fremd dem Beduinen jeder Gedanke eines gestaltenden Eingriffs in

seine Naturwelt ist, davon zeugt z. B. sein Verhalten zu dem in den trocken-heißen Steppen und Wüsten kostbarsten Stoffe: dem Wasser. Sehen wir davon ab, daß für eine gestaltende Hand viel größere Mengen von Wasser zugänglich wären als das, was in Winterpfützen, Löchern und Felsspalten sich von selbst anbietet, bis es – mit zunehmender Sommerhitze – mehr und mehr verschwindet. Wir sprechen jetzt nur von der Beschaffenheit des Wassers, das für den Beduinen wirklich da ist. Dieses besteht zur Hälfte vielleicht immerhin aus H_2O, der Rest aber sind Zusätze allerverschiedenster Art: vor allem mineralische, die es zur gelb- bis dunkelbraunen Brühe machen; dann pflanzliche und tierische Zusätze, besonders Larven von Kerbtieren, auch Menschenschweiß (denn sie baden ja auch darin), und – schweigen wir lieber von weiterem! Diese Beschreibung ist nun freilich mit europäischen Gefühlen durchsetzt, die wir bei der Beurteilung der Sachlage grundsätzlich ausschalten müssen. Unappetitlichkeit und Gesundheitswidrigkeit sind Eigenschaften, die es für ein beduinisches Bewußtsein nicht gibt. Vom Haushalt des Beduinen aus gesehen liegen die Dinge so: der Satz in den Kochgefäßen bildet eine dicke, klebrige Schicht, die den Frauen sehr lästig wird. Beim Wandern füllt er unnötig die Schläuche und belastet die Tragtiere. Niemals aber ist ein Beduine auf den Gedanken gekommen, dieses Wasser für den Gebrauch zu reinigen – sei es auch nur, es durch ein oder mehrere Tücher zu seihen. Statt auf solche einfachste Weise zu gestalten, gießt man von Mal zu Mal den Satz weg, läßt sich Krusten bilden, belastet die wassertragenden Tiere zur Hälfte mit Dreck.

Nur zu einem Zwecke wird notwendig ein Wasser ohne d i e s e Zusätze gebraucht, nämlich zum Haarwaschen. Zu seiner Herstellung gibt es denn auch ein natürliches Filter, und das ist jenes Allerweltsgeschöpf, in dessen Dasein alles beduinische Dasein gründet: das Kamel. Als Haarwasser nämlich benutzen besonders die Frauen den frischen Harn der weiblichen Kamele. Es ist gleichsam ein auf organischem Wege filtriertes Wasser und hat aus dem Stoffwechsel des Kamels einige Zusätze mitbekommen, die nach Versicherung der Beduinenfrauen dem Haare ganz besonders zuträglich sind. Sie geben dem Haar einen Stich ins Rötliche und einen herben Duft wie von bitteren Kräutern.

19. Arbeit ohne Leistung

Der beduinische Vollmensch fühlt sich als Herr und arbeitet nicht. Leistung - in der Welt des nordischen Menschen der höchste aller Werte - bedeutet ihm keinen Wert. Arbeit, soweit sie nun eben durchaus nicht zu vermeiden ist - Haushalt, Abbau und Wiederaufbau des Lagers, Wasserholen von den stets weit entfernten Wasserstellen -, wird also nur von solchen besorgt, die nach beduinischen Begriffen nicht Vollmenschen sind: von Sklaven und von Frauen. Beide gelten nach arabischer Anschauung als „Besitz". Die Töchter freier Araber werden zwar „Freie" genannt, aber - nun, davon in unserem nächsten Kapitel. Vom Leben der Sklaven und Frauen aus gesehen, ist also das beduinische Dasein doch nicht arbeitsfremd. In den „Niederungen" des Lebens gibt es einen Arbeitstag mit festem Arbeitsgange. Es ist wichtig, uns den Verlauf eines Arbeitsmorgens einmal aus der Nähe anzusehen.

Vor Morgengrauen schon hört man die schläfrige Stimme der Zeltmutter. Sie wittert den kommenden Morgen und ruft ihre Tochter, die noch ein kleines Mädchen von vielleicht sechs Jahren ist. Tonlos, aber unaufhörlich spricht sie den Namen: „jā Ḥmejde! jā Ḥmejde! jā Ḥmejde . . .!" bis schließlich die Kleine erwacht. Diese torkelt auf, wankt hinaus und schleift ihr langes, dunkelblaues Hemd nach. Schlaftrunken ordnet sie es, rafft es hoch, um sich zu gürten, und läßt den Bausch über den Gürtel bis unter die Knie fallen. Der Saum fällt dann noch immer bis auf die Knöchel. Die Kleine bringt getrockneten Kamelsmist und dürres Gestrüpp, beides als Brennstoff. Inzwischen räkelt sich eine Sklavin hoch und facht das Wirtschaftsfeuer an im Frauenzelte. Wenn möglich, bleibt sie hocken an der Stelle, wo sie vorher lag: aufstehen wäre schon ein Übermaß an Arbeit. Zu ihrer Zeit kommt auch die Zeltmutter hoch, prüft und festigt die Pflöcke des Zeltes und streckt die Seile.

Allmählich wird es heller. Durch den weiten Eingang des Zeltes sieht man wie Nebelballen die Leiber der lagernden Kamele. Nach einer Weile hört man von der Männerseite des Zeltes her die Stimme des Zeltherrn. Er ruft Zejf-Allah, einem seiner Söhne: „jā Ẓejf-Allah! jā Ẓejf-Allah! jā Ẓejf-

Allah ...!“ – tonlos, aber unaufhörlich. Der Zeltherr bleibt liegen, der gerufene Junge kommt allmählich hoch, faßt die große kupferne Bratpfanne an ihrem langen Stiel und geht hinaus zu den Kamelen. Von diesen hat sich eines und das andere erhoben und steht auf drei Beinen (ein Vorderbein ist nachtsüber in der Kniebeuge gefesselt). Der junge Zeif-Allah tritt an eine Kamelsstute, die sich soeben erhoben hat, heran und fängt in der Bratpfanne ihren frischen Harn auf. Dann geht er zur nächsten und weiter, bis er die Pfanne nur noch mühsam mit zwei Händen zu halten vermag. Nun bringt er sie ins Frauengemach und setzt sie behutsam auf die Erde. Die Frauen werfen ihre hölzernen Kämme in den Harn, lösen ihre Zöpfe – erst nur einen –, neigen die gescheitelten Köpfe über die Pfanne, schöpfen mit den hohlen Händen den bitter duftenden Harn und übergießen damit das offene Haar. Dann wird das Haar auf der einen Seite wieder sorgsam geflochten und danach der andere Zopf gelöst und mit Kamelsharn getränkt. Dieses Haarwaschen soll auch die Läuse töten, doch habe ich Gründe, am Erfolg zu zweifeln.

Inzwischen regt sich's im Männerraume. Einer hat Feuer gemacht und röstet darauf grüne Kaffeebohnen, eine vorzügliche Sorte jemenitischen Kaffees. (Der beste Kaffee kommt aus dem Lande Jemen. Dort liegt auch Mocha, das dem „Mokka“ seinen Namen gab.) Dann wirft er sie auf eine Kühlplatte und von da in den Mörser. Darin stampft er sie zu Pulver und braut dann umständlich das Getränk in drei verschiedenen Messingkannen von verschiedener Größe, von denen jede einen anderen Zweck und Inhalt hat. Diese drei Kaffeekannen sind das Herz und Heiligtum des beduinischen Haushalts. Das Rösten, Stampfen, Brauen, Würzen, Mixen und Verteilen des Kaffees wird für die Männer stets von Männern besorgt, und zwar, wenn Gäste da sind, in deren Gegenwart und meist vom Zeltherrn selbst. Sonst auch von einem seiner Söhne oder von einem bevorzugten Sklaven. Es ist ein Ehrenamt, dessen Ausübung nicht als Arbeit empfunden wird, sondern als ein feierliches Spiel und Anlaß zum Austausch von Ehrenerweisungen: vergleichbar dem „Präsidium“ an den früheren Kneiptischen deutscher Studenten.

Dieser Frühkaffee wird noch in der Körperlage genossen, in der die Schlafenden erwacht sind. Sie sind an dieses Reizmittel so sehr gewöhnt, daß manche von ihnen nicht munter werden können vor dem Genuß einiger Täßchen dieses sehr starken, ungesüßten Getränks. Oft kamen Männer zu mir und baten mich um ein Stärkungsmittel: ihre Kraft sei „wie zerbrochen". Das ist die nervenzerstörende Wirkung dieses dauernden Genusses stärksten Kaffeeabsuds: ohne Koffein kein Antrieb mehr zu irgendwelcher Handlung. Der Kaffee wird stets ohne Zukost genossen. - Schließlich erhebt sich doch einer der Kaffeetrinker und schaut über die Teppichwand, die den Männerraum vom Frauenraum trennt, hinüber, ob es schon bald etwas zu knabbern gibt. Ihm ist der Duft des frischen Brotes in die Nase gestiegen. Im Frauenraume nämlich bäckt jetzt über dem Wirtschaftsfeuer eine der jungen Frauen frisches Brot, indem sie dünnen Teig auf eine nach außen gewölbte heiße Eisenplatte aufgießt: so geschickt und so behende, daß kaum je ein Tropfen über den Rand hinabfließt. So entstehen runde, fast papierdünne Fladen. Sie werden hinüber in den Männerraum gebracht, dazu frische, schaumige Kamelsmilch. Sie geht in hölzerner Schale reihum. Die dünnen Brotfladen legt man sich gerne wie Mundtücher über den Arm oder aufs Knie, und gelegentlich wischt man sich auch den Mund und die Hände damit. Sie sind noch heiß und am Rande knusprig. Dies alles aber genießt vorläufig nur der Mann. Die jungen Frauen und die kleinen Mädchen aber bekommen noch lange nichts. Sie haben immerfort auf die Feuerung zu achten.

Währenddessen haben die Kamele alle sich erhoben. Man sieht sie in Gruppen stehen: hier weiße, dort braune, hier Hengste, dort Jungstuten und dort Mütter mit ihren Füllen. Und in Gruppen ziehen sie dann gemächlich fort aus dem Lager, ihrer Weide zu, während die Sonne aufgeht und den Umriß der Tiere - all dieser hohen Höcker und langen geschwungenen Hälse - in seltsam verzerrten Schatten auf den Feuersteinboden hinmalt. Zwischen den Schatten glitzert der Kies und blendet. Gedehnte Rufe der Hirten schwingen noch eine Weile über der Landschaft, entfernen sich und verklingen. Die Sonne steigt, und das Lager wird still und leblos.

20. Arabisches Frauenschicksal

Dies ist der übliche Lebensgang einer Beduinin:

Nach der Geburt bleibt sie ein bis zwei Jahre um die Brüste der Mutter. Ihr Lebensinhalt ist Saugen, Weinen, Küssen: warme Körpernähe, weiches Glück - das einzige Ungetrübte in ihrem Leben. Sobald es weint, wird dem Kinde die Brust hingehalten: ein Brustkind weinen zu lassen, wäre Unmenschlichkeit. Mutter und Kind spielen miteinander wie Kätzchen (nur die Schmutzkruste wird dem Kinde nicht abgeleckt, denn sie dient als Schutz gegen den bösen Blick). Sobald aber das kleine Mädchen anfängt zu krabbeln und sich aufzurichten, verliert es für die Mutter mehr und mehr seinen Wert als niedliches Spielzeug. Jetzt fängt man an, das Kleine wegzustoßen. Es ist überall im Wege und wird, wenn es Glück hat, einer älteren Schwester von sechs bis zehn Jahren auf den Rücken gesetzt. Die kann nun sehen, wie sie mit ihm fertig wird. Bis zu seinem dritten Jahre freilich, bisweilen auch länger, kehrt es noch oft genug zur Brust seiner Mutter zurück. Dann aber löst sich völlig das Verhältnis der warmen Körpernähe zwischen Mutter und Kind, und dann ist das kleine Mädchen wie ausgestoßen von der Mutter und von allen. Die „große Schwester", der es zur Last fällt, stopft sein Weinen mit erbettelten Brocken und beneidet doch ihren Pflegling um jeden einzelnen Bissen, den sie ihm ins ewig gierige Mäulchen stopft.

Und unversehens wird das kleine Mädchen dann selbst zur „großen Schwester", die ihre kleinen Schwestern und - was noch schlimmer ist! - ihre kleinen Brüder, diese quäkenden Quälgeister, hütet, umherträgt, stopft und beneidet. Das ist die schwerste Zeit im Leben des Mädchens. Sie ist es jetzt, die vor dem ersten Morgengrauen von ihrer halbschlafenden Mutter durch jenes tonlose Rufen aus dem Schlummer gequält wird, bis sie verstört und stöhnend aus dem Zelte taumelt, um Brennstoff fürs Wirtschaftsfeuer zu sammeln. Das ist die Zeit, wo in dem kindlichen Gesichtchen sich ein Ausdruck festsetzt wie von vielgeschlagenen, böse gewordenen Tieren - die Zeit, wo sich das Kind die Augenblicke zum Spielen stehlen muß und sich noch hüten muß vor den Stein-

würfen der unbändigen Buben, auch der kleinsten, selbst ihrer eigenen Pfleglinge. Das ist die Zeit, wo ihr die Jugend geraubt wird[1].

In ihrem elften oder zwölften Jahre etwa, wenn sie anfängt, heiratsfähig zu werden, bessert sich ihr Los. Jetzt besinnt man sich darauf, daß sie eine Ware ist, für die man einen möglichst hohen Kaufpreis will. Der Preis für ein gesundes Mädchen aus angesehener Sippe beträgt z. B. bei den Beni Sachr in Nordarabien durchschnittlich fünf Kamele im Werte von etwa 2000 Mark. Das mannbare Mädchen wird geschont, denn der künftige Käufer legt Wert auf blühendes Aussehen.

Wenn sie jung vermählt ist, genießt sie noch einmal das Glück der Körpernähe, aber diesmal getrübt durch ständiges Bangenmüssen um die Neigung ihres Gatten. Das Erlebnis ihrer Ehe (wenn man es so nennen kann) ist völlig eingefaßt in das Bewußtsein, ein durch Kauf erworbenes, rechtmäßiges Besitzstück ihres Gatten zu sein. In sehr jungen Ehen kann - bei großer Verliebtheit des Gatten - dieses Bewußtsein zurücktreten, so daß es aussieht, als stünden da zwei junge Menschen mit gleichem Rechte zusammen. Das dauert so lange, wie der Ehemann nichts weiter als ein großer Junge ist, der im Grunde nach einer mütterlichen Hand verlangt und noch völlig erschüttert ist vom Eintritt in die Welt des geschlechtlichen Erlebens. Ist aber die Ehe Gewohnheit geworden, so ist der Mann Besitzer und die Frau sein Gut. Es gibt nicht wenig Familienstreit in den Nomadenzelten, aber niemals Ehetragödien im tiefen Sinne dieses Wortes. Tragik ist nur möglich in einer Ehe, wo beide Partner aus eigenem Gesetze leben. Das ist heute in keiner arabischen Ehe möglich.

Wir zeichnen im folgenden den Umriß einiger Typen beduinischer Ehefrauen. Da ist die kindlich Träumende, die durch die schlimmen Jahre, da sie umhergestoßen und dann als „große Schwester" von kleinen Quälgeistern und von den Erwachsenen im Haushalt mißbraucht wurde, doch ihre gläubige Anmut sich nicht stören ließ. Sie hat einen überschlanken Leib und große, dunkle, weitgeöffnete, stark glänzende Augen - die echten Augen der wüstenländischen

---

[1] Tafel XXX (unteres Bild).

Rasse. Man hört es schon am schwingenden Klang ihrer Stimme, wie sehr sie benommen ist von dem ungeahnten Wunder, zärtlich geliebt zu werden. Aber dieser Zustand dauert meist nicht lange. Wenn die Liebe ihres Gatten nachläßt, ohne die sie nun nicht mehr leben kann, dann stirbt sie innerlich ab und endet in einer Art von seelischer Erblindung, die auf den, der ihr Schicksal nicht kennt, als hoffnungslose Stumpfheit wirkt.

An ihre Stelle kann dann als Gattin desselben Zeltherrn ein anderer Frauentypus treten: die nüchtern Zufriedene, die in kalter Berechnung sich den Launen ihres Gatten anpaßt, um sich durch Unentbehrlichkeit dessen Neigung möglichst lange zu erhalten. Sie ist – in jenen Fällen, die mir begegnet sind – heller von Farbe und hat einen schärfer gezeichneten Umriß, schärfer, als die reine Gestalt der wüstenländischen Rasse es verträgt. Alle entstehenden Mißhelligkeiten werden künstlich fortgelacht. Im tiefsten Grunde graut ihr vor dem Verluste dieses erlachten Friedens. Heimlich ist sie stets auf ihrer Hut und hält sich darum ziemlich lange[1].

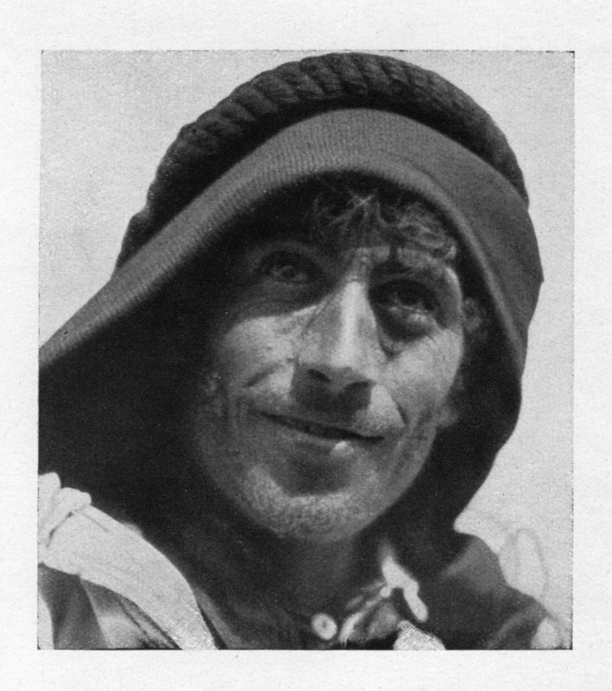
Am häufigsten findet sich wohl die mürrisch Gebrochene, die aus der ewigen Angst ihrer letzten Mädchenjahre nicht mehr hinausfindet und die in der Ehe gegebenen neuen Möglichkeiten nicht mehr zu nutzen weiß. Sie geht umher, als trüge sie eine Last. Ihr Antlitz legt sich früh in hangende Falten, und selbst ihre starke Nase wirkt nicht als geschwungen, sondern lastet. Man sieht sie niemals lachen, außer in Schadenfreude. Sie gehört, obschon sie unter den Beduininnen häufig vorkommt, doch nicht dem Menschentypus an, der sich zum beduinischen Leben eignet. Sie ist dazu bestimmt, am raschesten in jenen Zustand zu versinken, dem früher oder später fast jede beduinische Ehefrau verfällt, sobald ihr Gatte sich eine neue, jüngere Frau erwirbt: dem Zustand der Zurückgesetztheit oder gar der Verstoßenheit[2].

Man könnte daneben noch mancherlei Frauentypen stellen: Tarfa, die Schleicherin, der bei allem Ränkespiel doch immer vor ihrer eigenen Dumm-

---

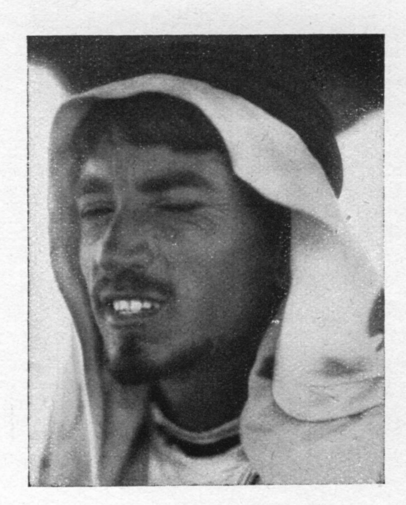
[1] Tafel XXIII.

[2] Tafeln XXXI und XXXII.



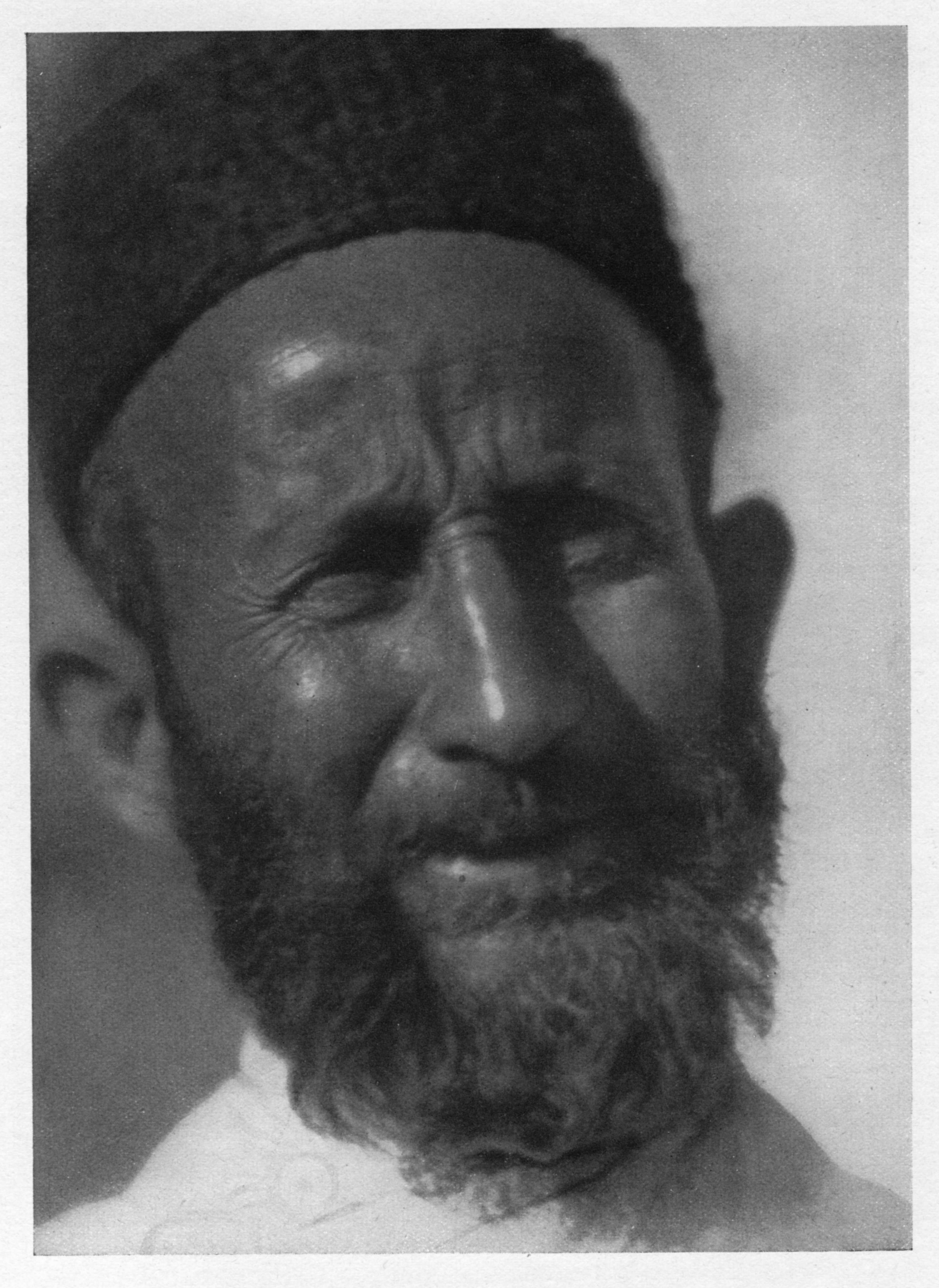


XXXIII. Gesichter wüstenländischer Rasse mit dem kennzeichnenden Ausdruck scheuer Flüchtigkeit. *Oben:* Beduine. *Unten:* Jüdisches Mädchen aus Jerusalem (zu S. 143)

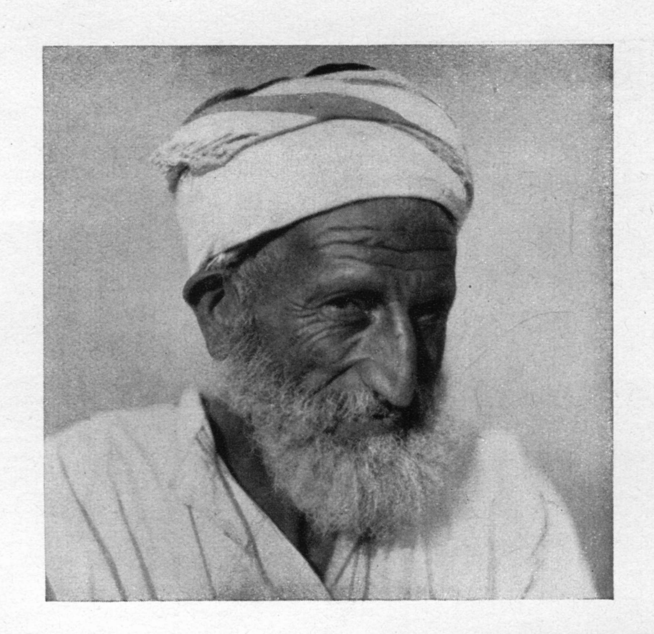


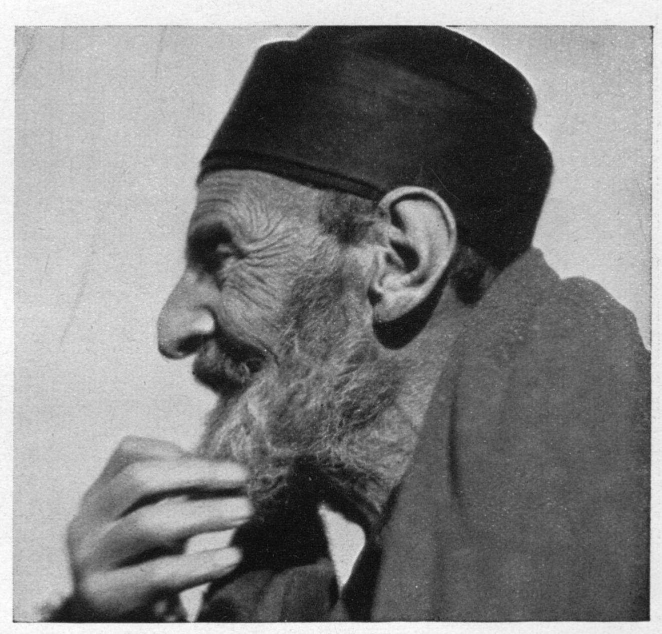


XXXIV. *(oben):* Scheich Châlid. Die Augen glühen auf. Wüstenländischer Ausdruck
(unten): Beduinendichter und jemenitisches Judenmädchen (zu S. 147)



XXXV. Jude aus Buchara mit wesentlichen Zügen der vorderasiatischen Rasse. Metzger (Schächter). Handwerk gründet hier in spitzfindigem Wissen (zu S. 151)





XXXVI. *(oben):* Arabischer Dörfler (Fellâch) mit vorderasiatischen und wüstenländischen Zügen *(unten):* Jude aus Aleppo, wesentlich vorderasiatisch. Jemand sagt zu ihm: Du bist ein großer Gelehrter (zu S. 152).

heit bangt. Wir zeichneten sie in unseren Kapiteln „Sat'as Verstoßung", „Der Liebestrank" und „Zu den Kamelen!" und zeigen sie auf Tafel XXIX (unteres Bild und oberes Bild rechts). Auf demselben Bilde und auf den Tafeln XIX, XX und XXX (oberes Bild) findet sich auch Sat'a, ihre Gegenspielerin. Sie haßt ihren Gatten von Anfang an: sie haßt ihn als den Feind ihrer Sippe, dem sie als Preis und Zeichen der Versöhnung ausgezahlt wurde, und sie haßt ihn als ihren Bedrücker und Tyrannen. Alle „Liebe", die sie ihm darzubringen vermag, ist im Grunde nichts als Angst und umgestülpter Haß. Sie hätte, ihrer Anlage nach, eine Frau von größerem seelischen Ausmaß werden können. Aber den eisernen Zwang der Gemeinschaftsform, in die sie hineingebannt ist, vermag sie nicht zu sprengen, und so mußte von ihrer Jungmädchenzeit an all ihr Erleben in stummer Auflehnung erstarren, erleichtert von Zeit zu Zeit durch einen fruchtlosen Ausbruch ihrer mißbrauchten Leidenschaften.

Von den mehreren Frauen eines vornehmen Beduinen ist immer mindestens eine verstoßen, ohne endgültig fortgejagt zu sein. Das Schicksal einer solchen zurückgesetzten Frau ist vielleicht das trostloseste, das sich denken läßt. Da sie die Sinne ihres Gatten nie mehr erobern wird, hat sie nichts mehr zu hoffen. Unsere Tafel XXXII gibt einen Blick in solch ein Frauenantlitz, das jenseits aller Hoffnung ist. Sie kann auch nicht entfliehen, oder die Flucht wäre soviel wie Selbstmord: sie würde sich damit außerhalb der beduinischen Gemeinschaftsordnung begeben und rechtlos und schutzlos werden wie ein jagdbares Tier. Wenn nicht ein fremder Mann es unternimmt, sie gewaltsam aus ihrem Stammesverbande zu reißen und in Fremdgebiet zu verpflanzen - und wann käme das vor! -, so bleibt ihr nichts übrig, als da zu sein und sich als Luft behandeln zu lassen bis zu ihrem Ende. Diese Art der hoffnungslosen Verstoßenheit ist ein typisches Frauenschicksal arabischer Steppe. Einmal kam eine solche Frau zur Nacht in mein Zelt und bat mich, sie zu entführen. Ihr schien jedes andere Schicksal erträglicher und hoffnungsvoller als das ihrer Verstoßenheit.

Trotz alledem, wer an das Leben der arabischen Städter gewöhnt ist, dem fällt, wenn er zu den Nomaden der Steppe hinauskommt, zuerst die Freiheit

der Beduinenfrauen auf. Die Städterin geht auf der Straße doppelt verschleiert und ist im Hause für männliche Gäste unsichtbar. Ist man bei einem städtischen Hausherrn zu Besuch, und ist Dienerschaft im Augenblicke nicht vorhanden, so schiebt die Gattin das Kaffeetablett am Fußboden durch die Tür, sie selbst aber wird auf keine Weise sichtbar. Bietet nun der Hausherr Zigaretten an und ruft: „Streichhölzer!", so fliegen diese durch die Luft herbei, von unsichtbarer Hand geworfen. Die Beduinin dagegen geht mit unverschleiertem Antlitz, wenigstens in Nordarabien. Nur wenn ein ganz Fremder sich dem Frauenzelte naht, wendet sie sich ab oder taucht mit Mund und Nase unter ihre Kopfhülle oder die lange Schleppe ihres Ärmels. Nur das Auge bleibt auch dann noch frei.

Die beduinische Braut wird verkauft wie die Städterin, aber meist nicht völlig ohne ihren Willen und nicht gern an einen ihr Unbekannten. Das Vorrecht hat der Sohn des Vaterbruders. Er kann zugunsten eines andern Bewerbers auf dieses Vorrecht verzichten, hat aber dann das Recht, eine „Abstandssumme" zu fordern. Jedenfalls kennt das Mädchen seinen Bewerber vor der Hochzeit. Im beduinischen Leben ist somit bräutliche Liebe möglich, im städtischen Leben nicht. Der städtische Bräutigam bekommt seine Braut nicht zu sehen vor der Brautnacht. Sie wird von seiner Mutter oder sonst einer älteren Verwandten für ihn ausgesucht: er kauft buchstäblich die Katze im Sack. Kein Mensch vermag über diese Dinge platter und minder romantisch zu denken als die arabischen Städter und Städterinnen, diese bis auf den roten Fes europäisch gekleideten Efendis und die verschleierten Haremsdamen: da findet sich keine Spur mehr von Tausend und einer Nacht. (Vgl. Tafel VIII.) Obschon – oder eben darum, weil die Unvermählten fast dauernd in einer vagen Gereiztheit leben, verachten sie mit dem Verstande jede Handlung, die nicht aus nüchterner Berechnung, sondern aus „Liebe" erfolgt. Liebe sei „Sache der Esel, die vor Geilheit schreiend hinter den Stuten herstürmen". Und sie tun ganz recht daran, das zu verachten, was sie „Liebe" nennen.

In der arabischen Stadt könnte Liebe – voreheliche Neigung zu einer einzelnen, besonderen Frau – ja nur entstehen durch einen Verstoß gegen die Sitte

der Unsichtbarkeit der Frau: durch einen gestohlenen Blick in ein entschleiertes Antlitz. Darum hat Liebe für den arabischen Städter auch immer etwas vom Diebstahl an sich. Der Beduine dagegen wirbt mit Ernst um seine Geliebte: nicht nur durch eine Kaufsumme und nicht nur bei ihrem Vater, sondern auch bei ihr selbst. Er wirbt nicht um ihren Besitz, sondern um ihre Neigung. Geworben wird in der Steppe mit gleißenden Geschenken. Oft bat mich ein liebender Jüngling um irgendein glitzerndes Ding für seine Auserwählte. Solche Geschenke bringt man der Geliebten bei nächtlichem Stelldichein. Dies aber streng heimlich: ist es heimlich, so ist es berechtigte Gewohnheit; kommt es zutage, so ist es Schande. Dabei verweigert das Mädchen nach Möglichkeit den geschlechtlichen Umgang, denn dessen voreheliche Folgen würden alles zutage bringen, würden sie entwerten und ihr Tod sein.

Freilich, mißt man die Freiheit der beduinischen Frau mit abendländischem Maße, so schrumpft sie gar sehr zusammen. Eine Frau, die – wie Chadîdse, die erste Gattin des Propheten Muhammad – selbständige Unternehmerin weitverzweigter Handelsgeschäfte wäre, ist heute im gesamten arabischen Leben nicht mehr denkbar. Vielleicht kann man, geschichtlich gesehen, von Resten weiblicher Freiheit bei den Beduinen sprechen, denn es muß einmal anders als heute gewesen sein. In der ersten Blütezeit des Islams gab es „Minnesang" in der arabischen Gesellschaft (vor dem abendländischen Minnesange), und das bedeutet ein freies Besingen geliebter Frauen auch dann oder gerade dann, wenn die Besungenen die Ehefrauen anderer Männer, und zwar besonders hochgestellter Männer, sind. Man vergleiche: im heutigen städtischen Leben der Araber wär's ein schwerer Verstoß, bei einem Besuche den Hausherrn auch nur nach dem Befinden seiner Frau Gemahlin zu fragen. Die Frau ist für den Fremden nicht nur unsichtbar, sondern gar nicht vorhanden. Schon die Frage nach ihrem Befinden wäre eine unerlaubte Berührung, ein Griff nach dem Eigentume des Hausherrn. Aber auch ein Beduine würde ein Lob seiner Gattin aus dem Munde des Gastes für unschicklich halten und mißtrauisch werden – ein Mißtrauen, das rasch in Eifersucht und feindliche Handlungen ausschlägt.

Geschichtlich betrachtet, ist die Unfreiheit der arabischen Frau gewiß im städtischen Leben entstanden und von da aus mehr und mehr „aufs Land", d. h. zu den Nomaden der Steppe, gedrungen. Gerade die Stammeshäupter haben öfters eine städtische Frau in einem städtischen Hause und lernen dort städtische Sitten kennen, die ihnen bisweilen desto nachahmenswerter scheinen, je mehr sie der männlichen Willkür zuträglich sind.

21. Der semitische Mensch

Das Wort „semitisch" ist, wie schon erwähnt (vgl. S. 27), kein gewachsenes Wort, sondern eine von der europäischen Wissenschaft geschaffene Bezeichnung, die zunächst eine Gruppe von einander ähnlich gearteten, untereinander verwandten Sprachen bezeichnen sollte. Erst hiervon leitet sich die Bezeichnung „Semiten" ab, mit der dann die Sprecher dieser Sprachen gemeint sind. Wir werden einen Blick auf das Besondere dieser Sprachen zu werfen haben, um von da aus weiter zu fragen: Was ist denn das Besondere im Wesen jener Menschenart, die diese Sprachen als einen Ausdruck ihrer Wesensart hervorgebracht hat?

Eines der Kennzeichen dieser semitischen Sprachen ist ihre Weise, das einzelne Wort aus drei Mitlauten (Konsonanten) zu fügen: diese allein gehören zum Worte selbst, sind aber für sich selbst nicht aussprechbar, sondern bedürfen der Füllung durch Selbstlaute (Vokale). Die Vokale aber gehören nicht zum Worte selbst, sondern sind grammatische Zeichen. Ein Wort als einzelnes Eigenwesen zu fassen und für sich hinzustellen, wie man das mit jedem germanischen Worte tun kann, ist also im Bereiche semitischer Sprachgestaltung nicht möglich: wo da ein Wort als fertiges Gebilde auftritt, ist es schon nichts mehr „für sich", sondern es ist durchgriffen vom Gerüste der Grammatik.

Wie es dabei zugeht, mag ein kleines Erlebnis zeigen. Nach meiner Beduinenzeit verblieb ich noch eine Weile in meiner Werkstatt bei Jerusalem und ließ mir dort wieder von Muhammadîje und, wenn es not tat, auch von ihrem

Manne bis zuletzt das Haus besorgen (vgl. S. 39 und Tafel XII). Eines Tages brach ich dann meine Arbeit ab und beschloß die Heimkehr nach Deutschland. Ich bereitete die beiden darauf vor: es komme eine Zeit, da ich fern sein und auch lange fern bleiben würde; da sollten sie sich eine andere Bleibe suchen, denn ich kehrte zurück in mein Land. Die Fellachin meinte, sie kämen selbstverständlich mit mir - samt ihrem Kinde, das sie gerade auf dem Arme trug. Ich sprach: „Das Land ist euch zu ferne, und ihr versteht nicht die Sprache jenes Landes." Da meinte die Frau: „Du hast unsere Sprache erlernt, wir werden auch die deine lernen." Ich sagte: „Wohlan, wir werden gleich beginnen. Das, was du auf deinem Arme trägst, heißt in unserer Sprache ‚Kind'. So sagt man, wenn es nur ein einziges ist. Nun denke dir aber, es seien drei oder vier. Wie, meinst du, werden dann die Leute sagen?" Und nun begann sie, das Wort kind, das ja - wie ein semitisches Wort - drei Mitlaute (Konsonanten) zählt, auf semitische Weise zu behandeln. Sie bot mir fast alle Mehrzahlformen an, die ihrer arabischen Mundart geläufig waren: iknâd, kunûd, úknud, aknâd, kanâdi, usw. Zum Bestande des Wortes kind rechnete sie nur die drei Mitlaute k, n, d; den Selbstlaut aber, das i, und die Weise, wie es zwischen die Mitlaute eingefügt ist, konnte sie nur als grammatisches Zeichen der Einzahl verstehen und ersetzte beides nun durch Mehrzahlzeichen. Daß der Selbstlaut i zum Kern des Wortes gehöre, ist ihrer semitischen Sprachauffassung fremd: die Vorstellung vom „Kerne" des Wortes ist semitischem Bewußtsein nicht faßbar, oder aber der Kern ist ein Gebilde, das an sich selbst nicht greifbar ist, gleichsam nicht zum Stehen zu bringen: etwas Urflüchtiges, das jedem Zugriff sich entwinden will.

Dies ist nur eine Seite der Sache. Wir begnügen uns hier mit dieser. Sprache ist Ausdruck einer Art, nämlich der Art der Sprecher dieser Sprache. Doch kann als Sprecher im strengen Sinne nicht jeder gelten, der diese Sprache nur erlernt hat, selbst dann nicht, wenn er in sie hinein geboren ist. Wenn ein Neger unter Deutschen aufwächst und es lernt, sich mühelos der deutschen Sprache zu bedienen, so wird man doch nicht sagen können, daß die deutsche Sprache nun der artgemäße Ausdruck seines negerischen Wesens sei.

Dieser Neger wird vielleicht – wie unzählige amerikanische und neuerdings auch französische Neger – niemals j e n e Sprache lernen, die ein Ausdruck s e i n e r seelischen Art ist: er wird sie nicht lernen, weil er den Zusammenhang mit seinen Artgenossen, unter denen die artgemäße Sprache noch lebt, verloren hat. Ein gleiches gilt, wenn ein Neger in eine semitische Sprache hinein geboren wird: sie kann nicht als die „seine" im strengen Sinne gelten, denn die Schöpfer und U r sprecher der semitischen Sprachen waren nicht von negerischer Art. Die arabisch sprechenden Völker haben zwar im Laufe ihrer Geschichte viel Negerblut aufgenommen und zählen viele reine oder fast reine Neger – nicht nur als Sklaven – unter sich; diese Neger sprechen arabisch, also eine semitische Sprache. Dennoch können uns nicht Neger als Ursprecher des Arabischen gelten. Dasselbe gilt von einer Reihe anderer Rassen, die in die arabisch sprechenden Völker hineingemischt sind.

Wenn wir die Gestalt der arabischen Sprache, einer noch vollebendigen semitischen Sprache, erwägen, und damit die seelische Gestalt jener verschiedenen Rassen vergleichen, die in den arabischen Völkern gemischt sind, so findet sich unter diesen Rassen nur eine, die Arabisch als artgemäßen Ausdruck ihres Wesens spricht. Nur diese eine kann als Schöpferin und eigentliche Sprecherin – U r sprecherin – dieser Sprache gelten. Es ist eine Rasse, deren seelische Linie Starrheit und Flüchtigkeit in einer Weise verbindet, für die unserer völlig anders gearteten Sprache der kennzeichnende Ausdruck fehlt. Was aber unser sprachliches Werkzeug nicht erfaßt, vermögen wir doch mit anderem Werkzeug zu fassen. Unsere Tafeln XXXIII und XXXIV zeigen eine Reihe von Bildern, die am Bau der leiblichen Erscheinung und im Spiele des Ausdrucks deutlich genug jene Linie erkennen lassen, von der das Leben und Erleben dieser Rasse bestimmt ist. Das obere Bild auf Tafel XXXIII zeigt einen Beduinen, wie er „plötzlich da" ist. Das ist nicht nur räumlich gemeint, sondern betrifft den Eintritt seiner Bewußtheit z. B. in der Begegnung mit anderen Menschen. Doch auch grob räumlich genommen, liegt es im Stile dieser Menschen, „plötzlich da" zu sein und auch plötzlich zu verschwinden. So starr sonst die Regel ihrer Lebensführung sein mag,

die Begrüßung ist flüchtig, und Abschied kennen sie nicht[1]. Aufleuchten und Erlöschen ist die Bewegung ihres Bewußtseins. Solch ein Aufleuchten in flüchtigem Da-Sein zeigen unsere Bilder der Tafel XXXIII an zwei Menschen verschiedenen Volkes und sehr verschiedenartiger Gesellschaft aber gleicher Rasse: während das obere Bild einen jungen Beduinen aus der Gegend des Toten Meeres darstellt, zeigt das andere Bild ein jüdisches Mädchen osteuropäischer (aschkenasischer) Herkunft, das in Palästina lebt. Wir könnten den Ausdruck dieses Bildes mit dem Worte „scheu" bezeichnen und würden damit gewiß etwas Zutreffendes sagen, aber bei weitem nicht alles: wir würden gerade den rassischen Zug in dieser mädchenhaften Scheu noch nicht erfassen. Scheu sein, zumal als Mädchen, kann man auch im Stile anderer Rassen als dieser, z. B. auf nordische Weise. Die Scheu aber, die aus unseren beiden Bildern spricht, ist anders als nordische Scheu: ihr Wesen liegt in diesem plötzlichen Aufleuchten, das in sich selbst schon die Bereitschaft trägt zum plötzlichen Verlöschen.

Das Leben des nordischen Menschen hat Richtung und Ferne. Das Leben dieser Menschenart ist Augenblick. Was in die Ferne greift, die Sehnsucht oder die Sorge, ist ihr völlig unerträglich: ein heftiger Wunsch, der nicht im Augenblick erfüllt wird, wirkt wie eine tödliche Krankheit. Diese Menschen „sterben, wenn sie lieben" – oder sie glauben zu sterben. Der Gedanke, das Leben planvoll aufzubauen wie etwas, das Dauer will und wuchtigen Bestand, oder das Leben gleichsam hinauszuleisten in die Ferne der Zukunft – ein solcher Gedanke wirkt hier lebenerstickend und als Gotteslästerung. „Sie säen nicht, sie ernten nicht", sondern sie weiden ab und ziehen weiter. Das Leben fällt ihnen zu von Augenblick zu Augenblick wie Brocken aus der Hand ihres Gottes.

Tafel XXXIV (oberes Bild) zeigt den jungen Scheich Chālid vom Stamm der Beni Sachr. (Vgl. S. 102 und Tafel XVII.) Ich habe diesen Menschen

[1] Dies gilt von Beduinen, nicht vom arabischen Stadtmenschen. Das arabische Stadtleben ist wesentlich vom Stile anderer Rassen mitbestimmt: es zeigt deutlich genug jenen Zug ins Verwickelte, der einer anderen Rasse – der vorderasiatischen – entstammt.

niemals lachen sehen, und darin unterschied er sich von den meisten Menschen seiner Rasse, mit denen ich umging. In allen rassenhaften Zügen seiner seelischen und leiblichen Gestalt gleicht er durchaus dem Rassenbilde, das auch aus Tafel XXXIII uns anblickt; die Rasse ist dieselbe wie dort, doch die Person ist anders. Das Wort persona mag hier in seinem ursprünglichsten Sinne gelten: die Maske, das Gesicht für den Beschauer. Der Beschauer Châlids bin in diesem Falle ich. Der junge Scheich will mich zu einer ganz bestimmten Auffassung seines Wesens zwingen, die aber in Wahrheit nur eine Seite seines Wesens ausmacht. Diese eine Seite, die er für die einzig bedeutsame hält, soll ich für das Ganze nehmen. Er fürchtet eine Minderung seines Wertes in meinen Augen, falls ich hinter diese Maske schaute. Für ihn war ich ein „Großer", der von weit her kam und hinter dem eine Welt und vielleicht eine Macht stand, die man noch nicht kannte; es galt, mir zu zeigen, daß man auch selber einer von den Großen sei. Während mich die Beduinen sonst sehr bald mit ihrem alltäglichen Wesen wie einen der ihren umgaben, da ich dort ja stets als einer der ihren auftrat, hielt Châlid hartnäckig an seiner Maske fest. Er spielte mir gleichsam „Beduinentum für Fremde" vor. Es ist das starre, „düster glühende" Gesicht, das alle Bilder vornehmer Beduinen oft bis zur äußersten Verzerrung zeigen, soweit solche Bilder von abendländischen Reisenden aufgenommen sind. Hier ist die Quelle reichsten Mißverstehens dieser arabischen Steppenmenschen. Zwar hat schon J. L. Burckhardt - einer der wenigen wirklichen Kenner beduinischen Lebens - diese Quelle aufgewiesen, als er schrieb: „Der Araber ist keineswegs das schweigsame Geschöpf, wie ihn einige Reisende schildern; ich habe vielmehr am Araber einen heitern Gesellschafter gefunden ... Ich habe indessen häufige Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit einer Bemerkung zu überzeugen, daß nämlich der Beduine in einer Stadt ganz anders erscheint als in der Wüste. Es ist bekannt, daß die Stadtbewohner, die er verachtet, alberne Ansichten über seine Nation haben, und deshalb bemüht er sich, ihnen dadurch zu imponieren, daß er eine Miene von schweigsamem Scharfblick und fester Entschlossenheit affiziert. Die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind dar-

auf berechnet, die Unwandelbarkeit seiner Meinungen zu bekunden. Aber diesen Charakter, den er zur Förderung seiner Geschäfte annimmt, legt er mit dem Rücktritt in die Wüste beiseite[1]." Diese schlichten Bemerkungen Burckhardts, die – obschon sie vor mehr als hundert Jahren geschrieben sind – schon deutlich zwischen den rassischen Zügen und dem „angenommenen Charakter" eines Menschen unterscheiden, sind leider bisher wenig beachtet worden.

Jene „düster glühende" Starrheit, die von Zeit zu Zeit ins arabische Antlitz tritt, dient dieser Menschenart gleichsam als ein Gefäß für die Flüchtigkeit ihrer Seele. Das, was die Tafel XXXIII verrät, ist auch hinter dem Antlitz des jungen Scheichs Châlid zu finden, falls man das Wesen des Menschen nicht in seiner Maske sucht. Was wir hier mit dem Worte „Flüchtigkeit" erfassen, kann sich in sehr verschiedenen Eigenschaften und „Stimmungen" der Seele äußern: in Heiterkeit oder in Scheu oder anders. Auf Tafel XXXIII, oberes Bild, tritt sie als Heiterkeit auf, auf dem unteren Bilde als Scheu, bei Châlid als scheinbares Gegenteil zu beiden: als düstere Glut und sprungsichere Gier eines unerbittlichen Raubtiers. Heiter sein und scheu sein, düster, gierig, unerbittlich sein kann man auch auf nordische, auf mittelländische, auf vorderasiatische oder sonst eine rassische Weise; Heiterkeit und Scheu sowohl wie düsteres Wesen, Gier und Unerbittlichkeit sind *Eigenschaften*, nicht rassenhafte Züge: *sie haben mit der Rasse nicht sehr viel zu tun.* Der Beduine auf Tafel XXXIII ist wesentlich heiter, Scheich Châlid ist es – auf unseren Bildern wenigstens – wesentlich nicht, aber die (ursprüngliche) Heiterkeit des ersten und die (zur Schau getragene) düstere Glut des zweiten zeigen den gleichen Stil, die gleiche rassische Linie. Auf diese aber kommt es an, wenn wir Rassenseelenforschung treiben. Es ist nicht zu leugnen, daß solche Unterscheidungen manchmal schwierig und daher unbeliebt sind; doch sie sind unausweichlich für den, der wirklich die *rassischen Züge* der Seele erfassen und nicht statt ihrer immer wieder nur einen Klumpen beliebiger Eigenschaften greifen will.

---

[1] J. L. Burckhardt, Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. Weimar 1831. S. 150.

Der nordische Mensch lebt „gegenüber" der Welt und erlebt sie als seinen Gegenstand, den er sachlich anfaßt, um etwas daran zu leisten. Er faßt auch sich selbst als Glied dieser Sachwelt auf und vermag es daher, sich selbst gegenüberzutreten und an sich selbst etwas zu leisten, als wäre er eine Sache. Sich selbst zu beherrschen, ist auf Nordisch möglich als eine freie Leistung am eigenen Selbst. - Eine solche Haltung ist den Menschen, die unsere Bilder zeigen, unmöglich und unbegreiflich. Wie ihr Leben ihnen von Augenblick zu Augenblick als Beute zufällt, als ein Brocken Gottes, so fallen sie auch selbst dem Augenblick zur Beute. Selbstbeherrschung im eigentlichen Sinne - daß ein Mensch an sich selbst herantritt und sich selber hält -, all das ist hier ganz sinnlos. Der Augenblick „fällt zu" und befällt dann die Seele, die an sich selbst ihm völlig preisgegeben ist, wenn nicht ein starres Gerüst, ein künstlicher Panzer sie hält. Darum durchfaßt ein starres Gerüst das ganze arabische Leben als ein Werk von Regeln, die keiner verletzen kann, ohne sich aus der Gemeinschaft auszuschließen; es umgreift und verbirgt aber auch dieses Leben in Gestalt von Rollen und Masken, die etwas anderes sind als dieses Leben selbst oder doch nur eine Erstarrung an der Außenseite dieses Lebens. Wenn ein Mensch dieser Art „sich" zu beherrschen scheint, so beherrscht nicht er sich, sondern ihn hält und stützt und zwingt zugleich dieses starre Gerüste. Ohne dieses würde sein Leben sich verflüchtigen. Diese Starrheit also ist gleichsam die Hülle dieser Flüchtigkeit.

„Das Leben als Beute", so könnte über der Beschreibung des artrechten Lebens dieser Menschen stehen. Das Wort Beute freilich ist dann in einem so weiten Sinne zu verstehen, daß es mehr als nur die Frucht des beduinischen Raubzugs umfaßt. Nicht nur die beduinische Lebensordnung, sondern jede, die vom Gezüge dieser Rasse bestimmt wird, hat letztlich diesen Sinn[1]. Bauern-

---

[1] Das in der Rassenseelenkunde gebräuchliche Wort Gezüge meint eine Gesamtheit von Zügen, die alle von der gleichen Linienführung durchherrscht, von einem und demselben Gestaltgesetze bestimmt sind. (Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Charakter, Bd. I: Das lebendige Antlitz. Frankfurt a. M. 1936.) Das Wort ist zu dem Worte Zug gebildet wie Gebirge zu Berg.

tum - in dem von uns verstandenen germanischen Sinne - ist das fremdeste Gegenstück zu allem, was an Gesittung je aus dieser Rasse hervorgeht. Germanisches Bauerntum verpflichtet sich dem Boden, und zwar so, daß es durch eigene Leistung die Leistung des Bodens steigert. Beide, der Bauer und sein Boden, schaffen ineinander. Der Bauer faßt den Boden an als etwas, von dem er Leistung fordert und dem er zur Leistung verhilft. Aber der Boden fordert auch vom Bauern, daß er ihn, den Boden, baue: der Boden fordert Leistung. „Das Leben als Leistung", so steht über allem germanischen Leben. Was dem germanischen Menschen den Sinn seines Lebens ausmacht, das bedeutet dem Ursemiten Vertreibung aus dem Paradiese.

„Beute", so sagen wir, soll hier nicht nur als Frucht eines beduinischen Raubzugs verstanden werden, sondern in einem weiten Sinne, der in alle Lebensbereiche dieser Rasse hineinreicht. Wir sehen auf Tafel XXXIV, unten links, einen Mann dieser Art; er ist zwar Beduine wie der vorige, aber im Augenblick, als diese Aufnahme fiel, nicht mit einem Raub im gewöhnlichen Sinne beschäftigt. Er hatte zuvor ein Preisgedicht gesprochen, in dem er mich als großen „Scheich der Deutschen" feierte; dafür erhielt er von mir ein Geschenk, dazu reichliches Lob seiner Dichtkunst und freundschaftliche Beachtung. Dieses Lob und diese Beachtung von „einem der Großen" bedeutet ihm mehr als jedes Sachgeschenk: es ist für ihn ein Brocken Gottes, der ihm zufällt und den er nun mit geschlossenen Augen auffängt. Der Ausdruck unseres Bildes zeigt, wie dieser Mensch seinen Augenblick erlebt - einen höchsten Augenblick in seinem Erlebnisbereiche: er zieht sich mit seiner Beute in einen geschützten Winkel seines Inneren zurück, so wie ein Raubtier seinen erschnappten Bissen sichert. Ganz Ähnliches zeigt auch das letzte Bild dieser Tafel (unten rechts). Ein Mädchen, das - von einem leichten negerischen Einschlag abgesehen - die Gestalt dieser Rasse deutlich genug verkörpert, genießt hier einen höchsten Augenblick: beachtet und ausgezeichnet zu werden. Die Auszeichnung bestand diesmal in der Lichtbildaufnahme selbst, von der dieses Mädchen wohl wußte, daß sie vor sich ging. (Die bisher gezeigten Menschen sind fast alle ohne ihr Wissen abgebildet.) Doch dieses Mädchen ist keine

Beduinentochter, sondern stammt aus einem südarabischen Ghetto: es ist eine jemenitische Jüdin. Die Gesellschaft, der sie angehört, und der Geist, in dem sie erzogen wurde, sind völlig unbeduinisch; aber das Blut ist dasselbe wie dort und mit ihm das seelische Gezüge. Der höchste Augenblick wird aufgefangen als ein Pfennig Gottes, der von oben zufällt, und wird dann in die innere Höhle geschleppt.

„Beute" wird in solchem Leben das Geringste und das Erhabenste. Im Bereiche des Glaubens heißt sie „Wunder" und - auffangbar freilich dann nur für die Auserwählten - „Offenbarung". Auch Offenbarung „fällt zu" durch „die Gnade" Gottes.

Offenbarung ist, so scheint es, der höchste Wert im Wertbereiche dieser Menschenart, darum nennen wir diese den Offenbarungsmenschen. Offenbarung erscheint hier als die edelste Beute. Nannten wir den nordischen Menschen - nach dem höchsten Werte seines Wertbereiches - den Leistungsmenschen, so bietet sich für die Rasse des Ursemiten nur jener Name an. Wenn aber der nordische Mensch nach der Landschaft des Nordens benannt ist, dann müssen wir den Offenbarungsmenschen nach jener Landschaft nennen, die das stilgemäße Lebensfeld darstellt für seine seelische Bewegung. Das ist die weiträumige Landschaft der arabischen Steppen, die von Wüsten durchgriffen ist wie das Festland von Meeresarmen und die wir deshalb als „Wüstenland" bezeichnen. So gibt sich für den Offenbarungsmenschen die Bezeichnung „wüstenländische Rasse"[1].

---

[1] „Wüstenländisch" soll nicht sagen, daß diese Menschen in der Wüste lebten, denn in der Wüste können Menschen so wenig dauernd leben wie auf dem Meere. So will ja auch das Wort mittelländische (mittelmeerländische, mediterrane) Rasse nicht sagen, daß diese Menschen in oder auf dem Mittelmeere lebten, sondern in den Ländern, die es säumen. - Für die wüstenländische Rasse wird auch die Bezeichnung „orientalische Rasse" gebraucht, die jeder notwendig ablehnt, der das Morgenland noch anders kennt als nur von Gesellschaftsreisen. Die Bezeichnung „orientalische Sprachen" läßt sich immerhin sachlich rechtfertigen; ebenso könnte man von orientalischen Rassen (in der Mehrzahl) reden, denn es gibt im Morgenlande viele Rassen, die untereinander sehr verschieden und doch alle „orientalisch" sind. Aber eine bestimmte einzelne Rasse des Morgenlandes als die orientalische zu bezeichnen, ist mindestens unwissenschaftlich.

Nur selten finden sich – auch unter den Beduinen des Wüstenlandes – heute noch völlig reine Vertreter dieser Rasse. Andererseits ist sie nicht nur unter den Wanderhirten der Steppen, sondern auch unter den seßhaften Menschen des Morgenlandes zu finden, zumal in den arabischen Städten. Aber seßhaftes Dasein hemmt die Entfaltung ihres artrechten Lebens, darum gedeihen in Dorf und Stadt diese Menschen minder gut als andere morgenländische Rassen. Im Menschenbilde der arabischen Dörfer und Städte überwiegen die Züge einer anderen Rasse, die seßhaft ist ihrem Wesen nach, wennschon der Boden, auf dem sie baut, ihr etwas völlig anderes bedeutet als dem germanischen Menschen. Die Landschaft, die den stilgemäßen Hintergrund zur seelischen Gestalt dieser Rasse bildet, ist, wie es scheint, in Kleinasien zu suchen; von dort aus hat sie zunächst den vorderasiatischen Raum des Morgenlandes besetzt und schob sich von da aus weiter. Wir nennen sie daher die vorderasiatische Rasse.

Wer die Basare arabisch sprechender Städte durchwandert und sich die Menschen ansieht, der findet in dem brodelnden Rassengewühle immer wieder die Züge dieser beiden Rassen: der wüstenländischen und der vorderasiatischen. Meist sind sie im einzelnen Menschen miteinander vermischt; bisweilen aber treten beide Gestalten noch deutlich auseinander. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in der Altstadt von Jerusalem etwas zum Essen kaufte und erst zu einem schlanken Jungen geriet, der mich anlächelte wie jener Beduine auf Tafel XXXIII. Er bot mir die gewünschten Früchte feil, spielte mit mir eine Zeitlang um den Preis und schob dann schnell, wie es schien, die vereinbarte Zahl von Früchten in eine Tüte. Dann nahm er strahlend die Münze in Empfang. Der Glanz dieses Strahlens schien mir ein wenig verdächtig. Ich zählte die erstandene Ware nach, und siehe: statt vierzehn Früchten waren es nur elf. Ich erzählte ihm dies sofort ohne Vorwurf. Da lachte er und gab mir die fehlenden drei. Von Scham oder nur Ertapptheit keine Spur. Mal reingefallen. Eine kleine Beute entwischt. Macht nichts: das nächste Mal!

Damit ist diese Geschichte noch nicht ganz zu Ende. Ich ging die Gasse weiter bis zu einem Laden, in dem ein bärtiger Mann mit schwerer Nase saß.

Der glich in Antlitz und Miene den beiden oberen Bildern unserer Tafel VII. Er bot die gleiche Ware, und ich kaufte auch bei ihm. Das Handeln um den Preis war hier kein leichtes, flüchtiges Spielen, sondern ein zäher Rechtsstreit. Er suchte mir zu beweisen, daß der von ihm geforderte Preis „der rechte" sei. Doch schließlich einigten wir uns auf dieselbe Zahl wie vorhin. Und wieder nahm ich meine Tüte in Empfang. Der Händler griff nach einem frommen Buch, das immer dalag, und schaute weg von mir. Ich zählte nach, und wieder fehlten drei Früchte. Ich teilte ihm das Ergebnis meiner Zählung ohne Vorwurf mit. Der Händler tat erst, als höre er mich nicht, dann „bewies" er mir, er habe mir richtig gegeben, und wurde immer heftiger in der Beteuerung seines Rechts. Ich hörte mir diese Übung spitzfindigen Geistes ruhig an und sagte dann: „Erlaube!" Damit nahm ich mir die drei fehlenden Früchte von seinem Tisch und schaute gespannt, was nun erfolgen würde.

Der Händler fuhr erst hoch, erhob beide Arme, schrie: „Raub! Raub!" und ergriff dann sein frommes Buch, das er mit beiden Händen vor mich hinhielt. Ich war ein wenig im Zweifel, ob er wirklich an seine immer jäher und keuchender hervorgestoßenen Rechtsbeweise glaube oder nicht; dann sprach ich in Ruhe: „O Kenner der Schrift, verschwende nicht deine Gelehrsamkeit an uns. Denn es bedarf hier keiner anderen Wissenschaft als der Zahlen von eins bis vierzehn. Die aber sind uns bekannt." Da lachten alle, die uns umstanden, und ich lachte mit. Der Händler öffnete mehrmals den Mund zum Sprechen, doch brachte er kein Wort, nur ein heiseres Krächzen heraus. Er stand gereckt, mit zurückgelegtem Kopfe, so daß sein Bart in die Luft stand, und umkrallte das Buch, als ich ging.

So deutlich unterscheiden sich diese beiden morgenländischen Rassen, so grundverschieden ist ihr Verhalten gegenüber dem „gleichen" Geschehnis. Der eine wirkt völlig zufällig in dieser städtischen Gasse und in dem engen steinernen Gelaß, das ihm als Kaufladen dient. Kann sein, daß er am nächsten Morgen nicht mehr da ist oder doch im Monat Moharram umzieht – ohne vernünftigen Grund, nur so. Der andere aber richtet sich ein, wo er ist: ihn stört nicht der enge Bezirk, er weiß jede Ecke zu nutzen. Das Vielgefaltete, das

Enggebogene, das Kniffliche, Verwickelte, das eben ist sein Lebensfeld. Ein Blick auf jene beiden Bilder auf Tafel VII (oben) sagt genug. Dieser Mann ist ein Korangelehrter und Rechtsanwalt in einer palästinischen Stadt. Ein Araber von vorderasiatischer Rasse. Wir fänden annähernd das gleiche Antlitz auch unter Juden fast der ganzen Erde. Der Blick dieser Augen richtet sich niemals geradezu auf sein Ziel, sondern windet sich immer wie durch Schwierigkeiten. Eine Sache einfach, gelassen und natürlich zu nehmen, ist ihm fremd: er muß sie verwickeln, überspitzen, muß sie knifflig machen, ehe er sie greifen kann[1].

Es geht nicht an, diese Züge allein aus dem städtischen Leben abzuleiten, denn erstens treten sie bei anderen Rassen unter gleichen äußeren Bedingungen nicht auf, und zum andern finden wir sie auch außerhalb der Städte bei den Menschen dieser Rasse, z. B. bei arabischen Bauern. Die Dinge liegen gerade umgekehrt: weil in der seelischen Gestalt dieser Rasse jene oben beschriebenen Züge vorgezeichnet sind, darum eignet sie sich zu gewissen Formen städtischen, d. h. eingehegten Lebens: sie ist in einer bestimmten, nur ihr eigenen Weise stadtfähig, und zwar ghettofähig. Allem einfach natürlichen Leben entfremdet sie sich leicht, weil ihr Wesen nicht einfach ist, und gegenüber allem schlicht Lebendigen gerät sie dann in eine währende Stimmung des Mißmuts, der deutlich aus Tafel XXXV spricht. Das Bild zeigt einen Juden aus der innerasiatischen Stadt Buchara (Usbekistan); in seiner Erscheinung überwiegen vorderasiatische Linien, wennschon dazwischen auch Züge anderer Rassen bemerkbar sind. Der Mann übt das an sich keineswegs verwickelte oder spitzfindige Handwerk eines – wir würden sagen: – Schlächtermeisters aus. Im Rahmen vorderasiatischen Lebens aber war es möglich, aus diesem an sich einfachen und rauhen Gewerbe eine Art spitzfindiger Wissen-

[1] Vielleicht scheint es manchem Beschauer dieser Bilder, wir überschätzten ihren Ausdruck und beachteten zu wenig die Wirkung der grellen Sonne auf die Augen: hier sei nicht das Kniffliche wesentlich, sondern das Gekniffene. Ich empfehle daher, den Ausdruck dieser Bilder etwa mit Bild 1 und 2 meines Buches „Rasse und Seele" zu vergleichen: mit Bildern, die in nicht minder grellem Lichte aufgenommen sind.

schaft zu machen. Das Antlitz, in das uns diese beiden Bilder schauen lassen, scheint denn auch eher das eines durch Vielwissen menschlich unsicher gewordenen Gelehrten als das eines Handwerkers zu sein. Der jüdische Schächter (Schochet) ist nicht ein bloßer Schlächtermeister, sondern er ist einer der gelehrtesten Männer innerhalb der jüdischen Gemeinde: er beherrscht ein vielfältiges Wissen von unzähligen, höchst verwickelten Vorschriften kirchlicher Satzung, nach denen Tiere nicht geschlachtet, nicht getötet (denn „du sollst nicht töten"), sondern nur eben vom Leben zum Tode befördert, nämlich „geschächtet" werden dürfen und sollen.

Überall dort, wo das Gepräge vorderasiatischen Lebens sich als beherrschend durchsetzt in einer Gemeinschaft, werden alle Berufe, selbst die an sich einfachsten Gewerbe, dazu neigen, einen Zug ins Verwickelte zu gewinnen, der auch den „einfachen Mann" ein wenig dem Gelehrten, besser: dem Wissenden, ähnlich macht. Als ein Gelehrter in diesem Sinne zu gelten, kann hier der Ehrgeiz selbst eines Lastträgers sein. „Du bist ein großer Gelehrter", sagt ein hochgebildeter Jude zu dem alten jüdischen Mann aus Aleppo, den das letzte Bild (Tafel XXXVI, unten) uns vorführt; und der Alte streicht in äußerster Befriedigung den Bart, denn ein höheres Lob kennt er nicht. Was im Bereiche kriegerischer Rassen der Held ist (etwa als Soldat, als Torero oder als Sportsmann), das ist hier der Wissende. Wenn Männer anderer Rassen nach der Waffe greifen, dann greifen diese nach „dem Buche" oder nach einem gebuchten, buchstäblich und satzungsmäßig bescheinigten Anspruch: nach „ihrem Schein". Das gilt nicht allein von ghettofähigen Juden, sondern auch von Muslimen und Sektierern der arabischen Städte, soweit sie vorderasiatischer Rasse und daher ghettofähig sind. (Das Wort „Ghetto" soll hier nicht eine Erscheinung nur der jüdischen Geschichte bedeuten: ghettoähnliche Gemeinschaftsbildung findet sich auch in arabischen Städten, und zwar ohne jeden ersichtlichen äußeren Zwang.)

„Das Buch" steht im Mittelpunkte alles vorderasiatischen Lebens, und dieses Buch erhebt den Anspruch, allem Leben zeitlos seine Schranke zu setzen. Nur in den Schranken solcher unbedingten Satzung darf Leben sich entfalten,

und solche Beschränkung heißt hier Vergeistigung. Geistiges Schaffen ist hier möglich nur als Auslegung. Denn die Satzung bestimmt die Grenze und enthält zugleich die Summe alles Geistes. Geistige Entwicklung, wie wir sie verstehen, ist im Sinne dieses Geistes widersinnig: nicht Geist zu *ent*wickeln gilt es, sondern ihn zu *ver*wickeln, ihn immer spitzfindiger, immer lebensfeindlicher zu machen. Denn der „Geist" dieser Art ist Widersacher des „Fleisches".

Aus diesem Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch entspringt das Artgesetz dieser Rasse: aus diesem Zwiespalt lebt sie und in ihn lebt sie sich auch wieder hinein. Wennschon der artrechte Weg sie auf die Seite des Geistes führt und durch „Vergeistigung" nach *Erlösung* vom Fleische drängt, so liegt es doch im Wesen solchen Erlebens, daß die Erlösung niemals wirklich erreicht wird, da Geist und Fleisch ihrer Trennung widerstreben. Der Mensch ist „sündig", denn er ist dem Fleische verhaftet; er ist „sündig" um dieses Zwiespalts willen. Diese Ursünde oder Erbsünde ist ein vorderasiatisches Erlebnis. „Der Mensch", wie diese Rasse ihn versteht, muß den Weg der Erlösung von der Sünde gehen, aber die Erlösung liegt im Unendlichen. Jeder jähe Abbruch wirkt in solchem Leben peinlich: es muß immer noch weiter gehen, denn wo ein Ende ist, da ist keine Vergeistigung mehr, kein Weg zur Erlösung. „Besser ein lebender Hund als ein toter Löwe[1]."

Der vorderasiatische *Erlösungsmensch* hat kaum einen Zug mit dem wüstenländischen Offenbarungsmenschen, dem Ursemiten, gemein. Doch haben die Völker semitischer Sprache im Laufe ihrer Geschichte so viel vorderasiatisches Blut in sich aufgenommen, daß heute aus der semitischen Welt sich die Züge des Erlösungsmenschen schwerer wegdenken lassen als aus der germanischen Welt die Züge des fälischen Verharrungsmenschen[2]. Wo Semitentum wesentlich wüstenländisch verbleibt, da bleibt es geschichtslos wie die Nomadenstämme der arabischen Steppe: wer „im Augenblick" lebt, bleibt immer

[1] Prediger Salomo 9, 4.

[2] Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Seele, 2. Abschn.: Der Verharrungsmensch; bes. S. 42 ff.

auf einem Punkte. Wenn semitisches Leben in eine geschichtliche Gärung geriet, dann geschah es von städtischen Mittelpunkten aus; von dort aus also, wo auch das vorderasiatische Blut ins semitische Leben einfloß. Auf unseren Tafeln XIV, XV, XXXI, XXXII und XXXVI (oberes Bild) sehen wir wüstenländische und vorderasiatische Linien jeweils in einem Antlitz so verschmolzen, daß kaum noch zu zeigen ist, in welchen Zügen mehr das eine Artgesetz sich ausspricht und in welchem mehr das andre. Beiderlei Linien sind da selbst durch feinste Stilkritik kaum noch voneinander lösbar. Soll das Wort „semitisch" auch innerhalb der Rassenkunde einen Sinn behalten, der wesentlich übereinstimmt mit der Bedeutung, in der das Wort in den Geschichtswissenschaften gebraucht wird - in der Kulturgeschichte, zumal der Sprachgeschichte, aber auch in der Völkerkunde -, dann müssen wir den Sinn dieses Wortes deutlich absetzen von jenem Sinne, in dem wir hier das Wort „ursemitisch" gebrauchten. Als u r s e m i t i s c h kann der Lebensstil und Lebensausdruck nur der wüstenländischen Rasse gelten, während wir als s e m i t i s c h auch das und gerade das bezeichnen, was entsteht, wenn wüstenländisches Blut durch Anmischungen vorderasiatischen Blutes in geschichtliche Gärung gebracht wird. Das Ursemitische muß dasein in allem, was Semitisch heißen kann: es muß gleichsam der Grundstoff sein, mit dessen Schwinden kein semitisches Leben, keine semitische Kultur mehr möglich ist - wie germanische Kultur nicht möglich ist, wo der nordische Grundstoff schwindet. Aber aus keinem der semitischen Kulturgebilde, die aus dem Morgenlande auf unsere eigene geschichtliche Entwicklung herüber gewirkt haben und noch heute wirken - wir brauchen nur an die Geschichte des abendländischen Glaubenslebens zu denken -, sind die Züge des vorderasiatischen Erlösungsmenschen wegzustreichen. Etwas von unserem eigenen Schicksal ist es, dem wir ins Auge schauen und mit dem wir ringen, wenn uns eine Erkenntnis semitischen Wesens gelingt.

Inhalt

Bildverzeichnis

u. Ferd. Clauß · SEMITEN DER WÜSTE UNTER SICH